Heft 4, Dezember 2019 / 99. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Michael Kohler
Eisenbahnstraße 43
76344 Eggenstein
Tel. (07 21) 47 04 93 52
E-Mail: michael.kohler@kohler-media.com

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Rosastraße 9
79098 Freiburg
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 37,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 12 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 9 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Umschlagbild: Collage aus Bildern, die in den Aufsätzen zum Schwerpunktthema »Lebenswege von Frauen in Baden« verwendet wurden.
Fotos: Hildegard Doll (privat), Ursula Speckamp (privat), Hilde Hardock (privat), Silvia Diana Tataru (privat), Gemeinfrei, Badische Landesbibliothek.

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 548

Zu diesem Heft
Michael Kohler 549

LEBENSWEGE VON FRAUEN IN BADEN

Autobiografische Texte
Ursula Speckamp, Stephanie Zumbrink 550

Hildegard Doll aus Edingen-Neckarhausen 550

Hilde Hardock aus Obergrombach im Kraichgau 556

Eva Wäckerle aus Lahr 563

Maria Lauber aus Donaueschingen 566

Isabel Raach aus Freiburg-St. Georgen 568

Johanna Regnath aus Freiburg 571

Ursula Speckamp aus Freiburg 574

Silvia Diana Tătaru aus Freiburg 578

Eva-Maria Schüle aus Freiburg 581

Ulrike Lenhardt aus Bischoffingen (Kaiserstuhl) 584

Monika Hollstein aus Kandern 585

Eine (fast) vergessene Karlsruherin: Agnes Prinzessin zu Salm-Salm
Hans H. Klein 587

Frauenpersönlichkeiten – Frauenemanzipation
Heinrich Hansjakob über Frauen
Ursula Speckamp 595

Irdene Leidenschaft
Emma Bregger:
Ein Leben für die keramische Kunst
Bernhard Oeschger 607

Ein außergewöhnlicher Fund aus der Zeit der Großherzogin Luise von Baden
Gisela Timpte 613

Zwei Frauen im badischen Landtag: Marianne Weber und Marie Bernays
Markus Werz 622

Wege der Frauen in die Parteipolitik und die ersten Frauen im Badischen Landtag von 1919
Heinrich Hauß 633

AUFSÄTZE

Der Gott im Baum
Wolf Hockenjos 642

Natur am Oberrhein: Der stille Verlust der Vielfalt
Axel Mayer 646

Der Donaueschinger Wigalois
Ein Artusritter kehrt zurück
Julia Freifrau Hiller von Gaertringen ... 655

Kirchliches Amt und politisches Mandat
Vier evangelische Theologen als badische Landtagsabgeordnete zu Beginn der Weimarer Republik
Gerhard Schwinge 666

Martin Vogt – Ein fast vergessener Kirchenmusiker und seine Vertonungen von Hebel-Gedichten
»Es ist alles componirt – und auch geschrieben«
Elmar Vogt 680

DENKMALSCHUTZ

Denkmalschutzpreis 2020 685

25 Jahre UNESCO-Weltkulturerbe Kloster Maulbronn KLOSTER DES JAHRES 2019
Volker Kronemayer 685

Offener Brief vom 18.10.2019 der Initiative »Unser Karlsruhe – lebenswert – nachhaltig – klimagerecht« 686

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

Ritter – Landespatron – Jugendidol Markgraf Bernhard II. von Baden
Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe
Heinrich Hauß 688

AKTUELLE INFORMATIONEN

Mundartwettbewerb »De Gnitze Griffel«
Volker Kronemayer 691

Verleihung der Ehrennadel des AK Heimatpflege 2019
Volker Kronemayer 692

AUS DEM LANDESVEREIN

Regionalgruppe Freiburg
Veranstaltungen 1. Halbjahr 2020 694

PERSONALIA

Zum Gedenken an Dr. Erhard Richter
Ein Leben für die Geschichte
Elmar Vogt 695

Wir trauern um Dr. Hans-Jürgen Vogt
Volker Kronemayer 696

Buchbesprechungen 697

Editorial

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde der Badischen Heimat,

vor 100 Jahren hat es in Baden für die Frauenbewegung einen entscheidenden Durchbruch gegeben. Das neue Wahlrecht sah vor, dass Frauen in den Landtag gewählt werden konnten, und so zogen 1919 die ersten weiblichen Abgeordneten in das neue, demokratisch legitimierte Parlament ein.

Dies ist Anlass für uns gewesen, ein Schwerpunktheft zum Thema »Frauen in Baden« herauszugeben. Ursula Speckamp und Stephanie Zumbrink haben sich dieses Heftes angenommen und dafür einen ungewöhnlichen Weg beschritten. Neben einigen Aufsätzen zu verschiedenen Frauen-Themen finden sich elf autobiografische Berichte von Frauen aus Baden. Lebensbilder aus dem Norden und dem Süden – ältere und jüngere Frauen mit unterschiedlichen Lebensläufen, die aber alle in Baden beheimatet sind oder eine neue Heimat gefunden haben.

Ich glaube, dass in der recht großen Flut von Veröffentlichungen zu diesem Thema diese Lebensberichte einen besonderen Reiz haben und Interesse finden werden.

Allen Beteiligten gilt unser Dank.

Neben den Lebensbildern und den Aufsätzen sticht die Ausstellungsbesprechung von Heinrich Hauß – auch zu einem Frauenthema – hervor. Ich bin sehr froh, dass mit der Besprechung sichtbar wird: Heinrich Hauß ist, auch nach seinem Ausscheiden aus dem operativen Geschäft, der Badischen Heimat eng verbunden geblieben.

Im zurückliegenden Jahr ist der langjährige Vorsitzende der Regionalgruppe Karlsruhe, Dr. Hans-Jürgen Vogt, von uns gegangen. Er hat sich um die Badische Heimat in vielen Jahren verdient gemacht. Wir veröffentlichen in diesem Heft den Text der Traueransprache, die unser stellvertretender Vorsitzender, Dr. Volker Kronemayer, bei seiner Beerdigung gehalten hat. Zugleich beglückwünsche ich seine Nachfolgerin als neue Vorsitzende der Regionalgruppe Karlsruhe, Frau Marthamaria Drützler-Heilgeist, die sich schon seit vielen Jahren für unsere Arbeit engagiert. Ich freue mich auf eine gute Zusammenarbeit.

Auch dem neuen Vorsitzenden der Regionalgruppe Pforzheim, Herrn Jeff Klotz, meinen herzlichen Glückwunsch. Vor allem ist es bemerkenswert, dass wir in ihm nun auch einen so jungen Vorsitzenden haben. Das lässt hoffen!

Im Übrigen freut es mich, dass das neuste Buch der Schriftenreihe von Ursula Speckamp: *Vier zukunftsweisende Denker vom Oberrhein – Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob, Albert Schweitzer, Reinold Schneider* eine erfreuliche Resonanz und Abnahme gefunden hat. Und das nächste Buch der Schriftenreihe ist bereits auf dem Weg. Zum 900-jährigen Jubiläum der Stadt Freiburg wird die Badische Heimat einen Band mit dem Titel *Freiburg auf dem Weg zur »Green City« – Ein Buch zum Stadtjubiläum* herausgeben.

Und nun bedanke ich mich für Ihre Verbundenheit zum Landesverein Badische Heimat. Ich wünsche Ihnen allen besinnliche Festtage und alles Gute zum neuen Jahr 2020.

Sven von Ungern-Sternberg

Zu diesem Heft

2019 war ein Jahr der Schwerpunkthefte für die Badische Heimat. Den Anfang machte unsere Publikation zu »1250 Jahre Hockenheim«, danach kam unser Heft zum Thema »1250 Jahre Kraichgau« und Ausgabe 3 widmete sich im September dem »Neckar-Odenwald-Kreis«. Alle drei Veröffentlichungen erfreuten sich eines sehr großen Zuspruchs, Heft 1 und Heft 2 sind mittlerweile sogar vergriffen. Die letzte Ausgabe unserer Vierteljahresschrift in diesem Jahr widmet sich nun »Lebenswegen von Frauen in Baden«. Dr. Ursula Speckamp und Frau Stephanie Zumbrink haben autobiografische Texte von Frauen zusammengestellt, die allesamt eine besondere Verbindung zu Baden haben. Die Leserinnen und Leser erhalten so spannende Einblicke in die Lebensläufe von Frauen, die unterschiedlichen Alterskohorten angehören und auf je eigene Erfahrungsräume zurückblicken. Die Redaktion dankt Frau Dr. Speckamp und Frau Zumbrink für das große Engagement, mit dem sie das Schwerpunktthema des Heftes gestaltet haben.

Eine besondere Bedeutung für den Kulturstandort Baden kommt der Anschaffung der ehemals Donaueschinger Wigalois-Handschrift (Cod. Don. 71) durch die Badische Landesbibliothek zu. Mit Unterstützung der Ernst von Siemens Kunststiftung, der Kulturstiftung der Länder, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Wüstenrot-Stiftung konnte dieses »nationale Kulturdenkmal von exzeptionellem Wert« erworben werden. Der Codex, der sich jetzt in Karlsruhe befindet, wurde um 1420 in der Lauber-Werkstatt im oberrheinischen Hagenau produziert und kehrt nach vielen Jahren in seinen ursprünglichen Sammlungskontext zurück.

Wir freuen uns sehr, in der Badischen Heimat den Aufsatz »Der Donaueschinger Wigalois« der Direktorin der Badischen Landesbibliothek, Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen, präsentieren zu können. Sie beschreibt in Ihrem Aufsatz kenntnisreich die wendungsreiche Geschichte der Handschrift und führt in den Inhalt des Epos ein.

An dieser Stelle möchte ich ein Versäumnis nachholen: Im Aufsatz »Sprache und Dialekt: Der Neckar-Odenwald-Kreis« von Manfred Pfaus in Heft 3/19 haben wir Karten und Abbildungen verwendet, die aus dem Badischen Wörterbuch entnommen wurden. Leider fehlte in diesem Beitrag der Bildnachweis. Die Redaktion dankt Herrn Dr. Tobias Streck (Leitung Arbeitsstelle Badisches Wörterbuch) für den Hinweis und die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen
Michael Kohler, Chefredakteur

Lebenswege von Frauen in Baden

Autobiografische Texte

Ein Wort zuvor

100 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Dieses Ereignis bewog uns, ein Heft der Badischen Heimat dem Thema »Frauen« zu widmen.

In der Vorbereitungsphase stellten sich zu den historischen Themen Fragen nach den Lebensumständen von Frauen heute. Was verstehen Frauen, die heute in Baden wohnen, unter »Heimat« – und was macht diese aus. Wie verwurzelt sind sie, wenn sie nicht ursprünglich aus Baden stammen, sondern aus anderen Teilen Deutschlands oder anderen Ländern kommen. Was hilft in der alten oder neuen »Heimat« – der Beruf, die Familie, die Religion, die Landschaft? Spielt der Dialekt eine Rolle?

Der erste Teil des Heftes wandelt daher auf ungewohnten Wegen: Frauen aller Altersstufen von Nord- bis Südbaden berichten aus ihrem Leben. Einige Fragen zum Thema »Heimat« dienten als Leitfaden. Entstanden sind unterschiedliche Beiträge, einige Frauen haben in Interviewform geantwortet, bei anderen Texten scheinen die Fragen nur durch.

Den Anfang macht die 97-jährige Hildegard Doll aus Edingen-Neckarhausen, die ihrem Enkel Dominic Egger aus ihrem Leben erzählt. Von Neckarhausen geht es weiter nach Süden, in den Kaiserstuhl, nach Freiburg, auf die Baar. Elf Frauen – elf Lebensgeschichten von Frauen in Baden.

Ursula Speckamp, Stephanie Zumbrink

Hildegard Doll aus Edingen-Neckarhausen

»Es gibt sottiche und sottiche«

Meine Großmutter, Hildegard Doll, sitzt an ihrem Esstisch. Neben ihr die Mineraliensammlung aus mehreren Jahrzehnten, im Hintergrund tickt die Pendeluhr aus beigem Bast und Messing, die ihr verstorbener Mann selbst konstruiert hat. Während sie von ihrem Leben erzählt, streicht die lebhafte 97-jährige immer wieder mit ihren Händen über den Tisch – Hände, die in zehn Jahrzehnten selten stillhielten.

Du hast ein richtig badisches Leben hinter dir, hat es sich doch weitestgehend zwischen Rastatt und der Kurpfalz abgespielt. Doch geboren bist du im Kleinen Odenwald.

Ja, bewegte Zeiten waren das gleich ab 1922. Da bin ich als eines von zehn Geschwistern in der Erziehungsanstalt auf dem Schwarzacher Hof geboren. Deshalb bin ich so gut erzogen (lacht). Mein Vater war in der Zeit Leiter der Erziehungsanstalt, die heute zur Johannes-Diakonie Mosbach gehört. Bis auf meine kleine Schwester und ich sind alle Geschwister in Lahr geboren, wo der Vater eine Privatrealschule führte. Damals gehörte Straßburg zu Deutschland, und von dort kamen etliche Internatskinder. Als Straßburg wieder französisch wurde, lösten sie die Realschule auf. Nach drei Jahren in Schwarzach kam mein Vater als Religionslehrer in die Berufsschule und ins Gymnasium nach Rastatt.

Dort bist auch du in die Schule gegangen.
Die Großen haben alle in Rastatt Abitur gemacht. Der Deutschlehrer war ganz vernarrt in meine großen Geschwister: Mein Bruder Walter war für ihn wichtig, Hanna, die später Internatsleiterin an der Thadden-Schule in Heidelberg-Wieblingen wurde, natürlich auch und der Gotthilf hat ihm wegen seinem Geigenspiel so imponiert. Die hat er mir immer vorgehalten. Ich hatte zwar kein schlechtes Zeugnis, aber habe mich im Unterricht eher zurückgehalten. In der Sexta habe ich sogar einen Preis gekriegt, wegen guter Noten. Also hätte ich auch Abitur gemacht, aber der Lehrer hat es mir vermiest.

Du hast dann entschieden, das Gymnasium zu verlassen.
Mit der mittleren Reife bin ich von der Schule abgegangen – das war ja schon im Dritten Reich, wo jeder entweder ein Jahr Arbeitsdienst oder ein Dreivierteljahr Landdienst leisten musste. Ich habe mich für den Landdienst entschieden, weil er kürzer war. Den habe ich von Oktober 1937 bis Juli 1938 nicht weit von Neckarhausen, in Lützelsachsen an der Bergstraße, geleistet. Für mich war das eine schlimme Zeit, weil ich, mit gerade einmal 15 Jahren, weit weg von der Heimat war. In dieser Zeit habe ich immer viel mit meiner Schwester Hanna geschrieben, das gab mir Halt.

Danach ging's aber doch wieder in die Schule.
Ab Juli 1938 bin ich dann etwas verspätet – Schuljahrsbeginn war im April – in die höhere Handelsschule eingetreten. Doch dann bekam ich das Angebot, in einer Rastatter Eisenhandlung in die Lehre zu gehen. Wie mein Vater, so kam auch der Chef, Herr Gra-

Die zehn Kinder der Familie Brenner in Rastatt Hildegard Doll, geb. Brenner (2. v. l.) (Foto: privat)

Hildegard Doll, geb. Brenner, sitzt in der ersten Reihe in der Volksschule in Rastatt (Foto: privat)

benstein, aus Helmstadt. Der wusste, aus was für einer Familie ich komme. Stolz war ich, als ich bereits nach anderthalb Jahren Gehalt bekam. Und dort haben wir den ganzen Krieg über gearbeitet.

Der Betrieb ging sogar nach Kriegsende weiter?
Nach dem Kriegsende gehörte Rastatt zur französischen Zone. Alle Männer bis 45 Jahre mussten für zwei Jahre nach Frankreich zum Arbeiten. Auch unser Chef, Herr Grabenstein, musste diesen Dienst leisten. Ich habe ihn begleitet zu seiner Abfahrt. Er hat mir noch verschiedene persönliche Dinge für seine Familie in Helmstadt gegeben.

Was hat das für den Betrieb bedeutet?
Jetzt waren wir drei Mädels aus dem Büro mit drei Hilfsarbeitern alleine – ohne Chef! Wir gehörten aber zu einem großen Konzern, dem Eisenhof von Mannheim. Dessen Hauptstandort war allerdings ausgebombt, und wir saßen daher in Weinheim. Eigentlich sollten sie uns Instruktionen geben, damit wir die Geschäfte weiterführen konnten. Doch sie hatten Angst, bei einem Aufenthalt in Rastatt von den Franzosen verhaftet zu werden. Der Eisenhof hatte nämlich auch eine Niederlassung in Straßburg.

Wie kamt ihr dann an eure Anweisungen?
Wir Mädels mussten alle zwei Wochen mit dem Fahrrad über die Autobahn die 100 Kilometer nach Weinheim fahren. Damals ging die Autobahn bis Ettlingen. In Weinheim bekamen wir dann unsere Instruktionen, um die Geschäfte in Rastatt weiterzuführen.

Das war für euch junge Frauen sicher nicht immer ungefährlich.
Natürlich war das gefährlich! Von der Wohnung meiner Schwester, bei der ich damals wohnte, musste ich an einem früheren Kriegsgefangenenlager vorbei, in dem die nun befreiten Insassen noch immer untergebracht waren. Einmal, als ich vorbeifuhr, ist einer rausgerannt. Er fiel aber hin. Doch dann kam noch einer. Ich hatte die Geistesgegenwart, freiwillig vom Fahrrad abzusteigen und ihm dieses zu geben. So haben sie mich in Ruhe gelassen. Das Fahrrad hatte ich mir während des Krieges eisern zusammengespart, es war erst ein Jahr alt. Von da an musste ich mit dem Herrenrad meines Chefs nach Weinheim fahren. Aber Röcke hatten wir damals sowieso keine an, also war das auch nicht so schlimm.

Und in der Zeit hast du auch deinen Mann, meinen Großvater, kennengelernt.
Georg, meinen späteren Mann, habe ich im Dezember 1945 in Neckargemünd bei meiner Schwester Hanna kennengelernt. Sie hatten eine gemeinsame Bekannte, die meinen Mann dorthin eingeladen hatte, um gemeinsam im Singkreis zu singen. Im Januar hat er mir geschrieben und sich erklärt. Dann haben wir uns getroffen und verlobt. Im Dezember 1946 schließlich haben wir geheiratet. Die Musik ist unser gemeinsames Hobby geblieben.

Georg und Hildegard Doll
beim sonntäglichen Wandern (Foto: privat)

Dein Mann ist in Cannes in eine deutsch-französische Familie geboren. Wie kam er nach Mannheim?
Mein damals schon verstorbener Schwiegervater hatte in Cannes an der Côte d'Azur für den Baron Brüning als Gärtner gearbeitet. Dort lernte er das Kindermädchen des Hauses kennen – eine Französin. Erst kamen die Kinder und dann der Erste Weltkrieg. Gegen Kriegsende wurde mein Schwiegervater als Deutscher auf einer Insel inhaftiert. Seiner Frau boten die Franzosen an, sie könne sich scheiden lassen. Dann blieben sie und die Kinder verschont. Doch sie hielt zu ihrem Mann und wurde mit ihren Kindern für ein Jahr in Viviers, Département Ardèche, interniert. Dort hat sich mein Mann als kleiner Junge ein steifes Bein geholt, das ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. Eine rostige Dose oder etwas ähnliches hatte ihn am Bein getroffen.

Wie kam die Familie dann nach Mannheim?
Nach einem Jahr wurde mein Schwiegervater nach Mannheim entlassen, wo seine Schwester lebte. Sie hatte Kontakte zur Stadt und verschaffte ihm eine Stelle am Mannheimer Wasserturm. Meine Schwiegermutter und die Kinder wurden ebenfalls nach Deutschland abgeschoben. Sie hat es zeitlebens nicht verwunden und nie Deutsch gelernt.

Nach der Hochzeit bist auch du nach Mannheim gezogen.
Mein Mann wohnte damals in den Mannheimer Quadraten – in I1,5 – mit seinen Geschwistern zusammen. Und ich kam noch dazu. Miteinander haben sie nur Französisch gesprochen. Mit meinem Schulfranzösisch habe ich ziemlich viel verstanden. Doch waren die Geschwister Doll so nett, wenn ich im Raum war, auf Deutsch zu wechseln, manchmal mitten im Satz.

War das eine große Umstellung, von Rastatt nach Mannheim zu ziehen?
Nein, ich habe mich nicht fremd gefühlt, sondern schnell Anschluss gefunden. Wir haben ja immer in bis zu drei Chören gesungen.

Und in dieser Nachkriegszeit habt ihr den Gang in die Selbstständigkeit gewagt.
Ein Vierteljahr vor der Währungsreform im Juni 1948 hat sich mein Mann als Graveur selbstständig gemacht, damals noch im eigenen Wohnzimmer. In einer Zeit als niemand Geld erübrigen konnte, um Schmuck, Gewehre oder Uhren gravieren zu lassen. Zum Glück hatten wir einen Kunden – einen Goldschmied –, dessen Sohn gut Englisch konnte. Dadurch hatten wir früh viel Kundschaft aus den Vereinigten Staaten oder England.

So habt ihr, bevor irgendjemand über eine Europäische Wirtschaftsgemeinschaft sprach, schon eure Dienstleistung exportiert …
… und das auch nach Frankreich, weil mein Mann ja fließend Französisch konnte. Dorthin haben wir auch selbst geliefert, ohne den Goldschmied als Zwischenhändler. So wurden wir auch dort bekannt. Als sich die europäischen Graveure in der EFIG zusammenschlossen, wurden aus jedem Land zwei sogenannte Fachidioten ausgewählt. Der eine Vertreter aus Deutschland war ein großer Graveur aus München namens Müller – und mein Mann. Zu einem dieser Fachidioten in Wien habe ich bis heute noch Kontakt.

Und bei den Tagungen der Europäischen Fachidioten ging es um einen fachlichen Austausch?
Ja, es ging immer um einen fachlichen Austausch – und natürlich um den persönlichen. Der Genuss kam dabei auch nicht zu kurz: So haben wir in Frankreich Menüs mit sieben

Eine Tagung der »Europäischen Fachidioten« des Graveurhandwerks an unbekanntem Ort. Georg Doll (m.), Hildegard Doll (r.) (Foto: Privat)

Gängen gegessen. Die Tagungen fanden in ganz Europa statt.

Was waren deine Aufgaben in der Graveurwerkstatt?
Ich musste die Kunden bedienen. Wir hatten ja später über 40 Kunden aus der ganzen Umgebung, die die Arbeiten gebracht haben. Für jeden Kunden hatten wir ein Buch, und einmal pro Monat bekamen sie eine Rechnung. Ich habe aufs Geld geachtet: Bilanz schreiben – das hatte ich in der Handelsschule gelernt. Und dann habe ich alle Hilfsarbeiten an der Maschine geleistet. Schriften gesetzt, darauf geachtet, dass keine Schreibfehler passieren. Unter Selbstständigen war das damals gang und gäbe, dass die Frau mitgearbeitet hat. Mein Mann und ich – wir waren einfach ein eingespieltes Team. Für einen Lehrling oder einen Angestellten hätten wir sowieso keinen Platz gehabt.

Hast du dir einen Lohn ausgezahlt?
Lange galt gesetzlich, dass ich als Ehefrau nicht angestellt werden durfte. Das wurde erst später geändert. Zum Schluss bekam ich daher sogar 1500 DM. Als es dann zur Rente ging, hat mir ein halbes Jahr gefehlt für die Krankenversicherung. Dadurch ist mein Krankenkassenbeitrag heute als freiwillig Versicherte noch höher als gewöhnlich. Ich war in der Rastatter Eisenhandlung zwar sozialversichert. Das zählt aber nicht, weil es so lange her war. Und so habe ich nur 19,5 Jahre in die Krankenkasse eingezahlt.

Du hast also jahrelang mehr als Vollzeit gearbeitet, aber hast nichts dafür bekommen?
Ja, das war ja schließlich verboten. Aber mir bedeutet Geld nichts, wenn's mir nur langt. Und es langt mir. Hauptsache ich kann meine Kosten decken. Millionär muss ich nicht sein. Ich gebe nicht mehr aus, als sein muss, und freue mich, wenn ich euch, meinen Enkeln, noch etwas geben kann.

Als du dann angestellt werden konntest, war das dann für dich eine Genugtuung, ein Gefühl von Gerechtigkeit?
An Gerechtigkeit habe ich da nicht gedacht, ich habe mich einfach gefreut.

So etwas wie Mutterschutz gab es auch nicht?
Ich habe gearbeitet, bis ich Wehen bekommen habe und deine Mutter kam. Eine Freundin aus dem Singkreis hat mich ins Krankenhaus gefahren. Mein Mann hat weitergeschafft. Nach vierzehn Tagen bin ich wieder nach Hause und war dann auch bald wieder an der Maschine gestanden. Die vierzehn Tage haben 120 Mark gekostet. So billig war das damals.

Die Werkstatt hattet ihr damals im Erdgeschoss von I1,5.
Ja. Wir wohnten damals, 1955, immer noch unterm Dach – nur die Geschwister meines Mannes waren ausgezogen. Das erste Viertel-

Die wohlverdiente neue Einrichtung in der Wohnung im Mannheimer I1,5 (Foto: privat)

jahr war deine Mama in einem Wäschekorb. Dann habe ich ihr einen extra großen Laufstall machen lassen. Darin spielte sie zufrieden mit ihrem Spielzeug. Alle zwei Stunden bin ich in den dritten Stock hochgerannt, um nach ihr zu sehen. Da hat sie sich gefreut und sich dann wieder ihren Spielsachen gewidmet.

Wann seid ihr dann mit der Werkstatt nach U3,14 umgezogen?
Anfang der 1960er-Jahre sind wir mit der Werkstatt umgezogen, weil wir mehr Platz brauchten. Wir waren ja so sparsam wie nur etwas, und am Ende hatten wir vier Maschinen – für einen Graveur. Die Werkstatt war sein Leben.

1968 seid ihr mit der Familie nach Edingen-Neckarhausen gezogen. Das hatte auch mit der deutsch-französischen Partnerschaft zu tun. Wie kam es dazu?
Mein Mann war vorher schon öfter in Neckarhausen und der Partnerstadt Plouguerneau in der Bretagne. Daher habe ich vorgeschlagen, dorthin zu ziehen. 1966 hat die Wohnbaugesellschaft GAGFAH (DE: heute Vonovia) begonnen, in der Nähe von Schloss Neckarhausen Wohnungen zu bauen, und wir waren die ersten, die sich beworben haben. Ich bin die älteste Eigentümerin, die am längsten drin ist in den Wohnungen der Wohnbaugesellschaft.

Wie haben die Leute reagiert, als ihr nach Neckarhausen gezogen seid?
Wir sind immer herzlich aufgenommen worden. Im Vereinsleben waren wir immer willkommen.

Aber die echten Neckarhäuser hören, dass du nicht von hier bist. Würdest du sagen, du sprichst noch so wie Ihr in Rastatt geredet habt?
Ja, ich denke schon.

War dir wichtig, in Baden zu bleiben? Oder wärst du auch woanders hingegangen.
Wo du hingehst, will ich auch hingehen. So heißt es. Ich hätte Baden auch verlassen, wenn mein Mann es gewollt hätte. Aber so war es auch recht. Heimat ist, wo ich zuhause bin. Jetzt ist Neckarhausen meine Heimat.

Welche Ereignisse in deinem Leben waren für dich besonders einschneidend?
Der Verlust meiner vier Brüder und meiner zwei Schwager. Die sind alle im Zweiten Weltkrieg gefallen.

Was ist dir besonders wichtig im Leben?
Wichtig ist, dass man gut mit allen Leuten auskommt. Und wichtig seid ihr, meine Enkel.

Du verfolgst immer noch sehr interessiert die aktuelle Politik. Was ist dein Wunsch für die kommenden Jahre?
Ich wünsche mir, dass sie sich alle vertragen und nicht gegeneinander agieren. Ich bin jetzt

mal gespannt, was sich in unserer Regierung ändert, nachdem Angela Merkel den CDU-Vorsitz abgegeben hat und ob die Große Koalition noch lange hält. Ich hoffe jedenfalls, dass ich zu meinen Lebzeiten nicht mehr wählen muss.

Die Menschheit muss lernen sich zu vertragen. Konflikte sind etwas Menschliches. Die muss man besprechen und einen guten Kompromiss finden. Mein Vater hat immer gesagt: »Es gibt sottiche und sottiche. Aber mehr sottiche wie sottiche.« Und hat dann immer herzhaft gelacht.

Ich bin froh, dass ich ein gutes Elternhaus hatte. Da habe ich gelernt, worauf es im Leben ankommt. Wenn man das weitergeben kann, ist das schon viel wert.

Text und Interview von:
Dominic Egger
Obere Neckarstraße 16a
69117 Heidelberg
E-Mail: D.Egger@posteo.de

Hilde Hardock aus Obergrombach im Kraichgau

Anfang November, im strengen Nachkriegswinter 1946, wurde ich in Weiher – einer Ortschaft in der Rheinebene zwischen Karlsruhe und Heidelberg – geboren.

Dorfleben

80 Prozent der Haushalte in der Gemeinde lebten von der Landwirtschaft und Viehzucht. Viele Männer fanden auch Arbeit in den Handwerksbetrieben unseres Ortes, z. B. in der örtlichen Schreinerei, Blechnerei, Schuhmacherei. Mitte der 1950er-Jahre pendelten schon einige Männer täglich nach Bruchsal und arbeiteten bei Firmen wie z. B. Siemens. Die Bahnstation Ubstadt-Weiher lag etwa 2,5 Kilometer vom Ortszentrum entfernt, so dass die Pendler den Weg bei Wind und Wetter morgens früh entweder zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurücklegen mussten.

Auf dem leichten Sandboden der Gemarkung wuchsen besonders gut Spargel und Tabak; fast jede Familie hatte einen Spargelacker, und im Frühjahr während der Spargelzeit gab es viel zu tun. Jeden Tag, auch sonn- und feiertags, mussten die Spargel morgens und abends gestochen werden. Zuhause wurden sie dann gewaschen, in vier Sorten eingeteilt und in große Körbe gesetzt. Diese wurden dann auf dem Gepäckträger eines Fahrrads zur Abnahmestelle der Raiffeisengenossenschaft gebracht. Das »Spargelgeld« war damals ein willkommenes Zubrot für die Familien. An die Tabakernte erinnere ich mich auch gerne. Die Tabakblätter wurden während des Tages auf dem Feld gebrochen und am Abend von Frauen aus der Verwandt- und Nachbarschaft »eingefädelt.« Das geschah mit einer langen Nadel und einer langen Schnur. Die Nadel wurde durch die dicken Rippen des Tabakblattes geführt und so viele Blätter aufgefädelt, bis die Schnur zu Ende war. An den beiden Enden wurden die Büschel im Tabakschopf zum Trocknen aufgehängt. Das Tabakfädeln war immer sehr kommunikativ; es wurden Neuigkeiten aus der Gemeinde ausgetauscht und viele Lieder dabei gesungen.

Die Milchviehhaltung war ebenfalls sehr verbreitet in Weiher. Im Stall meines Onkels und meiner Tante standen immer sechs

bis acht Milchkühe. Die frisch gemolkene Milch durfte ich jeden Abend in einer großen Milchkanne zum »Milchhäusle« – ebenfalls der Raiffeisengenossenschaft angegliedert – bringen. Spät am Abend kamen dann große Tankwagen und holten die Milch zur Weiterverarbeitung in einer Molkerei ab. Das »Milchhäusle« war am Abend auch immer ein Treffpunkt der Kinder und der Dorfjugend. Dort traf man sich, machte Verabredungen aus; es gab ja noch keine Handys.

Das Dorfleben damals war noch nicht geprägt von der Hektik der heutigen Zeit. Die Dorfbewohner hatten noch Zeit für ein »Schwätzchen«, z. B. beim Einkaufen. Bei dieser Gelegenheit konnte man sich auch über den neuesten »Dorftratsch« informieren. Ich kann mich an mindestens fünf Tante-Emma-Läden im Dorf erinnern, in denen man alles für das tägliche Leben einkaufen konnte.

An den langen Sommerabenden spielten wir Kinder auf der Straße meistens mit dem Ball. Beim Angelus-Läuten unterbrachen wir unser Spiel und gingen zum »Engel des Herrn«-Beten ins Haus. Wir durften danach so lang es hell war nochmals auf die Straße. Vor den Häusern saßen damals auch die alten Männer und rauchten ihre Pfeife. Motorisierte Fahrzeuge gab es noch nicht viele. Stattdessen sah man viele Kuh- und Pferdefuhrwerke. Ein Auto hatten nur der Dorfarzt und unser Nachbar, der berufsmäßig Transporte durchführte.

Familie

Meine Eltern heirateten im Herbst 1938, kurz nach Abschluss des Münchner Abkommens, da man glaubte, dass es nun keinen Krieg geben würde. Meine Schwester wurde im Jahr 1939 geboren, mein drei Jahre jüngerer Bruder und ich nach der Rückkehr meines Vaters aus dem Zweiten Weltkrieg.

Mein Vater war Maurermeister und führte sein eigenes Geschäft. Er hatte drei Geschwister, einer seiner Brüder ertrank in jungen Jahren bei einem Unglücksfall im Baggersee der Gemeinde. Der andere Bruder erkrankte an Kinderlähmung und war zeit seines Lebens behindert. Er lebte bis zu seinem Tode im Haushalt seiner Schwester, meiner Tante, und half dort, soweit es seine Kräfte zuließen, in der Landwirtschaft mit. Während der NS-Zeit hatte er mit dem Kuhfuhrwerk einen Unfall und verletzte sich schwer. Aus Angst, dass seine Behinderung gemeldet werden würde, brachten ihn seine Eltern nicht in ein Krankenhaus, sondern pflegten ihn zuhause gesund.

Durch seinen Beruf und sein Geschäft war mein Vater ein angesehener Mann in unserem Dorf. Er bildete in den fünfziger Jahren auch immer Lehrlinge aus, die den Beruf des Maurers erlernen wollten. In vielen Vereinen war er Mitglied, und auch in der Pfarrgemeinde hatte er das Ehrenamt eines Stiftungsrates inne. An jedem Fronleichnamstag gehörte er zu den »Himmelträgern«, die damals alle noch einen Zylinder trugen. Er war immer sehr stolz, zu den »Himmelträgern« zu gehören.

Wir hatten ein sehr offenes Haus, bedingt durch das Baugeschäft meines Vaters, das er 1948 gründete. In unserem Baugeschäft waren 10 bis 15 Arbeiter beschäftigt. Am Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst kamen die Bauherren in unsere Küche – ein separates Büro hatten wir in den fünfziger Jahren noch nicht –, um den Fortgang der Bauarbeiten mit meinem Vater zu besprechen. So kam ich schon früh mit vielen Menschen in Kontakt, musste z. B. den Wochenlohn, der damals bar ausbezahlt wurde, in den Lohntüten den Arbeitern in ihre Wohnungen bringen.

Das Wirtschaftswunder machte sich auch im Baugeschäft meines Vaters bemerkbar, die Auftragslage war immer sehr gut.

Meine Mutter wurde 1914 geboren. Sie hatte sechs Geschwister und war die Jüngste aus der ersten Ehe meiner Großmutter. Deren Ehemann fiel früh im Ersten Weltkrieg in Frankreich; meine Mutter hat ihren Vater nie kennengelernt. Nach dem Ersten Weltkrieg heiratete meine Großmutter nochmals, aus dieser Ehe gingen drei Töchter hervor. Die jüngste dieser drei wurde meine Patentante. Doch schon früh traf ein Schicksalsschlag unsere Familie. Meine Mutter verstarb im Alter von vierzig Jahren. Da ich damals gerade sieben und mein Bruder vier Jahre alt war, kam wie selbstverständlich meine Großmutter mütterlicherseits zu uns ins Haus, um unsere Familie zu versorgen. Mein Vater heiratete zwei Jahre nach dem Tod seiner Frau nochmals, eine Cousine unserer Mutter.

Die zweite Frau meines Vaters hatte bis zu ihrer Heirat mit zwei ledigen Schwestern, einem Bruder und ihrer Mutter in einem Haushalt gelebt. Der Vater war früh verstorben. Den Lebensunterhalt bestritten die drei Schwestern durch die Arbeit in der örtlichen Zigarrenfabrik und durch eine kleine Landwirtschaft als Selbstversorger durch Kartoffel-, Spargel- und Getreideanbau. Um unabhängig zu sein, kauften sie in den späten fünfziger Jahren einen Holder-Traktor, um die Felder zu bewirtschaften. Frauen, die Traktor fuhren, das war zu der Zeit in unserem Ort ein seltenes Bild. Auch ein Schwarz-Weiß-Fernseher stand ab dem Jahr 1958 in ihrem Wohnzimmer. Ich erinnere mich, dass mein Bruder und ich immer an den Samstagabenden die Unterhaltungssendungen sehen durften. Die zweite Frau meines Vaters hat sich gut in unsere Familie integriert. Sie machte im Jahr 1956, was damals überhaupt noch nicht an der Tagesordnung war, den Führerschein, um mobil zu sein und meinen Vater zu seinen Baustellen in den umliegenden Orten zu fahren.

Die Verfasserin Anfang der 50er Jahre (Foto: privat)

Die Familienfeste waren immer wichtige Ereignisse im Jahresablauf. Wir hatten eine große Verwandtschaft. Meine leibliche Mutter hatte sechs Geschwister, unsere »zweite Mutter« waren ebenfalls zu sechst, und mein Vater hatte drei Geschwister. Dementsprechend groß war die Anzahl der Onkel und Tanten sowie der Cousinen und Cousins. In jedem Jahr gab es eine Erstkommunion oder Hochzeit zu feiern. Diese Feste fanden immer in den Häusern statt, es wurden Zimmer ausgeräumt – die Möbel wurden für ein paar Tage in der Scheune untergestellt –, um für alle Festgäste Platz zu schaffen. Großtanten

Zigarrenfabrik in Weiher in den 50er Jahren (Foto: privat)

standen in der Küche und kochten das Festmahl. Alles wurde selbstgemacht, von der Eiernudel bis zu den Markklößchen für die Festtagssuppe. Es wurden für die Feste auch immer um die dreißig Kuchen gebacken.

Schulzeit

1952 wurde ich in die Volksschule in Weiher eingeschult. Unser Schulalltag war geprägt von der Strenge der Lehrer. Besonders die Buben in unserer Klasse hatten sehr unter den Wutanfällen der Lehrer zu leiden, die wegen Nichtigkeiten zum Rohrstock griffen und die Kinder verprügelten. Der Unterricht begann um 8 Uhr morgens und dauerte bis 12 Uhr.

Am Nachmittag nach Erledigung der Hausaufgaben musste ich wie viele andere meiner Klassenkameradinnen die Kleinkinder von Verwandten hüten, da die Mütter der Kleinkinder in den in der Gemeinde ansässigen Zigarrenfabriken arbeiteten, um die Einnahmen der Familien aufzubessern.

Ich ging acht Jahre lang in die Volksschule. Die Möglichkeit, dass ein Mädchen nach der 4. Klasse eine weiterführende Schule besuchen könnte, wurde in meinem Elternhaus überhaupt nicht in Betracht gezogen, obwohl mir das Lernen immer sehr leicht fiel. Auch habe ich immer gerne gelesen, wie bereits meine leibliche Mutter. Eine Schwester meiner Mutter erzählte oft folgende Anekdote: Wenn in den Jugendjahren meiner Mutter ein Heft oder eine Zeitschrift ins Haus kam, was im Gegensatz zu heute eher selten der Fall war, so nahm sie meine Mutter sofort zu sich und begann darin zu lesen. So stand sie oft lesend am Herd und rührte im Kochtopf. Jedoch wurde sie dafür kritisiert, weil deswegen die Arbeit liegen blieb.

Aus meiner Klasse ging niemand, weder Mädchen noch Jungen, auf ein Gymnasium. Nur die Tochter des damaligen Rektors der Volksschule – sie war zwei Jahre älter als ich – besuchte das Gymnasium in Bruchsal. Mein Bruder hingegen ging wie selbstverständlich nach der 4. Klasse ins Pallotiner-Internat St. Paulusheim in Bruchsal. Dies war zu dieser Zeit ein reines Jungeninternat. Meine Stiefmutter hätte es gerne gesehen, wenn er Pfarrer geworden wäre.

Nach der Schulentlassung besuchte ich die Handelslehranstalt in Bruchsal, um danach als Anlernling bzw. Angestellte bei einer Eisenwarengroß- und -einzelhandlung in Bruchsal im Büro zu arbeiten, mit der mein Vater gute Geschäftsbeziehungen unterhielt. Durch den jähen Herztod meines Vaters Anfang der sechziger Jahre mussten wir unser Baugeschäft aufgeben.

Prozession anlässlich eines Priesterjubiläums, Frühjahr 1950 (Foto: privat)

Kirche/Religiöses Leben

Das religiöse Leben hatte bei uns zuhause einen hohen Stellenwert. Neben dem sonntäglichen Gottesdienst war zweimal in der Woche vor dem Unterricht in der Pfarrkirche Schülergottesdienst, den wir ab der 3. Klasse regelmäßig besuchen mussten. Im Rahmen unserer Vorbereitung zur Erstkommunion mussten wir ab Januar 1956 jeden Tag in die Morgenmesse. Dieser Monat war mit zweistelligen Minustemperaturen ungewöhnlich kalt, so froren wir in der unbeheizten Pfarrkirche.

Die Messe wurde damals in lateinischer Sprache gehalten, und auch der Kirchenchor sang lateinische Lieder. Ich kann mich erinnern, dass ich eines Tages das Gloria der Messe allein vom Zuhören in lateinischer Sprache auswendig aufsagen konnte. Es war damals ein Ding der Unmöglichkeit, dass Mädchen Messdiener wurden. Die Ministranten mussten zu der Zeit dem Geistlichen beim Stufengebet auf Latein antworten, ich habe oft den Introitus mit meinem Bruder, der Messdiener war, geübt, und auch das Schuldbekenntnis, das Confiteor, mussten sie in gebeugter Haltung auswendig aufsagen.

Den Erstkommunionunterricht erteilte uns zweimal in der Woche am Nachmittag Fräulein Wessing; heute würde man sie als Gemeindereferentin bezeichnen. Diese Frau hat bei mir und allen meinen Mitschülern einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Kein Klassentreffen, an dem nicht von Fräulein Wessing die Rede wäre. Das Verkleiden an Fastnacht war in dem Jahr unserer Erstkommunion für uns verboten, da durften wir dem lustigen Treiben auf der Straße nur zuschauen.

Jeden Sonntagnachmittag war eine Andacht, an hohen Festtagen eine Vesper, an der wir teilnehmen mussten. Nach der Andacht spazierte ich den Sommer über mit meinen Freundinnen in den Lußhardtwald. Dort stand die Wendelinuskapelle, über deren Entstehung folgende Legende berichtet wird (vgl. Etzkorn, P.: St. Wendelinus-Büchlein, Eugen Huber-Verlag, Langenbrücken 1945, S. 3 f.). Im 18. Jahrhundert trieben die Bewohner der umliegenden Dörfer ihre Kühe und Schafe auf die Sommerweide in den Wald, wo sie von einem Hirten beaufsichtigt wurden. Eines Tages mitten im Sommer zog ein heftiges Gewitter mit starkem Sturm auf, der viele Bäume ausriss. Der Hirte trieb das verängstigte Vieh auf einen Platz, an dem die uralte, sogenannte Wendelinuseiche stand. Alle darum herum stehenden Bäume kippten um, fielen dabei aber nach außen, so dass die Herde unbeschadet blieb. Als Dank bauten die Dorfbewohner an der Stelle der Eiche eine Kapelle, die 1857 geweiht wurde. In der Mitte der Kapelle findet

Wendelinuskapelle weihnachtlich geschmückt, 1998 (Foto: privat)

sich ein Stück des Stamms der Wendelinuseiche, in der eine Figur des hl. Wendelin steht. Bis heute pilgern immer noch viele Bewohner der umliegenden Orte dorthin.

Weiter ging dann unser Spaziergang zur nahegelegenen Autobahn. Die A 5 war damals noch nicht so stark befahren wie heute; manchmal mussten wir lange warten, bis wir von der Brücke aus einem Auto zuwinken konnten.

Auch die religiösen Bräuche wurden in meinem Elternhaus gepflegt, wie z. B. das Tischgebet vor und nach dem Essen. Im Monat Mai war im Wohnzimmer ein Maialtar aufgebaut, den ich immer mit Maiglöckchen, die ich von den Waldspaziergängen mit nach Hause brachte, schmückte. Am Palmsonntagmorgen vor dem Gottesdienst machte mein Vater meinem Bruder und mir einen, wie es in Weiher hieß, »Palmenwisch«. Der bestand aus Zweigen von Palmkätzchen, dürrem Eichenlaub, Zweigen eines Haselnussstrauchs und immergrünen Koniferen. Dieser Wisch wurde auf einen langen Stecken gebunden, den wir zur Kirche trugen. Dort wurde er gesegnet und nach dem Gottesdienst zum Haus meiner Großmutter und Tante gebracht. Da sie Milchvieh hatten, wurde der Wisch an der Decke des Kuhstalls befestigt und sollte den Stall vor allem Unheil bewahren. Als Belohnung erhielten mein Bruder und ich von der Großmutter ein mit Zwiebelschalen gefärbtes, braunes Ei.

Im August sammelten wir Kräuter für den »Werzwisch«, der an Maria Himmelfahrt gesegnet und bei uns zuhause auf den Speicher gebracht wurde, zum Schutze des Hauses.

Umzug in den Kraichgau

Im Jahre 1967 heiratete ich und zog aus meinem Heimatort weg, nach Obergrombach im Kraichgau. Kennengelernt habe ich meinen Mann bei einem Maskenball. Unser Ort war damals eine »Hochburg« der Fastnacht. Die jungen Männer aus nah und fern kamen nach Weiher in die Turnhalle. In dem Ort, in den ich nach meiner Heirat zog, hatten die Eltern meines Mannes ein Schuhgeschäft mit angegliederter Reparaturwerkstatt. Da sie jedoch vor meiner Eheschließung innerhalb von 13 Monaten kurz hintereinander verstorben waren, wurde ich nach der Geburt der ältesten Tochter Inhaberin eines Schuhgeschäftes. Innerhalb von drei Jahren bekam ich noch eine weitere Tochter und einen Sohn. Zudem wohnte der jüngste Bruder meines Mannes – er war beim Tod seiner El-

tern erst elf Jahre alt gewesen – bis zu seiner Volljährigkeit bei uns in der Familie und war immer so etwas wie der große Bruder meiner Kinder.

Der tägliche Umgang mit den Kunden im Schuhgeschäft machte mir die Mentalitätsunterschiede zwischen der Bevölkerung in der Hardt und den Bewohnern des Kraichgaus sehr deutlich. Die Menschen an meinem neuen Wohnort waren zurückhaltender, sehr distanziert; die Frauen trugen alle Kopftücher, auch am Sonntag. Beim Aschermittwochsgottesdienst z. B. musste der damalige Pfarrer den Frauen das Kopftuch zurückschieben, damit die Asche aufs Haupt und nicht aufs Kopftuch kam. Auch war man im Dorf Menschen aus der Hardt gegenüber eher skeptisch eingestellt. So wurde ich von einem Nachbarn kurz nach meiner Ankunft im Dorf mit folgenden Worten willkommen geheißen: »Eine Kuh von der Hardt läuft im Gebirg nicht«.

Statt in einer Spargelgemeinde, lebte ich nun in einer Weinbaugemeinde. Fast jede Familie hatte einen Weinberg, der das ganze Jahr über Thema bei den Gesprächen im Ort war. Vom Rebschnitt im zeitigen Frühjahr bis hin zum Herbsten gab es im »Wengert« immer viel zu tun. Das Herbsten war immer ein Höhepunkt. Verwandte und Bekannte kamen zum Helfen, und das anschließende Essen dauerte oft länger als das eigentliche Herbsten. Bei manchen Familien, die mehrere Weinberge mit verschiedenen Sorten hatten, gab es beim Essen nach dem Herbsten eine »Hierarchie«, z. B. wurden bei der Sorte Müller-Thurgau heiße Würste mit Weck serviert, beim Weißburgunder Schweinerippchen mit Sauerkraut, und beim Ruländer, der letzten Sorte, die geherbstet wurde, gab es panierte Schnitzel mit Kartoffelsalat. Da fiel dann auch der mir unbekannte Ausdruck »heute ist Ernganz«. Das bedeutet, heute ist die Weinlese zu Ende. So gab es noch einige Dialektwörter, die ich von meiner Heimatgemeinde her nicht kannte, obwohl die beiden Gemeinden weniger als zwanzig Kilometer voneinander entfernt liegen.

Bereits in den Jahren meiner Berufstätigkeit war ich in meiner Heimatgemeinde ehrenamtliche Mitarbeiterin im Pfarramt. Unser damaliger Pfarrer war durch einen Schlaganfall beeinträchtigt, und so habe ich jede Woche den »Kirchenzettel« (heute heißt es Pfarrbrief) auf eine Matrize abgetippt und anschließend vervielfältigt.

Die Verbundenheit mit der Kirche habe ich auch in meinen neuen Wohnort mitgenommen. Im Jahr 1977 wurde ich in den Pfarrgemeinderat gewählt, später dann übernahm ich den Vorsitz der Katholischen Frauengemeinschaft. Trotz meines Status als »Neigflickte«, die auch noch von der Hardt kam, wurde ich von den Frauen akzeptiert. Die Arbeit mit den Frauen und das Organisieren von Veranstaltungen haben mir immer Freude gemacht. Der jährliche Frauenausflug und die Frauenfastnacht waren Höhepunkte in unserer Gemeinschaft. Bei der Fastnacht waren mitunter drei Generationen einer Familie dabei. Die Oma präsentierte einen Liedvortrag, die Tochter hielt eine glänzende Büttenrede und die Enkelin schwebte mit der Tanzgruppe übers Parkett.

Zu den festen Terminen der Frauengemeinschaft gehörten auch die monatlichen Frauenmessen. Unser Pfarrer und Präses war für die damalige Zeit schon sehr fortschrittlich. Wir Frauen durften die Themen der Messen vorgeben, Lieder und Texte aussuchen und als Lektorinnen fungieren. Er hat schon damals die kirchliche Frauenarbeit sehr gefördert.

Der Zusammenhalt im Ort, in den Vereinen und Gruppierungen ist in unserer Gemeinde sehr groß und wird von den Einwoh-

nern sehr geschätzt und gepflegt. Seit 1981 richten die Vereine alle zwei Jahre zusammen das »Burgfest« aus, das weit über die Grenzen unseres Ortes bekannt ist. Dazu öffnen in der mittelalterlichen Dorfmitte rund um die örtliche Burg die Anwohner drei Tage lang ihre Höfe und Weinkeller. Auch unsere Frauengemeinschaft ist immer mit einem Stand dabei.

So ist der Ort, in den ich nach meiner Heirat gezogen bin, mein Zuhause geworden. Hier leben meine Familie, meine Verwandten und Freunde. Aber in Weiher, wo ich geboren und aufgewachsen bin, liegen meine Wurzeln; die alten Straßen und Häuser werden immer meine Heimat bleiben.

Quelle

Etzkorn, P.: St. Wendelinus-Büchlein, Eugen Huber-Verlag, Langenbrücken (1945).

Haselier, G.: Geschichte des Dorfes und der Gemeinde Weiher am Bruhrain (1962).

Die Verfasserin mit ihren vier Kindern 1986 (Foto: privat)

Eva Wäckerle aus Lahr

Geboren wurde ich 1956 im Lahrer Krankenhaus. Meine Eltern sind ebenfalls beide in Lahr aufgewachsen. Mein Vater (Jahrgang 1917) hat beim einstmals bekannten Verlag Moritz Schauenburg in Lahr Buchdrucker gelernt und meine Mutter (Jahrgang 1920) hat eine kaufmännische Ausbildung bei der Barmer Ersatzkasse (BEK) gemacht. Sie hat dann bis 1944 die Außenstelle der BEK im besetzten Straßburg geleitet.

Bei der Befreiung Straßburgs durch die Truppen General Leclercs de Hauteclocque, bei dem es zu heftigen Bombenangriffen kam, ist meine Mutter mit ein oder zwei Kolleginnen von einem Haus zum anderen gerannt und dabei ständig beschossen worden. Am Rhein angekommen, sind sie dann auf abenteuerliche Weise in einem der letzten Boote noch über den Fluss geflüchtet. Trotz dieser Erinnerungen hat sie später immer wieder betont, wie schön die Zeit in Straßburg war und wie gut das Verhältnis zu den dortigen Bewohnern gewesen sei. Erst als sie auf der Flucht noch etwas aus der Wohnung holen wollte, wurde sie von der Vermieterin mit den Worten »Ich will nix mit Dütsche zu tun haben« weggeschickt. Mein Vater kam Ende der 1940er-Jahre aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Anfang der 1950er-Jahre haben meine Eltern dann das großelterliche Lebensmittelgeschäft in der Werderstraße wiedereröffnet. Es befand sich im Erdgeschoss des 1901 gebauten Hauses, in dem ich noch heute lebe. Das Haus wurde als Offiziershaus in der Zeit gebaut, als Lahr Garnisonsstadt wurde und in dem spä-

teren Lebensmittelgeschäft vor dem ersten Weltkrieg ein Geschäft für Militärbedarf war.

Als ich im »Eiswinter« 1956 im Januar geboren wurde, wollte meine Mutter, dass ich vom evangelischen Pfarrer zu Hause getauft werden sollte, was dieser zunächst ablehnte. Erst als sie daraufhin drohte, dass ich dann eben katholisch getauft werden würde – mein Vater war ja katholisch –, lenkte er ein und hat mich zu Hause getauft.

Überhaupt sind viele prägende Erinnerungen mit dem Haus verbunden. Eines meiner ersten bewussten Erlebnisse ist zum Beispiel, wie mein Vater in den Hof kommt und meiner Mutter erzählt hat, was er im Radio gehört hatte. Es muss 1962 die bekannte Kuba-Krise gewesen sein, denn es ist mir bis heute sehr eindrücklich bewusst, wie ich plötzlich die große Angst meiner Eltern, die mir bis dahin immer Sicherheit und Geborgenheit vermittelt haben, vor einem Dritten Weltkrieg spüren konnte. Überhaupt erinnere ich mich noch gut an jeden ersten Mittwoch im Monat, denn da gab es immer einen Probesirenenalarm, bei dem meine Eltern immer sehr angespannt waren. Es gehörte viele Jahre zum täglichen Leben, dass es durch den großen Flugplatz sehr viel Fluglärm und lautstarke Schallmauerdurchbrüche durch die vielen Militärjets gab. Etwas, das es mittlerweile gar nicht mehr gibt. Zu der Zeit (1969–1971) wurde auch das ganze Dorf Langenwinkel, das zu nahe am NATO-Flugplatz lag, umgesiedelt.

Ungefähr zu dieser Zeit muss ein Mieter aus der Dachgeschosswohnung im Haus auch meine achtjährige Schwester und zwei ihrer Freundinnen im Keller missbraucht haben. Allerdings wurde – wie damals üblich – nicht offen über diesen Vorfall gesprochen, ich konnte lediglich spüren, dass da was ist. Erst viel später habe ich in einem Ordner bei meinen Eltern die ganzen Gerichtsunterlagen dazu gefunden und gelesen. Ich war schockiert, wie man damals den Mädchen offensichtlich eine Mitschuld an dem Vorfall gegeben hat. Vor zwei Jahren habe ich die inzwischen 90-jährige Mutter einer der damals betroffenen Freundinnen meiner Schwester darauf angesprochen, die aber bis heute noch nicht darüber reden kann und sofort das Gespräch abblockte.

Prägend war auch der Suizid eines anderen Mieters, der sich 1968 aus dem ersten Obergeschoss mit dem Kopf zuerst in den Hof gestürzt hat. Ich war mit meiner Schwester und meiner älteren Cousine allein zu Hause, als diese plötzlich ins Zimmer kam und zu uns sagte: »Im Hof liegt der Herr XY, der isch tot.« Sie hat dann auch die Polizei gerufen, die den Suizid aufgenommen hat. Ich sehe ihn noch wie heute im Schlafanzug vor mir liegen, denn wir sind gleich in den Hof gerannt und haben ihn uns angesehen.

Meine Kindheit und Jugendzeit war sehr durch das Spar-Geschäft geprägt. Auf der einen Seite hatte ich unbegrenzt Zugang zu Gummibärchen und süßem Sprudel, auf der anderen Seite wurden die nicht mehr verkäuflichen Waren, z. B. unansehnliches Obst, für den Eigengebrauch hergerichtet. Vor allem als

1927 im Garten der Werderstraße: die Großeltern mit Verwandtschaft (Foto: privat)

Jugendliche und später nach der Geburt der eigenen Kinder habe ich oft im Laden geholfen. Ich mag zum Beispiel bis heute kein Sylvester, weil wir da immer nach Ladenschluss von 14 Uhr bis zum nächsten Tag im eiskalten Geschäft Inventur machen mussten.

Nach dem Abitur 1975 habe ich in Konstanz eine Ausbildung zur Programmiererin gemacht und dann ein Jahr in Karlsruhe bei der Karlsruher Gebäudeversicherung auch in dem Beruf gearbeitet. Nach meiner Heirat im Februar 1978 und der Geburt der ersten Tochter bin ich dann, obwohl ich einen überaus einfühlsamen Chef hatte, der mich sehr unterstützt hat, zu Hause geblieben. Zum einen, weil es mir bei der Behörde – es ging damals bei den Behörden noch sehr entspannt zu – einfach sehr langweilig war und zum anderen aber auch, weil mein Mann damals nicht wollte, dass ich weiter arbeiten gehe.

1979 haben wir dann mein Elternhaus zur Hälfte übernommen und jahrelang umgebaut, was mich in der damaligen Hochzinsphase manchmal schwer belastet hat. Trotzdem bekamen wir noch drei weitere Kinder, die wiederum mit ihren Familien bis heute eine sehr große Rolle in meinem Leben spielen. In der Kindererziehungszeit habe ich mit ehrenamtlichen Tätigkeiten in Schule und Verein begonnen. Bis heute bin ich dem TV Lahr ehrenamtlich verbunden.

Sehr geprägt haben mich die Erfahrungen von Krankheit und Tod von Familienmitgliedern. So starben mein Vater 1990, meine Schwester 1999 und mein Mann 2008 nach langer Krankheit und häuslicher Pflege bei uns im Haus. Nur meine Mutter verstarb 2006 im Krankenhaus, was ich bis heute als Fehler empfinde. Wir hätten sie bei uns zu Hause lassen sollen.

1997/98 habe ich gegen den Willen meines Mannes einen Kurs zum beruflichen Wiedereinstieg über die Volkshochschule und das Arbeitsamt gemacht. Im Anschluss daran habe ich nach dem Tod meiner Schwester elf Jahre in zwei Tierarztpraxen gearbeitet. Mittlerweile bin ich seit neun Jahren bei der Diakonie im ambulanten Pflegedienst tätig.

Elternhaus der Verfasserin in Lahr, Werderstraße, Bildmitte (Foto: privat)

Emotional bin ich mit dem Haus und vor allem dem Garten stark verbunden. Ich liebe meine gewohnte Umgebung, viele meiner Freunde leben hier und kennen mich schon zum Teil seit der Kindheit. Auch in der Stadt gibt es noch viele vertraute Orte und Plätze, die mit Erinnerungen verbunden sind. Heimat ist sehr wichtig für mich, ich schätze die Nähe zu Rhein und Schwarzwald und die damit verbundene Lebensart. Wichtig finde ich auch, dass die Mundart als Ausdruck der Heimatverbundenheit gepflegt wird, auch wenn ich selbst kein »Lohrerditsch«, sondern lediglich eingefärbt »badisch« spreche, da das bei uns zu Hause nicht gepflegt wurde.

Obwohl ich fast immer am gleichen Ort gelebt habe, gab es immer große Veränderungen durch gesellschaftliche Umstände, die die Stadt Lahr stark geprägt haben. Deutliche Einschnitte waren der Abzug der immer sehr eleganten Franzosen. Damals gab es zum Beispiel sehr viele Frisörläden, da sie immer viel zum Frisör gegangen sind. Die nachfolgenden

Kanadier haben dagegen viel mehr für Essen und Trinken ausgegeben.

Nach deren Abzug am Beginn der 1990er-Jahre kamen sehr viele Spätaussiedler in die frei gewordenen Wohnungen, was das Leben in der Stadt bis heute prägt. Das spüre ich besonders in meiner beruflichen Tätigkeit bei der Diakonie, bei der ich mit vielen älteren Menschen, die in der damaligen Sowjetunion geboren sind, in Kontakt komme. Sie waren immer sehr fleißig und haben auf ein eigenes Haus gespart, haben einen sehr stark ausgeprägten Familiensinn und sind häufig sehr religiös und der Kirche verbunden.

Wichtig im Leben war mir immer und ist es bis heute, dass es den Kindern und ihren Familien gut gehen soll – egal, wo sie leben – und dass ich auch versuche, durch regelmäßige Besuche, an ihrem Leben teilzuhaben. Dabei beschränkt sich meine Freude am Leben aber nicht nur auf die Menschen, sondern ich liebe es auch, wenn ich sehe, dass es den Tieren gut geht und es noch eine intakte Natur gibt.

Maria Lauber aus Donaueschingen

Wurzeln und Flügel

Begonnen habe ich als »rasende Reporterin« bei der Badischen Zeitung, schon als Schülerin in meiner Heimatstadt Donaueschingen, genau dort. Das war spannend, denn einerseits ist meine Familie auf der Baar sehr verwurzelt, meine Urgroßeltern sind aus dem Umland nach Donaueschingen gekommen, um es »zu etwas zu bringen«: Meine Urgroßmutter, »d' Schmidde Olive«, Olivia Vetter aus Riedböhringen, und mein Urgroßvater aus Oberbaldingen, waren dann auch nach

Maria Lauber (Foto: Jörg Stein)

dem großen Stadtbrand von 1908, die ersten, die ihr Haus hinter dem Rathaus wieder aufgebaut hatten. Andererseits ermöglichte mir diese Rolle plötzlich eine ungewohnte Außenperspektive.

Später bin ich zum Institut für Demoskopie Allensbach und konnte noch mit Elisabeth Noelle-Neumann zusammenarbeiten. Gewohnt habe ich auf der Insel Reichenau mit Blick auf die Schweiz. Jetzt kann ich diese beiden Berufserfahrungen als Dozentin am Departement für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität Fribourg in der Schweiz wissenschaftlich vereinen.

In Bezug auf »Heimat« sind für mich zwei Ansätze besonders stimmig: frei nach Goethe sollten Kinder Wurzeln und Flügel haben und nach Wittgenstein »die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt«. Ich bin im Eschinger Dialekt verwurzelt und mag Regionen, in denen mehrere Dialekte und Sprachen nebeneinander existieren, da bin

Augustin Kardinal Bea besucht die alte Heimat, und ich darf seinen Kardinalsring bewundern. Ich weiß noch, wie groß und schwer ich den Ring fand. Augustin Bea; dessen Sekretär Stjepan Schmidt, SJ; Maria Lauber auf dem Arm von Mutter Sabine mit Tante Annelis Lauber (v. links n. rechts) (Foto: privat)

ich in Fribourg richtig. Meine »Flügel« haben mich nach Rom getragen (Radio Vatikan); nach ganz Italien, wo ich beruflich forsche und auch sehr gerne meine Ferien verbringe.

Mein Großvater mütterlicherseits war Lateinlehrer am Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen und hat mir seine Begeisterung weitergegeben. Mir gefällt die Logik dieser Sprache, zugleich hatte ich das Gefühl, Latein wird mir helfen, weitere Sprachen zu lernen. Das hat bei Italienisch super geklappt, bei Französisch so einigermaßen. Ich freue mich sehr, dass mein Sohn, wie schon meine Mutter und mein Bruder, auch dieser Tradition folgt. Im Sinne der Grenzerweiterung sind auch Dialekte eine Bereicherung. Wenn ich bei jemandem eine Baaremer Färbung erkenne, fühl' ich mich sofort besonders verbunden, gleichzeitig bietet der Baaremer Dialekt einen fließenden Übergang zum Schweizer Alemannisch.

Für mich erstreckt sich Heimat also über »mein« Dreiländereck: Es beginnt im Osten am See, wo wir in meiner Kindheit meinen Onkel besuchten, in dessen Pfarrgarten in Hindelwangen die Tomaten einfach so im Freien reiften, und wo die Insel Reichenau im Gnadensee liegt; über Donaueschingen, wo ich noch Familie und Freunde habe und der Fasnetumzug am Haus entlang führt. Die zweite Ecke liegt im Westen bei Strasbourg, wo ich Lectrice an der Uni war, und die dritte Ecke zieht sich in die Schweiz, wo ich Lektorin bin, mein Lörracher Opa vor dem Krieg tätig war und die Gotte meines Sohnes wohnt.

Mir gefällt auch die Phantasie, dass vor circa zwei Jahrtausenden potentielle Ahnen dieses Gebiet durchmessen haben und von Argentorate, dem späteren Strasbourg, oder von Vindonissa in der heutigen Schweiz nach Brigobanne auf die Baar hochgezogen sind und sich ausgetauscht haben.

Mittendrin Freiburg, Zähringergründung wie das Schweizer Pendant, für mich das Herz Südbadens. Hier sind meine Mutter und mein Sohn geboren, hier habe ich als Kind schon im Münster gesungen, wo später mein Sohn getauft worden ist; hier leben Menschen, die es genießen, lokale Produkte zu essen und zu trinken, und auch mal »Fünfe grade sein lassen«; wo ich auf dem Münsterplatz und auf dem Stühlinger Markt eine tolle Auswahl an Bioprodukten finde, darunter sogar spezielle italienische Gemüsesorten, die in der Region angebaut werden wie Puntarelle (Vulkanspargel). Ich kann die Wärme nutzen und scharfe Chilis aussäen und gleichzeitig hoch nach Schwärzenbach fahren und im Tiefschnee herumstapfen.

Was wichtige Momente im Leben angeht, denke ich, sind im Prinzip die meisten Menschen gleich, es ist immer etwas mit Liebe, Geburten oder ggf. auch mit der Chance, jemanden bei einem möglichst friedlichen Sterben begleiten zu können, wie wir es gerade bei meinem Vater vermocht haben. Ich versuche zudem, mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg, jedem Moment die Chance zu geben, ein

besonderer zu werden. Ich habe es genossen, mit meinem Sohn die Welt nochmal neu zu entdecken und zugleich an der Donaueschinger »Riviera« in den Wiesen herumtollen zu können, wo nicht nur ich, sondern auch schon seine Uroma das Laufen gelernt hat.

Man kann ja diese Momente nicht wirklich planen und nicht wiederholen, so bin ich wegen eines Treffens der ARD-Journalistinnen am 9. November 1989 zufällig in Berlin als sich die Grenzen öffnen und mir plötzlich völlig fremde Menschen in den Armen liegen. Oder ich stehe auf dem Petersplatz und die durchdringenden Klänge des Campanone verkünden exakt an meinem 40. Geburtstag einen neuen Papst.

Über meine Riedböhringer Urgroßmutter sind wir mit Augustin Kardinal Bea verwandt, der eines meiner Vorbilder darstellt, beherrschte er doch zahlreiche Sprachen, schätze seinen Dialekt und seine Baaremer Heimat und wirkte weltoffen zwischen Rom und Japan wie zwischen den Religionen. Obwohl ich noch recht klein war, kann ich mich gut daran erinnern, wie liebenswürdig er mir begegnet ist. Auf jeden Fall weitergeben möchte ich die Begeisterung für Bildung, für Wissen an sich, für neue Erkenntnisse, für ein Denken jenseits starrer Kategorien; ein weiteres Vorbild ist mir dabei unser früherer Institutsleiter an der Uni Fribourg Louis Bosshart mit seinem überspringenden Enthusiasmus und seiner Menschenliebe.

Isabel Raach aus Freiburg-St. Georgen

Mein Name ist Isabel Raach, ich bin 22 Jahre alt und komme aus Freiburg. Aktuell befinde ich mich im 5. Semester meines Grundschullehramtsstudiums an der Pädagogischen

Isabel Raach (l.) mit Großmutter und Schwester (Foto: privat)

Hochschule Freiburg. Seit Mitte März hat mein Integriertes Semesterpraktikum begonnen, und ich werde die Zeit bis zu den Sommerferien in der Schwarzenbergschule in Waldkirch verbringen und selbst erste Unterrichtsversuche unter Anleitung starten.

Ich bin in Freiburg geboren und wohne seit meiner Geburt in St. Georgen, das für mich so ein bisschen das Dorf in der Stadt ist. Man ist innerhalb kürzester Zeit in den Reben am Schönberg oder im Wald und braucht aber trotzdem nicht lange, um mit dem Fahrrad oder der Straßenbahn in die Innenstadt zu gelangen. Meine Mutter kommt aus Kandern und meine Familie väterlicherseits kommt von der Schwäbischen Alb. Da meine Oma mütterlicherseits Schweizerin ist, haben auch ich und meine Schwester die Schweizer Staatsbürgerschaft zusätzlich zur deutschen.

In St. Georgen bin ich in den Kindergarten, zur Grundschule und schließlich auch auf das Theodor-Heuss-Gymnasium gegangen, was bedeutete, dass alles leicht zu Fuß zu erreichen war und ich auch die Mittagspausen problemlos zu Hause verbringen konnte und nicht auf die Mensa oder die umliegenden Bäckereien angewiesen war. Schon früh wusste

ich, dass mir die Arbeit mit Kindern sehr viel Spaß bereitet, und schon mit 18 hatte ich Erfahrung in der Betreuung jeder Altersgruppe – von kleinen Babys bis hin zu Sechzehnjährigen. Deshalb lag es auf der Hand, dass ich auch nach der Schule gerne mit Kindern arbeiten wollte. Zwar war das Ziel Grundschullehrerin zu werden im Grunde schon festgelegt, allerdings wollte ich nicht direkt nach dem Abitur mit dem Studium beginnen, weshalb ich mich zunächst für ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem Kindergarten entschied. Wie erwartet, hatte ich in dem Jahr eine Menge Spaß und konnte viele neue Erfahrungen sammeln, deshalb dachte ich schon früh darüber nach, das Jahr zu verlängern. Schließlich konnte ich in Absprache mit der Kita-Leitung noch ein halbes Jahr länger bleiben, wodurch ich die Möglichkeit hatte, mitzubekommen, wie sich die Struktur innerhalb der Gruppe verändert, wenn Kinder ins schulfähige Alter kommen und damit die Ältesten werden und gleichzeitig neue Kinder eingewöhnt werden. Nach Ende meines FSJ im März 2017 begann ich dann zum Sommersemester mein Studium an der Pädagogischen Hochschule.

Seit meinem 16. Geburtstag bin ich in der Jugendarbeit aktiv. Weil ich schon von meiner Kindheit an in die wöchentliche Gruppenstunde gegangen bin und dann irgendwann auch mit auf das Sommerlager gefahren bin, wurde ich 2012 in die Leiterrunde der KjG St. Peter und Paul eingeladen. Die KjG bedeutet für mich auf jeden Fall einen großen Teil meines Lebens, weil ich mittlerweile seit 13 Jahren dabei bin. Aber vor allem die Zeit in der Leiterrunde spielt eine große Rolle. In erster Linie wächst man natürlich als Gruppe zusammen, so dass ich die Leiterrunde quasi als meine zweite Familie bezeichnen kann. Durch die vielen Aktionen und Planungstreffen verbringt man natürlich auch viel Zeit miteinander und lernt sich immer besser kennen. Trotz der großen Altersunterschiede (15–23) verstehen sich in der Regel alle ziemlich gut. Wie viele Stunden ich in meine Leiterrundenzeit bisher insgesamt investiert habe, kann ich nicht sagen und wahrscheinlich will ich das auch gar nicht so genau wissen. Es ist jedenfalls sehr viel. Alle 2 Wochen treffen wir uns als gesamte Leiterrunde zur Besprechung, was aktuell anfällt und was alles so geklärt werden muss. Seit vielen Jahren mache ich wöchentlich 2 Gruppenstunden (unsere Gruppen sind nach Jahrgängen und Geschlechtern getrennt), in denen mit den Kindern sehr viel gespielt, geredet, gelegentlich auch gebastelt oder gebacken wird. Dazu kommen zahlreiche Jahresaktionen für die Kinder, unter anderem Filmeabend, Casinoabend und vieles mehr. Unser jährliches Großprojekt ist aber das Sommerlager, welches wir für Kinder zwischen 8 und 15 in zwei aufeinanderfolgenden Lagern veranstalten. Schon im Januar wird mit der Vorbereitung für das Lager im August gestartet und vor allem die 3 Tage vor dem Lager, in denen eingekauft, besprochen und die letzten Programmpunkte, sowie Regenprogramm geplant wird, sind sehr zeitintensiv. Auch die Verantwortung, die wir dann 11 Tage am Stück auf dem Lager für 50 Kinder tragen, wurde mir erst im Lauf der Zeit so richtig bewusst. Natürlich investiere ich nur deshalb so viel Zeit in die KjG, weil die Arbeit mit den Kindern und natürlich auch die Zusammenarbeit mit den anderen Leitern sehr viel Spaß macht. Außerdem finde ich es toll, als junger Mensch so selbstbestimmt arbeiten zu können, man kann seine Ideen einbringen und lernt dabei Stück für Stück, was man beim Planen und Durchführen beachten muss. In der KjG habe ich viel gelernt und sie hat mich ein Stück weit auch zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin.

In meiner Freizeit lese ich sehr gerne, deshalb habe ich in meinem Zimmer mittlerweile so viele Bücher angesammelt, dass ich meine eigene Bibliothek eröffnen könnte. Neben Studium und KjG verdiene ich mir noch etwas Geld durch Babysitten. Auch hier habe ich wieder die Arbeit mit Kindern, die mir so viel Spaß bereitet und so kann ich mit vielen Kindern, die ich bereits aus meinem FSJ in der Kita kenne, in Kontakt bleiben.

Da ich noch daheim wohne, sehe ich meine Eltern sowie meine Schwester so gut wie jeden Tag und meine letzte lebende Oma wohnt ebenfalls in St. Georgen, allerdings sehen wir uns trotz der räumlichen Nähe viel zu selten. Auch zwei der Geschwister meines Vaters wohnen mit ihren Kindern in St. Georgen bzw. nahe Freiburg. Die drei Geschwister meiner Mutter wohnen alle, ca. 50 Minuten mit dem Auto entfernt, südlich von Freiburg.

Meine Mutter spricht zuhause alemannisch, besonders stark wird dieser Dialekt aber nur, wenn sie mit ihren Geschwistern zusammen ist. Ich selbst spreche keinen so starken Dialekt, allerdings gibt es einzelne Wörter wie »isch«, die immer mal wieder in meinem Sprachgebrauch vorkommen. Auch Artikel wie »nen« statt »ein« benutze ich ab und zu, was meiner Anleiterin im Praktikum in der Schule bei meinen ersten eigenen Stunden aufgefallen ist. Ansonsten benutze ich in meiner Sprache natürlich viele Wörter und Ausdrücke, die typisch badisch sind, wie beispielsweise »Brägele« oder »Heb das mal«. Viele Jahre lang hatte ich auch Probleme mit der Unterscheidung der Wörter »als« und »wie«, mittlerweile korrigiere ich aber meine Eltern, wenn sie die Wörter verwechseln. Bei Familientreffen in der Schweiz kann meine Mutter mitunter auch sehr ins Schwyzerdütsch rutschen, was sonst eigentlich nie vorkommt. Als kleines Kind hatte ich bei diesen Familientreffen immer große Schwierigkeiten, weil ich meine Schweizer Verwandten und die Kinder dort nie verstanden habe. Inzwischen klappt das so gut wie ohne Probleme, nur selbst sprechen kann ich nur einen Satz. Der alemannische Dialekt ist für mich jedoch auch nicht so ganz logisch, viele Wörter kommen mir vor, als würde man sie wie Vokabeln lernen müssen und gerade bei Vokalen ist mir bei vielen Wörtern sehr unklar, wie diese jetzt auszusprechen wären, weil scheinbar einfach kein System dahinter zu stecken scheint. Ein Beispiel wäre, dass das Wort »Apfel« zu »Öpfel« wird, aber »April« wird nicht zu »Öpril«. Oder besonders wahnsinnig machen mich auch die Wörter für »Bauch« (»Buch«) und Buch (»Buech«), bei denen ich nicht einmal im Stande bin die richtige Lautierung zu produzieren. Trotz unzähliger Versuche, meiner Schwester und mir, Regelmäßigkeiten im Dialekt zu finden, mussten wir letztendlich immer wieder resignieren. Aber Unterschiede innerhalb des Dialekts gibt es natürlich auch schon zwischen zwei benachbarten Orten und die Hauptsache ist, dass wir verstehen, was gesagt wird. Beim Sprechen von Mundart wird es bei mir bei den einzelnen Wörtern und Ausdrücken bleiben, was es für mich aber auch im Hinblick auf meinen Beruf einfacher macht, weil ich mich dann nicht ganz so stark darum bemühen muss, im Unterricht Hochdeutsch zu sprechen.

An meinem Wohnort schätze ich die Nähe zur Natur, wenn man einen kleinen Spaziergang macht, ist man sofort mitten in den Reben und hat einen wunderschönen Ausblick über die Stadt. Man kann sich auch ein Buch mitnehmen und einen schönen Platz zum Lesen suchen. Als Kind war auch das nahegelegene Freibad super, in dem ich im Sommer nahezu jeden Tag verbrachte. Generell hat man in St. Georgen das Gefühl, abseits der Stadt und nahe an der Natur zu leben und hat

trotzdem alles, was man im alltäglichen Leben benötigt und ist innerhalb kürzester Zeit in der Innenstadt mit all ihren Geschäften.

In meinem Leben wichtig sind mir vor allem meine Familie und Freunde. Auch die KjG hat bis jetzt einen hohen Stellenwert, weshalb mir der kommende Ausstieg aus der Leiterrunde auch nicht leicht fallen wird. Zudem plane ich gerne, was mir eine gewisse Sicherheit gibt und bin deshalb manchmal auch etwas überrumpelt, wenn Pläne plötzlich geändert werden. Generell mag ich Zahlen und Statistiken sehr gerne, weshalb ich zu allen erdenklichen Themen Listen anlege, die größtenteils vermutlich nicht nötig sind, weshalb sich vor allem meine Schwester mitunter über mich lustig macht. Ein gesellschaftlicher Wert, der mir auch noch sehr wichtig ist, ist Zuverlässigkeit. Mir ist es sehr wichtig, dass Menschen sich an Absprachen halten, beziehungsweise rechtzeitig Bescheid geben, falls sie diese Absprachen doch nicht einhalten können.

Unterwegs mit der KjG (Foto: privat)

Heimat bedeutet für mich der Ort, an dem ich aufgewachsen bin, an dem die Menschen sind, die mir wichtig sind, aber auch ein Ort, an dem ich mich auskenne, der mir vertraut ist. Dieser Ort ist für mich aktuell eindeutig Freiburg, weil ich bisher nie an einem anderen Ort gelebt habe und es in der näheren Zukunft auch nicht vorhabe. Allerdings glaube ich, dass auch ein anderer Ort für mich zur Heimat werden könnte, wenn ich dort für längere Zeit leben würde.

Ein Brauch, der mir sehr ans Herz gewachsen ist, ist die Fasnet. Ich finde es toll, dass St. Georgen bis heute einen eigenen Fasnetsumzug hat und ich bin jedes Jahr aufs Neue fasziniert von den verschiedenen Häs und den kunstvoll geschnitzten Larven. Der schmutzige Dunschdig mit der Fasnetsausgrabungsparty ist auch jedes Jahr aufs Neue Treffpunkt für halb St. Georgen. Dieses Jahr war ich auch das erste Mal seit vielen Jahren beim Scheibenschlagen der Rebläuse zum Abschluss der Fasnachtszeit. Als ein weiteres Event im Jahresverlauf, bei dem ganz St. Georgen und viele Menschen darüber hinaus zusammen kommen ist sicher auch das Weinfest, bei dem fast jede St. Georgener Gruppierung mit einem eigenen Stand vertreten ist. Außerhalb von Sitten und Gebräuchen der Region gibt es natürlich auch noch den SC Freiburg, der zu unserer Stadt dazugehört. Falls ich nicht anderweitig beschäftigt bin, verfolge ich jedes Spiel im Radio oder zumindest im Liveticker. Früher war ich auch öfter im Stadion, aber leider nun schon eine ganze Weile nicht mehr.

Johanna Regnath aus Freiburg

Mein Name ist Johanna Regnath und ich bin 51 Jahre alt. Bevor ich als Geschäftsführerin des Alemannischen Instituts nach Freiburg

kam, lebte ich 25 Jahre lang in Tübingen. Ich bin verheiratet und wohne in Müllheim.

Herkunft

Ich bin in Eichstätt geboren, also dort, wo Oberbayern und Mittelfranken aneinanderstoßen. Dem Dialekt meines Großvaters hörte man es noch an, dass es sich auch sprachlich um eine Grenzregion handelt, zwischen Bayern, Franken und Schwaben. Inzwischen hat sich die Sprache dort immer mehr ans Oberbayrische angenähert.

Johanna Regnath (Foto: privat)

Werdegang

Ich habe in Würzburg, Tübingen und Pisa die Fächer Geschichte, Deutsch und Italienisch studiert. Nach dem Examen und parallel zur Doktorarbeit war ich zehn Jahre lang freiberuflich tätig, unter anderem für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und das Landesarchiv Baden-Württemberg. Seit meinem Studienjahr in Pisa hat mich fasziniert, welche Spuren Geschichte im Raum hinterlässt. Es gab dort eine wunderbare Professorin für mittelalterliche Geschichte, die mit uns Studierenden immer durch die Altstadt ging und uns dort die Überreste der Spätantike gezeigt hat. Es war nach dieser Erfahrung nicht wirklich überraschend, dass ich – zurück in Tübingen – bei meinem späteren Doktorvater Sönke Lorenz im Institut für Landeskunde und historische Hilfswissenschaften gelandet bin. Meine Forschungsschwerpunkte wurden Wirtschafts- und Agrargeschichte sowie Landesgeschichte. Auch frauengeschichtliche Themen haben mich immer beschäftigt.

Mit dem Titel meiner Doktorarbeit »Das Schwein im Wald« ernte ich in den allermeisten Fällen erst Erstaunen und dann ein Lachen. In meinem Buch geht es darum, dass die Menschen früher ihre Hausschweine mit Eicheln und Bucheckern für den Winter gemästet haben, und ich habe an diesem Thema extrem viel über die Denkweisen und die gesellschaftlichen Zusammenhänge in der Frühen Neuzeit gelernt. Und nebenbei: Wenn man sich einmal auf das »Fremde« im Denken unserer Vorfahren eingelassen hat, dann sieht man auch heute manches viel gelassener.

Gab es einschneidende Ereignisse in Ihrem Leben?

2011 hatten wir auf dem Weg in den Urlaub in Frankreich einen Autounfall. Einem Fahrer war auf der Nationalstraße ein Reifen geplatzt, sein Wagen geriet ins Schleudern und stieß mit unserem Wohnwagen zusammen. Damit begannen auch wir zu schleudern. Die Fahrzeuge hatten am Ende sämtlich Totalschäden, aber wir blieben alle unverletzt. Es ist mir bis heute unerklärlich, wieso nicht auch die beiden Autos zusammenstießen. Das eine Wunder war, dass wir überlebt hatten. Aber das zweite Wunder war, welch unglaubliche Hilfe

und Unterstützung wir im Anschluss daran bekamen. Wir fuhren nämlich zwei Tage später mit dem Mut der Überlebenden und nur mit einem Mietwagen – ohne Wohnwagen – doch noch auf den ursprünglich geplanten Campingplatz – und siehe da: Es wurde alles gut! Mit den Menschen, die wir damals kennengelernt haben, sind wir bis heute befreundet.

Berufliche Tätigkeit

Wenn man Geschichte studiert und nicht Lehrerin und nicht Archivarin wird – was wird man dann? Ich habe als Geschäftsführerin des Alemannischen Instituts Freiburg e. V. für mich eine ideale Kombination aus wissenschaftlicher Arbeit, Netzwerken, öffentlichen Veranstaltungen und Verwaltung gefunden. Ja, tatsächlich, ich kann auch Verwaltung und Finanzen etwas abgewinnen. Wenn das nicht funktioniert, dann funktioniert nämlich der ganze Rest auch nicht, er kann so gut sein wie er will.

Ehrenamtlich bin seit vielen Jahren bei Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e. V. engagiert. Nebenbei noch weitere Veranstaltungen zu stemmen ist manchmal anstrengend, aber meine Kolleginnen dort sind ein steter Quell der Inspiration und des Vergnügens.

Was schätzen Sie an Ihrem Wohnort, ihrer Umgebung in hohem Maße?
Ich liebe Freiburg, weil es für mich eine perfekte Mischung aus Großstadt und Dorf ist. Wenn ich vor unserem Institut auf die Straße gehe, treffe ich oft jemanden, den ich kenne. Und man spürt der Stadt ihre Vergangenheit an, als Grenzstadt zu Frankreich, als »Außenposten« des katholisch geprägten Habsburger Reiches. Das alles hat auf sympathische Weise seine Spuren hinterlassen. Mein Wohnort Müllheim ist viel ruhiger, wir haben wunderbare Nachbarn, ich kann in unserem Garten mit meinen bloßen Händen in der Erde graben und bin in fünf Minuten mit den Hunden draußen in der Natur. Ich habe alles.

Was ist Ihnen wichtig im Leben?
Ich liebe es, etwas zu gestalten. Ob das ein interessantes Thema ist, aus dem ein schönes Buch wird, ob es darum geht, ein altes Haus umzubauen, mit Stoff künstlerisch zu arbeiten oder ob ich Menschen dazu animieren kann, aus gemeinsamen Interessen ein Projekt zu entwickeln, das macht gar keinen so großen Unterschied. Mich fasziniert der Prozess, in dem etwas Gestalt annimmt und das Glück, wenn es fertig ist.

Haben Sie verwandtschaftliche Beziehung an Ihrem Wohnort und seiner Umgebung?
Wenige: Meine Schwiegermutter ist im Nachbarort im Seniorenheim.

Sprechen Sie manchmal Dialekt? Vielleicht immer?
Ich spreche im Normalfall das, was man in Bayern »gehobene Mundart« nennt. Das enthält eine angenehme Bandbreite zwischen mehr und weniger Dialektfärbung, die man zur Not auch während eines Gesprächs anpassen kann.

Was bedeutet für Sie »Heimat«?
Heimat ist dort, wo mir das Herz aufgeht. Die Orte, an denen ich gelebt habe und die mir ein Stück Heimat wurden, liegen zwischen dem Main im Norden und dem Arno in der Toskana. Was es dann genau ist, hängt immer an einer Erinnerung: Ein Geruch, ein Wort, ein Geschmack, ein Gefühl … Im Lauf der Jahre

mischt sich immer mehr Heimweh unter die Heimatgefühle, Heimweh nach Menschen, die nicht mehr leben oder nach Geschmäckern, die es so nicht mehr gibt, wie nach dem Brot meiner Großmutter.

Sind Ihnen besondere Sitten, Gebräuche oder die Lebensart ihrer Gegend ans Herz gewachsen?
Die Menschen hier schätzen gutes Essen und guten Wein. Und wissen, dass man am Ende genauso weit kommt, auch wenn man es langsamer angehen lässt. Das ist Lebenskunst.

Kloster St. Lioba, Freiburg-Günterstal, ehemaliges Studentinnenheim, heute »Haus St. Benedikt« (Aus einem Klosterprospekt, freundliche Abdruckgenehmigung)

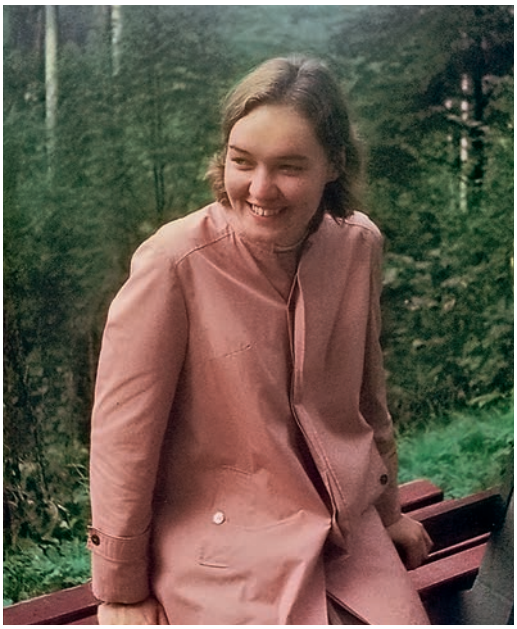
Ursula Speckamp aus Freiburg

Mein Weg nach Baden und in die »Badische Heimat«

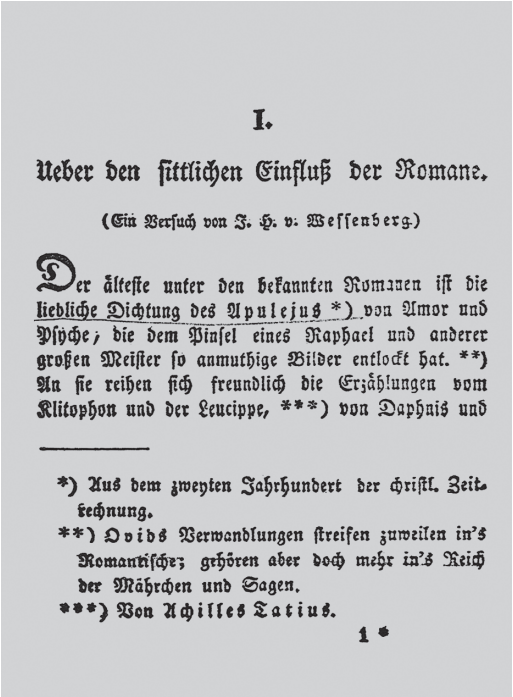
Als ich, nach dem Abitur in Braunschweig Juni 1967, das Studium der katholischen Theologie, Philosophie, Romanistik und Germanistik in Freiburg i. Br. zum Wintersemester 1967/68 begonnen hatte, wusste ich schon bald: Hier gehe ich nicht mehr weg! Ich erinnere mich gut, wo ich diesen Gedanken, diesen Willen hatte: es war an der Haltestelle Holzmarkt, ich wartete auf die Straßenbahn nach Günterstal. Eine meine Lehrerinnen in Braunschweig hatte Verbindungen nach St. Lioba, dem von den Benediktinerinnen der Hl. Lioba in Günterstal unterhaltenen Studentinnenheim neben dem Kloster, zwischen Wald und Riedbergstrasse gelegen.

Durch ihre Vermittlung wählte ich für den Beginn des Studiums dieses Domizil, wo ich gerne drei Jahre blieb, bis mein einjähriger Aufenthalt als »assistante d'allemand« in Gray – nicht sehr weit von Besançon – diese Zeit beendete. Bald nach der Rückkehr wieder Günterstal, das mir ans Herz gewachsen war. Fast drei Jahrzehnte wohnte ich im Haus von Frau Lore Trautz, geb. Großjohann, in der Schauinslandstr. 87. Seit Mitte der 1960er-Jahre bewohnte das Ehepaar Trautz die »Beletage« des stattlichen Baus, den die Mutter von Frau Trautz nach dem Tode ihres Mannes mit Geld aus ihrer Witwenversorgung in den 1920er-Jahren erworben hatte. Beide Eltern von Frau Trautz stammten aus Triberg. Als Reichsbankbeamter hatte der Vater eine Stelle in Bayern (München?) inne. Nach seinem frühen Tod zogen Mutter und Tochter nach Freiburg, wo die Mutter das besagte Haus kaufte, an dem auch die Tochter noch abzubezahlen hatte. Ihre Jugend verbrachte Lore Trautz in Freiburg. Sie besuchte das Goethe-Gymnasium, machte dort das Abitur und machte anschließend eine Ausbildung zur Fürsorgerin. Nach dem Krieg, inzwischen Mittdreißigerin, heiratete sie Dr. Werner Trautz, der zuletzt eine Stelle im Belser-Verlag in Stuttgart bekleidete. Mit Beginn seines Ruhestandes wechselte das Ehepaar ins eigene Haus nach Freiburg.

Auch Werner Trautz war Badener, Sohn eines Pfarrers in Oberbaldingen auf der Baar. Als die Kinder des Pfarrers älter wurden, versetzte die Kirchenleitung Pfarrer Trautz nach Huchenfeld bei Pforzheim. Von dort aus



Die Verfasserin im Günterstäler Wald, um 1973. Die Nähe des Waldes machte es immer leicht, die Schreibtischarbeit zu unterbrechen und einen Spaziergang einzulegen. (Foto: privat)



I.

Ueber den sittlichen Einfluß der Romane.

(Ein Versuch von J. H. v. Wessenberg.)

Der älteste unter den bekannten Romanen ist die liebliche Dichtung des Apulejus *) von Amor und Psyche, die dem Pinsel eines Raphael und anderer großen Meister so anmuthige Bilder entlockt hat. **) An sie reihen sich freundlich die Erzählungen vom Klitophon und der Leucippe, ***) von Daphnis und

*) Aus dem zweyten Jahrhundert der christl. Zeitrechnung.

**) Ovids Verwandlungen streifen zuweilen in's Romantische; gehören aber doch mehr in's Reich der Mährchen und Sagen.

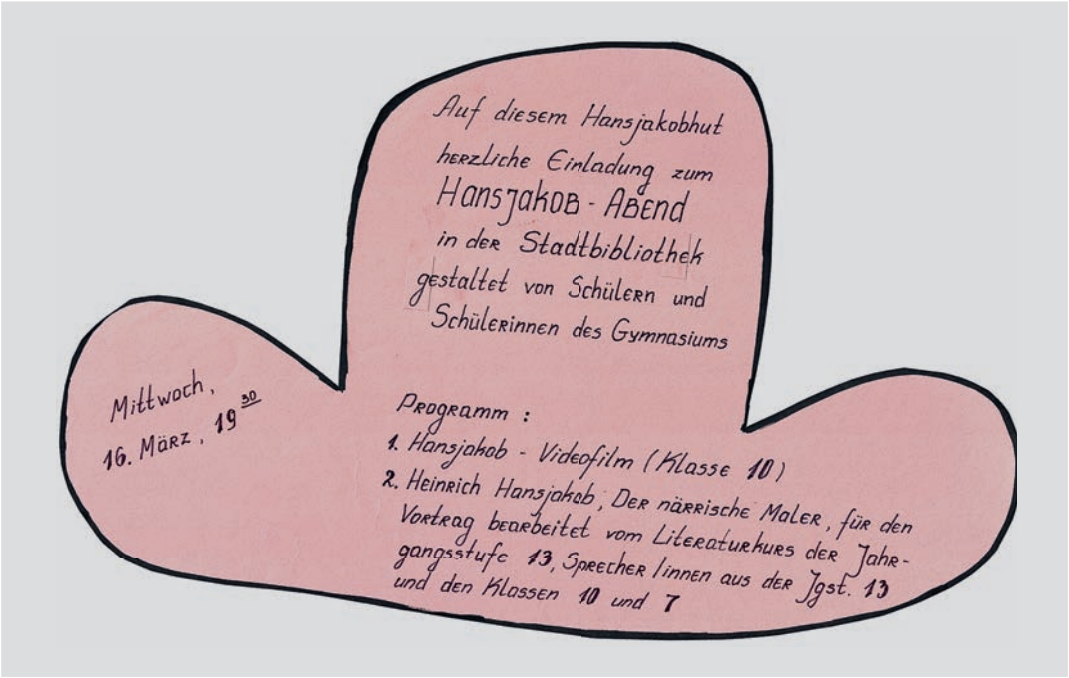
***) Von Achilles Tatius.

1 *

Einer der umfangreichen Aufsätze, die Wessenberg im »Archiv für die Pastoralkonferenzen« veröffentlichte (1826/2) (Aus: Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz, 1862/2, S. 3)

konnten die Kinder weiterführende Schulen besuchen – zu Fuß hin und zurück rund zwei Stunden täglich. Werner Trautz erzählte gerne aus seiner Jugend- und Studienzeit. Manches ist mir lebhaft gegenwärtig, etwa dies, dass er als Freiburger Student mit einem Bußgeld bestraft wurde, weil er zur späten Abendstunde pfeifend durch die Herrenstraße gegangen war. Beide »Trautze« waren mit ihrer Heimat tief verbunden. Sie waren Mitglied im Landesverein Badische Heimat, im Breisgau-Geschichtsverein, im Schwarzwaldverein. Immer wieder nahmen sie an Veranstaltungen der Badischen Heimat und des Breisgau-Geschichtsvereins teil. 1978, mittlerweile Assessorin des Lehramtes und etwas besser bei Kasse als mit dem »Honnefer Modell« (heute »Bafög«) und einem Promotionsstipendium, trat ich – angeregt und wohlvorbereitet durch Lore und Werner Trautz – dem Landesverein Badische Heimat bei. In der Baden-Frage waren Lore und Werner Trautz unterschiedlicher Auffassung: Sie hatte für die Eigenständigkeit des Landes Baden gestimmt, er für ein Land »Baden-Württemberg«.

1978, ich war also rund 10 Jahre in Freiburg, kannte ich den Schwarzwald und das Oberrheingebiet schon recht gut. Auf zahlreichen Wanderungen und Ausflügen hatte ich mir die Gegend erschlossen. Einen nicht unbeträchtlichen Anteil daran hatte bis zum ersten Staatsexamen auch der Lehrstuhl »Oberrheinische Kirchengeschichte« mit dem »Kirchenmüller« (Prof. Dr. Wolfgang Müller) und seinem Assistenten Dieter Kauß, der zuletzt



Aus der Arbeit in St. Georgen/Schwarzwald (Foto: privat)

unter anderem Leiter des »Vogtsbauernhofs« in Gutach war. Eine der im Rahmen der »Oberrheinischen Kirchengeschichte« unternommenen Exkursionen brachte uns auch in den Heimatort von Dieter Kauß, Ödsbach im Renchtal, wo die kleine Studentengruppe von Mutter Kauß mit Erdbeeren bewirtet wurde. Worum es eigentlich, d. h. wissenschaftlich bei der Exkursion ging, ist mir entfallen; diese Erdbeeren jedenfalls waren der Höhepunkt des Tages. Auch mein Dissertationsthema führte mich weiter ins Badische hinein. Bernhard Casper, damals Professor für Fundamentaltheologie in Augsburg, mir aber von Freiburg her bekannt, kam meinen Interessen entgegen: Ich untersuchte die Beschäftigung/Auseinandersetzung der deutschen katholischen Zeitschriften im 19. Jahrhundert mit Dichtung und schöner Literatur. Die Arbeit lenkte meine Aufmerksamkeit auf den Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) und die von ihm herausgegebene Zeitschrift »Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz« und auf andere, von ihm allein verfasste Werke. Im Unterschied zu den meisten katholischen Zeitschriften gab das Pastoralarchiv dem Thema Literatur (auch Kunst) viel Raum, denn ein Ziel der Zeitschrift bzw. Wessenbergs – der sich auch selber als Dichter betätigte – war ein umfassend gebildeter Klerus. Als ich nach fünf Jahren Mannheim, wo sich meine erste Lehrerstelle befand, wieder in den Bereich des Oberschulamtes Freiburg wechselte, und zwar nach St. Georgen im Schwarzwald, besuchte ich mehrfach die Wirkungsstätte Wessenbergs in Konstanz, u. a. seine Bibliothek und seine Bildergalerie. Die Bezirksnetzkarte der Bahn, die man damals für einen umfassenden Teil

des mittleren und südlichen Badens erwerben konnte, machte solche Ausflüge – auch das Fahrrad durfte man mitnehmen – möglich. Meine kleine Dachgeschosswohnung im Hause Trautz hatte ich all die Jahre, bis 2002, dem Todesjahr von Frau Trautz, beibehalten. Werner Trautz, 15 Jahre älter als seine Frau, war bereits 1978 gestorben. In St. Georgen wohnte ich nahe der Schule, oberhalb des Stadtkerns, im Hause der Seniorchefin von Uhren-Staiger. Von Freitag bis Montagfrüh und während der Ferien war ich in Freiburg, von dort am Samstag oder Sonntag meist auf einer Wanderung.

In St. Georgen arbeitete ich aus, was ich erst zaghaft in Mannheim begonnen hatte: regionale Themen in den Religionsunterricht einzubeziehen. Da wurden dann Kirchen und Klöster, religiöse Kleindenkmale, bedeutende Persönlichkeiten, Bräuche im Jahreslauf usw. behandelt, manches auch in Szene gesetzt und aufgeführt. Die damaligen Schulleiter des Gymnasiums St. Georgen, wie es damals noch hieß, zunächst Horst Hecker, gebürtig aus Singen, der mittlerweile voll Stolz auf dem »Scheitel Alemanniens« lebte, danach Reinher Gassert, gebürtiger Pforzheimer, unterstützten diese »badische« Arbeit nach Kräften. 1993, zeitgleich mit meinem Wechsel von St. Georgen ans Scheffel-Gymnasium in Lahr, verabschiedete sich auch Reinher Gassert. Er wurde Schulleiter am Gymnasium Hohenbaden in Baden-Baden, wo einst Leo Wohleb gewirkt hatte. Obwohl ich St. Georgen verließ, um Freiburg näher zu rücken, fiel mir der Abschied, vor allem von den Schülern, doch schwer. Nicht wenige unter ihnen kamen von den Einzelhöfen der Umgebung, waren mit der Landwirtschaft vertraut, mussten auf dem elterlichen Hof mit anpacken. Das waren meist tüchtige, gut »geerdete« Jungen und Mädchen. Eine andere, besondere Gruppe von Schülern waren Kinder kroatischer Eltern, die in der St. Georgener Industrie tätig waren. Durch ihren Fleiß und ihre Strebsamkeit stachen sie oft besonders heraus.

Zwischen Lahr und Freiburg konnte ich nun täglich pendeln. Die neun am »Scheffel« verbrachten Jahre boten die Möglichkeit, in sog. Hohlstunden oder anderen freien »Zwischenzeiten«, die Stadt und ihre Umgebung kennenzulernen. Vor allem der rebentragende Schutterlindenberg wurde abspaziert. Im Sommer lockte bei gutem Wetter das am Fuße des Schutterlindenbergs gelegene wunderbare Terrassenbad zum Durchschwimmen.

Die »regionale« Arbeit im Religionsunterricht setzte ich in Lahr fort; das war umso mehr möglich, als ich, ähnlich wie in St. Georgen, in der Hauptsache Religion unterrichtete. Während der Lahrer Zeit, vor allem dann ab dem Schuljahr 2002/03, das mich ans Theodor-Heuss-Gymnasium nach Freiburg-St. Georgen führte, wandte ich mich verstärkt wieder der wissenschaftlichen Arbeit zu. Nun unterrichtete ich nur noch 16 Stunden wöchentlich, die letzten Jahre 12 Wochenstunden, um mehr Zeit für andere Interessen zu gewinnen. Wenn zwischen schulischen Verpflichtungen Zeit blieb, erkundete ich die Umgebung: die St. Georgener Reben, den Wald des Schönbergs, die Gegend um das Jesuitenschloss – alles zu Fuß von der Schule aus schnell zu erreichen. 2013 wurde ich in den Ruhestand verabschiedet. Gerne hätte ich mit wenigen Wochenstunden weiter unterrichtet, doch war das nicht möglich, weil »kein Bedarf«. Ein Schuljahr mit zwei Wochenstunden wurde dennoch »drangehängt«. Auf Bitten von Schülern, mit der Unterstützung der Schulleiterin und dem Segen des Regierungspräsidiums hielt ich ehrenamtlich noch einen sog. Seminarkurs über »Russische Weltliteratur«, dessen Abschlussnoten fürs Abitur zähl-

ten. Wohlvorbereitet für »Badisches« mache ich mich seit 2016 im Landesverein Badische Heimat zu schaffen.

Silvia Diana Tătaru aus Freiburg

Mein Name ist Silvia Diana Tătaru. Geboren bin ich im Jahre 1977 in der Stadt Piatra Neamț, in der malerischen Provinz Moldau, in Rumänien.

Meine Eltern waren gebildete Menschen: mein Vater war Studienrat, meine Mutter war ebenfalls im Schulwesen als Buchhalterin tätig.

Meine Eltern waren tief gläubige und vor allem praktizierende Christen. Sie haben auch uns – meinen Bruder und mich – christlich erzogen.

Ich habe in der Zeit zwischen 1992 und 1996 das Petru-Rareș-Theoretisches Gymnasium in Piatra Neamț besucht, dann an der Fakultät für Philologie der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität in Iași Englisch und Französisch mit Schwerpunkt Theorie und Praxis der Übersetzung studiert.

Im Jahre 2001 erhielt ich ein Erasmus-Stipendium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 2008 habe ich an der Freiburger Universität ein weiteres Studium abgeschlossen, das meine Fremdsprachenkenntnisse bereichert hat: Gräzistik mit Schwerpunkt Neugriechisch und Skandinavistik mit Schwerpunkt Norwegisch.

Parallel zum Studium in Freiburg war ich stundenweise als wissenschaftliche Hilfskraft in der Bibliothek der Medizinischen Klinik und in der Bibliothek des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg tätig.

Ich liebe Bücher, und ich lese leidenschaftlich, vor allem die Arbeit in der Welt der Bücher finde ich faszinierend. Zur Ausbildung im bibliothekarischen Bereich habe ich berufsbegleitende Kurse im Rahmen eines Masterstudiengangs an der Humboldt-Universität zu Berlin belegt.

Seit September 2016 arbeite ich ausschließlich in der Erzbischöflichen Bibliothek als Nachfolgerin von Frau Mary Jo Rabe, die nach 41 Dienstjahren in den wohlverdienten Ruhestand gegangen ist.

Frau Rabe habe ich viel zu danken, vor allem für die freundliche und liebenswürdige Hilfsbereitschaft, manche Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, Lösungen für scheinbar unlösbare Probleme zu suchen und zu finden und nicht zuletzt für interessante Gespräche über alles und die Welt. Die Arbeit in der Bibliothek war mehr oder weniger ihr Lebenswerk, mit dem sie sich identifiziert hat, so dass sie für mich und für andere ihrer Mitarbeiter in dem Ordinariat eine *Institution* geworden und geblieben ist.

Eine Familie habe ich noch nicht gegründet. Die freie Zeit, die mir bleibt, nutze ich für andere Arbeiten in der rumänisch-orthodoxen Kirchengemeinde *Geburt der Mutter Gottes* in der Maria-Schutz-Kirche Freiburg.

Die Gemeinde besteht seit 1946. Gegründet wurde sie von ehemaligen Kriegsflüchtlingen, Angehörigen des rumänischen Heers, Diplomaten, Studenten, Facharbeitern, Intellektuellen, Auswanderern und ist Bestandteil der *Rumänisch-Orthodoxen Kirche in Deutschland e. V.*

Die Gemeindemitglieder gründeten zu der Zeit noch die Rumänische Bibliothek und das Rumänische Institut – ein prächtiges Kulturzentrum, bis heute das größte seiner Art in Deutschland.

Für eine kurze Zeit gabe es in Freiburg auch eine »Rumänische Ergänzungsschule« für Kinder rumänischer Herkunft. Es wurde Rumänisch, Religion, Geschichte, Erdkunde, Musik und Volkstanz unterrichtet.

Soultzmatt im Elsass, 2017:
Wallfahrt zum Rumänischen Militärfriedhof

Im Oktober 2016 hat die Schule ihre »Tore« für die Kinder der Gemeinde wieder geöffnet. Ich bin für die Gestaltung der Unterrichtsstunden sowie für die gute Organisation der Schule tätig. Der Unterricht findet leider sporadisch und vorläufig in meiner Wohnung statt. Die Schüler haben unterschiedliche Lebensalter und Sprachniveaus, aber ihr Enthusiasmus und ihre Freude sind beeindruckend. Sie haben großes schauspielerisches Talent bei den Theateraufführungen und anderen kulturellen Veranstaltungen in der Kirche und in der Rumänischen Bibliothek erwiesen. Die Kinder nehmen jedes Jahr am ersten Samstag nach Christi Himmelfahrt an unserer traditionellen Wallfahrt (1978 von Pfarrer Popa initiiert) ins Elsass, zum rumänischen Militärfriedhof in Soultzmatt teil, wo 687 rumänische Soldaten, Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg, beerdigt sind. Das ist für sie eine Gelegenheit, eine Seite der rumänischen Geschichte zu lesen und dabei viel zu lernen.

Die Kirchengemeinde steht unter der kanonischen Jurisdiktion der Griechisch-Orthodoxen Metropolie von Deutschland, bzw. des Ökumenischen Patriarchates von Konstantinopel.

Die Kirche hat für die in der Fremde lebenden Rumänen eine besondere Bedeutung: Sie verbindet die Gläubigen mit ihrer Heimat, mit ihrer Tradition, mit ihrer Familie; die Kirchengemeinde **ist** ihre Familie. Das Gemeindeleben zeichnete sich einst wie heute durch eine rege religiöse und kulturelle Tätigkeit aus.

Ich glaube, dass jeder Mensch, dem wir begegnen, jedes Geschehen in unserem Leben einen Sinn hat. Es gab und es gibt Menschen, die wie Sterne am Himmel meines Lebens »leuchten«. Einer davon war Pfarrer Dumitru Popa († 2004), der Vorsteher der rumänisch-orthodoxen Kirche in Deutschland (1963–2004).

Ich habe seine Bekanntschaft 2001 gemacht. Er zeichnete sich stets durch seinen Dienst an Gott und an dem Nächsten aus. Er und seine Familie waren immer allen aus dem kommunistischen Rumänien entflohenen Rumänen behilflich. Als Priester betreute er Gemeinden in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, Österreich und Italien und überall dort, wo orthodoxe Exilrumänen lebten und pastorale Assistenz brauchten. Lange Zeit war er der einzige rumänische Priester in ganz Deutschland. Da die Gemeinden unterbemittelt waren und über keine finanziellen Zuwendungen verfügten, musste er unter der Woche als technischer Zeichner arbeiten. Für ihn waren Wochenenden keine Ruhezeiten. Er war unterwegs, sei es in Hamburg, Hannover, Berlin, Bonn, München, Nürnberg etc., da wo die Rumänen eine Bleibe gefunden und sich in Gemeinden organisiert hatten. Er war immer da, wenn die Mitmenschen seine Hilfe brauchten. Er strahlte Liebe, Menschlichkeit, Güte aus. Er ist in meinen Gebeten, in dem Kerzenlicht gegenwärtig, das ich jeden Sonntag bei der Messe für ihn anzünde. Er ist in der Kirche gegenwärtig, in der er die Gottesdienste zelebrierte, der Kirche, die er mehr als sein eigenes Leben geliebt hat.

Kirche Maria Schutz Freiburg, Blick in den Innenraum

Kirche Maria Schutz Freiburg, Blick von außen

Die Gemeinde wird seit 2004 von Erzpriester Sorin Petcu betreut. Die Gottesdienste werden ausschließlich in rumänischer Sprache (ausgenommen Familiengottesdienste bei Bedarf) in der Kirche *Maria Schutz* in Freiburg, Schützenallee 16, gegenüber vom ehemaligen Französischen Gymnasium gefeiert.

Die *Maria-Schutz-Kirche* ist im Jahre 1885 gebaut worden und steht unter Denkmalschutz. Im Jahre 1979 wurde sie auf Kosten des Katholischen Ordinariats und der Evangelischen Kirche des Landes Baden-Württemberg innen und außen restauriert, mit Heizanlage und mit Ikonostase (die den orthodoxen Kirchen eigentümliche Bilderwand) ausgestattet und anschließend der *Arbeitsgemeinschaft Ostkirchen Freiburg e. V.* zur Nutzung durch die orthodoxen Christen aus Freiburg für gottesdienstliche Zwecke überlassen.

Die Bilderwandikonen (Ikonostase) sind von drei rumänischen Künstlern gemalt: Livia Piso aus Tuscania (Italien), Ion Ipser aus Nürnberg (Deutschland) und Erzdiakon Gabriel Alexandru Sibiescu aus Buzău (Rumänien).

Der katholische Kirchenfonds Maria Hilf in Freiburg (Eigentümerin) hat im Jahr 2016 die *Maria-Schutz-Kirche* an die *Rumänisch-Orthodoxe Kirche in Deutschland e. V.* bzw. an die rumänisch-orthodoxe Kirchengemeinde *Geburt der Mutter Gottes* (Freiburg) in Erbpacht als Alleineigentum übertragen. Die Übertragung erfolgte 70 Jahre nach den ersten Gottesdiensten der orthodoxen Rumänen in Freiburg (1946) und 50 Jahre nachdem die rumänische Kirchengemeinde rechtlich konstituiert worden war, unter dem Namen *Rumänisch-Orthodoxe Kirche in Deutschland e. V.* (1966), seit 1953 unter kanonischer Jurisdiktion des Ökumenischen Patriarchates von Konstantinopel.

Anfang des Jahres 2016 wurde der Innenraum des Gebetshauses renoviert und in der Altarapside ein den Regeln der orthodoxen Kirchenbauten entsprechend fester Altartisch aus Stein und Marmor gebaut.

Die Kirche *Maria Schutz* wurde am 10. Juli 2016 von Seiner Exzellenz Bartholomaios von Arianz, Vikar-Bischof der *Griechisch-Orthodoxen Metropolie von Deutschland,* im Auftrag Seiner Eminenz Metropolit Augousti-

Die Verfasserin beim »Tag der Kirchen« auf dem Rathausplatz in Freiburg 2016 – Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK)

Weihnachtsfeier in der Maria-Schutz-Kirche Freiburg 2018 (alle Fotos in diesem Textabschnitt: privat)

nos Labardakis, dem Exarchen des Ökumenischen Patriarchates für Westeuropa nach der orthodoxen Kirchweiheordnung aus dem Byzantinischen Ritus konsekriert.

Im Rahmen der Kirchweihe wurden in den Sockel des heiligen Altartisches zusammen mit Urkunde und Siegel des Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. heilige Reliquien von drei sowohl in der orthodoxen wie auch in der römisch-katholischen Kirche verehrten Märtyrern eingelegt: Haralambos († 203), mit Gedenktag orthodox und katholisch am 10. Februar, Tryphon († 250), mit Gedenktag orthodox und katholisch am 1. Februar, **Paraskevi von Rom** († 140), mit Gedenktag orthodox 26. Juli, katholisch 13. Oktober, einschließlich der Diptychen (Listen mit Namen der Lebenden und der im rechten Glauben Verstorbenen) der Gemeindemitglieder, die sich um das Wohl und die Standhaftigkeit der rumänisch-orthodoxen Kirchengemeinde *Geburt der Mutter Gottes* aus Freiburg bemüht haben.

Um einen besseren, vollständigen Einblick in die Geschichte der rumänischen Präsenz in Freiburg und Deutschland zu bekommen, kann man die informationsreiche und schön gestaltete Homepage der Rumänisch-Orthodoxen Kirche in Freiburg einsehen. Es lohnt sich, die vielen und gut dokumentierten Aufsätze zu lesen, weil sie diese lebendige historische Gemeinde darstellt (siehe www.ortodoxia.de).

In der Gemeinde bin ich ebenfalls stark engagiert. Ich singe jeden Sonntag im Gemeindechor und bin unserem Priester bei vielen Arbeiten (Planung und Abhaltung der Gottesdienste) behilflich.

Das wäre in großen Linien mein bisheriger Werdegang in Rumänien und in Deutschland. Ich denke gerne zurück an die Menschen, die mein Leben durch ihre Loyalität, ihren Glauben, ihre Standhaftigkeit und Ehrlichkeit geprägt haben, Menschen, die für mich wahre Vorbilder sind. All denen möchte ich jederzeit meine Dankbarkeit und meinen Respekt von ganzem Herzen aussprechen.

Eva-Maria Schüle aus Freiburg

Herkunft

Eva-Maria Schüle wurde 1960 als Älteste von fünf Kindern in Freiburg geboren. Ihr Vater und Großvater waren Förster und so beginnt – quasi schon mit der Kindheit – ihre Verbun-

Eva-Maria Schüle (Foto: Christine Kalkhof)

denheit zur ehemaligen Freiburger Kartause; denn aufgewachsen ist sie im benachbarten Forsthaus.

Werdegang

Nach dem Schulbesuch, zuerst in Littenweiler, dann auf dem Berthold-Gymnasium mit den Fächern Latein und Griechisch im Abitur, stellte sich die Frage »Was will ich werden?« Beim Blick auf ein Kornfeld im Dreisamtal entstand bei Frau Schüle der Wunsch, sich mit »dem Land« zu beschäftigen. Wobei sie, wie sie sagt, zunächst keine Ahnung hatte, wie sie dies machen wollte. Sie entscheidet sich dann für eine Ausbildung in der Landwirtschaft. Eva-Maria Schüle erzählt lächelnd, dass sie einen »Männerberuf« wollte. Als Alternative wäre auch Maschinenbau oder Nautik in Frage gekommen, alles vielfältige Berufe. Der Lehre in Grafenhausen bei Kappel und im Glottertal schließt sich ein Studium der »Allgemeinen Agrarwissenschaften« in Hohenheim an.

Besonders einschneidende Ereignisse im Leben?

Während des Studiums reiste Frau Schüle zweimal nach Neuseeland und arbeitete dort auf einer Demeter-Farm. Beim zweiten Aufenthalt war auch ihr Mann dabei, den sie während des Studiums kennengelernt hatte. Die Weite und Freiheit in Neuseeland beeindruckte Frau Schüle so sehr, dass der Wunsch wuchs, dortzubleiben. Die große Entfernung von der Familie, von zu Hause, ergab aber den Entschluss, doch nicht auszuwandern – Neuseeland war zu weit weg.

Tätigkeitsbereiche, z. B. Familie/Beruf/ehrenamtliches Wirken/besondere Interessen

Seit 1989 arbeitet Eva-Maria Schüle in einer damals neu eingerichteten Stelle in St. Ulrich. Bei der »Landwirtschaftlichen Familienberatung«, gefördert vom Ministerium und von beiden Kirchen, liegen ihr die Landwirtsfamilien am Herzen. Gerade die Paarberatung ist in der Landwirtschaft bis heute ein nicht immer einfaches Thema. Die praktische Ausbildung und ihre »Freiburgische Sprache« wirken dabei oft als Türöffner.

In zwei Jahren möchte die Agrarwissenschaftlerin ihren Beruf, den sie zu fünfzig Prozent ausübt, aufgeben. Grund dafür ist

Der Karthausengarten (Foto: Christine Kalkhof)

vor allem ein weiterer Arbeitsplatz: 2014 übernahm sie die Stelle einer Gartenpädagogin am UWC Robert Bosch College, welches damals in der ehemaligen Freiburger Kartause eingerichtet wurde. Der frühere Küchengarten des Kartäuser Klosters wie das dazu gehörige Gelände gehören in ihren Zuständigkeitsbereich. Die zweihundert internationalen Schüler des Colleges werden dabei, als Teil des Unterrichts, in die Gartenarbeit einbezogen. Hier ist ein biologisches Wirtschaften, welches gut funktioniert, möglich. Drei Mal im Jahr sind alle Schüler und die meisten Lehrer/Mitarbeiter im Einsatz in Garten und Gelände.

Frau Schüle ist aber nicht erst 2014 zur Kartause, dem Ort ihrer Kindheit zurückgekehrt. Viele Jahre hat sie mit ihrer eigenen Familie auf dem Gelände gelebt, schon lange den Garten bewirtschaftet, sogar eine Gruppe von freiwilligen Helfern, die es weiterhin gibt, gegründet. Zukünftig wird sie, wenn der ehemalige Meierhof der Kartause saniert ist, dort im alten Teil eine Wohnung beziehen.

Über ihre Arbeit und ihr Engagement für die »Kartaus« hinaus ist Frau Schüle seit zehn Jahren die Zweite Vorsitzende im »Netzwerk **Bauerngarten- u. Wildkräuterland Baden e. V.«,** zuständig für Förderanträge und Finanzen.

Was schätzen Sie an ihrem Wohnort, Ihrer Umgebung in hohem Maße?

Neben allem oben Gesagtem: Die Großfamilie ist in der Nähe und ihr Mann kann auf dem Gelände der Kartause Schafe halten.

Was ist Ihnen wichtig im Leben?

Eva-Maria Schüle sieht sich als »Hüterin des Ortes« – an der großen Gartenmauer hat sie manchmal den Eindruck, ein Kartäusermönch stünde hinter ihr. Der Kartaus-Garten gibt ihr Kraft, hier fühlt sie sich aufgehoben und geborgen.

Was bedeutet für Sie »Heimat«?

Frau Schüle: Meine »Heimat« ist aufgebaut wie konzentrische Kreise – in der Mitte der Kartaus-Garten, dann das Kartaus-Gelände, davon ausgehend das Dreisamtal/Freiburg, dann der Schwarzwald und ganz Südbaden. »Heimat« kann aber auch zwei Ebenen haben: eine räumliche, wie zum Beispiel Neuseeland, und die familiäre Bindung. Diese hatte in Neuseeland gefehlt. Zur »Heimat« gehört das Verstehen der Kulturlandschaft.

Ihr Mann sagt: »Du teilst Deine ›Heimat‹ mit 240 Leuten aus der ganzen Welt.«

Es ist für ihre »Heimat« eine Bereicherung, dass alle Schüler und Lehrer noch dazu kommen. Für Frau Schüle ist der Kartaus-Garten ein so privilegierter Ort, dass man ihn einfach teilen muss.

Ulrike Lenhardt aus Bischoffingen (Kaiserstuhl)

Ulrike Lenhardt, geboren am 3.8.1964 in Rüdesheim am Rhein in einer Winzerfamilie im Rheingau.

Das Abitur legte ich ab 1983 an der St. Ursula-Schule, einem Mädchengymnasium in Geisenheim, anschließend Praktikum/Ausbildung für das Studium von Weinbau und Kellerwirtschaft für ein Jahr an verschiedenen Orten – unter anderem war ich vom 1984 ein halbes Jahr in Endingen am Kaiserstuhl mit »Erstkontakt« zu den Alemannen in einem Weingut. Nach ca. sechs Wochen habe ich langsam angefangen, die Sprache einigermaßen zu verstehen …

Schon damals war im Kopf: »Wenn ich mal woanders als im Rheingau leben sollte, dann hier … wunderschön.«

Anschließend Studium des Weinbaus und der Oenologie in Geisenheim/Rheingau, Abschluss als Dipl. Ing. (FH) im Januar 1988. Erste Arbeitsstelle im Export einer großen Weinkellerei in Trier, ab 1990 Aufnahme der Tätigkeit für das Deutsche Weininstitut, Mainz (bis heute). Aufgabenbereiche sind die Förderung von Image und Absatz deutscher Weine auf den wichtigen Exportmärkten für deutsche Weine im Ausland.

Dann erfolgte die erste Heirat im Rheingau, zwei Kinder in 1993 und 1996, Trennung 2004. Anschließend kam ich mit meinem jetzigen Mann zusammen – Badener, Kaiserstühler, Bischoffinger. Ich wusste damals nicht, dass er komplett zweisprachig ist: mit »Fremden« Hochdeutsch, mit Familie und Freunden vom Kaiserstuhl ausgeprägter Dialekt.

2006 sind wir in Bischoffingen erstmals in die Weinproduktion eingestiegen: Nachdem mein Schwiegervater verstorben war, hatte mein Mann einzelne Rebgrundstücke der Familie aus der Verpachtung zurückgeholt und ein erstes Fass Grauburgunder und Spätburgunder erzeugt. So baute sich das nach und nach auf dem elterlichen Hof in Bischoffingen auf bis zum kleinen Weingut, dass wir heute gemeinsam betreiben.

Ulrike Lenhardt im Weinberg (Foto: privat)

Nach sechs Jahren bin ich dann 2012 mit ihm ganz an den Kaiserstuhl gezogen, auf den erwähnten Hof, den wir gemeinsam von Armins Schwester übernommen haben.

Als »Neue« im Dorf (700 Einwohner) wurde ich herzlich aufgenommen, aber es dauerte einige Zeit, bis ich mich zurechtgefunden hatte. Für mich ohne Kinder in Kindergarten oder Schule, oder auch fester Arbeitsstelle mit regelmäßigem Kontakt zu anderen Müttern/Vätern/Arbeitskollegen hat es einfach etwas länger gedauert. Aber die Verwandtschaft meines Mannes, die Nachbarn und auch die Winzerkollegen im Dorf haben mich in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Dazu kommt ehrenamtliches Engagement in verschiedenen Vereinen und ein reger Betrieb auf dem Weingut – Langeweile kennen wir nicht.

Was ich besonders an meiner »neuen« Heimat schätze sind die Umgangsformen: das mittlerweile selbstverständliche »DÜ« als vertraute Anrede, aber es wird auch akzeptiert

Ulrike Lenhardt mit ihrem Mann Armin (Foto: privat)

die »Nähe« oder den »Abstand« den man zu geben bereit ist. Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind sehr gut. Was ich immer bei Festen beeindruckend finde und sehr begrüße, sind die mega Kuchenbuffets, die als »Nachtisch« von allen gezaubert und gemeinschaftlich genossen werden. Auch Spätburgunder zum Gugelhupf ist eine schöne Tradition, die ich mittlerweile sehr gerne als Gewohnheit übernommen habe.

Ein weiteres heimatliches Highlight ist das Wecken des Dorfs am 1. Mai ab 6 Uhr. Wir waren dann um sieben morgens eine Station im Dorf, die die Musikanten mit Kaffee, Kuchen und einem Glas Wein bewirtet haben.

Da wo meine Familie ist, ist meine Heimat – so auch hier am Kaiserstuhl. Das Dorf hat viel geholfen, dass ich mich schneller zu Hause fühle.

Monika Hollstein aus Kandern

Mein Name ist Monika Hollstein. Ich wurde 1971 als jüngstes von vier Kindern in Lörrach geboren. Meine Mutter stammt aus der Schweiz, in der Nähe von Zürich, wo sie auch meinen aus Nordrhein-Westfalen stammenden Vater, der dort seine Gesellenzeit verbrachte, kennengelernt hat. 1966 sind meine Eltern nach Kandern gezogen, wo mein Vater eine Stelle als Bäcker hatte. Dort habe ich auch meine Kindheit mit meinen drei älteren Geschwistern verbracht. Wir hatten eine sehr behütete Kindheit, konnten viel draußen spielen und hatten auch in der Nachbarschaft sehr viele andere Kinder. In unserem Garten waren zu manchen Zeiten bis zu 17 Kinder.

Ich besuchte drei Jahre lang den Kindergarten in Kandern, der schon zur damaligen Zeit Angebote für Schulanfänger machte, um sie auf das Stillsitzen vorzubereiten. Die Grundschule war in der ersten und zweiten Klasse in Kandern. Für die dritte und vierte Klasse mussten wir Kinder aus Platzgründen in die zwei Dörfer weiter entfernte Schule nach Wollbach fahren. Nach der Grundschulzeit besuchte ich die August-Macke-Realschule in Kandern und beendete diese mit der mittleren Reife. Meine Geschwister hatten genau den gleichen Werdegang.

Als ich 14 Jahre alt war, verlor ich meine Mutter im Alter von nur 47 Jahren. Sie verstarb an Krebs und bekam die Diagnose nur drei Wochen vor ihrem Tod. Unsere Familie hat dieser Verlust noch mehr zusammengeschweißt. Wir hatten immer schon ein gutes Verhältnis und das half uns allen, über den Verlust hinweg zu kommen.

Nach der Schule habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem Kindergarten für körperlich und geistig behinderte Kinder gemacht. Dazu musste ich in das 15 Kilometer entfernte Inzlingen fahren. Die Arbeit mit den Kindern hat mich darin bestärkt, Erzieherin werden zu wollen. Ich begann auch eine Ausbildung zur Erzieherin, die ich aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste. Nun musste ich mir erneut Gedanken machen, was ich denn gerne machen würde. Meine ältere Schwester arbeitete zu diesem Zeitpunkt als Kranken-

schwester im Krankenhaus in Lörrach. Ich wollte auch unbedingt einen sozialen Beruf ergreifen und konnte in einem Altenheim in Kandern als Pflegehelferin arbeiten. Dazu benötigte man zunächst nur eine dreimonatige Grundausbildung. Ich schien meine Arbeit gut zu machen, denn man bot mir an, eine Ausbildung zur Altenpflegerin zu beginnen. Nach dem Abschluss konnte ich bleiben.

Während meiner Arbeit hatte ich mit vielen verschiedenen Menschen zu tun, die in ihrem Leben viel erlebt haben. Viele der alten Menschen, die ich betreut habe, haben den Zweiten Weltkrieg erlebt und erzählten auch von ihren Erlebnissen, die jetzt am Ende ihres Lebens wieder hochkamen. Manche können aber auch heute noch nicht darüber sprechen.

Ein sehr einprägsames Erlebnis war der Kontakt mit einer alten Dame, die mich morgens, als ich sie weckte, fragte: »Sind die Männer noch da?« und auf meine Gegenfrage: »Welche Männer?« die Antwort erhielt: »Na die Soldaten!« Da war mir bewusst, dass diese alte Dame im Traum ihre Kriegserlebnisse verarbeitet hat und nach dem Erwachen nicht wusste, wo sie jetzt ist.

Viele dieser alten Menschen sprechen noch einen breiteren Dialekt als ich. Ich glaube, das liegt auch daran, dass man früher noch nicht so viele »Zugezogene«, zu denen nach Ansicht vieler schon seit Generationen in Kandern lebender Familien auch meine gehörte, im Ort hatte. Heute vermischen sich die Dialekte doch sehr.

Meinen Mann habe ich bei der Arbeit kennengelernt. Für neun Jahre sind wir in einen Nachbarort gezogen. Danach kamen wir wieder nach Kandern zurück, wo wir nun schon wieder acht Jahre leben. Wir haben keine Kinder. Zu unserer Familie gehört ein Hund – ein toller Boxer. Durch unseren Hund sind wir natürlich sehr viel draußen in der Natur. Man trifft viele Menschen mit Hund und kommt immer wieder ins Gespräch. Auch werden wir sehr oft auf unseren Boxer angesprochen.

Mein Wohnort ist für mich deshalb so attraktiv, weil man einander noch kennt und achtet und aufeinander schaut. Man hilft sich gegenseitig. Hier lebt man nicht anonym. Außerdem ist alles vorhanden, was man für das tägliche Leben braucht. Auch Allgemeinmediziner sind am Ort. Für Fachärzte muss man in die nächste Stadt, 15 Kilometer entfernt, nach Lörrach. Aber auch das ist ohne Auto mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu schaffen. Es ist ein recht ruhiger Ort. Hier lässt es sich leben. Meine ältere Schwester wohnt zwei Häuser weiter, die beiden anderen Geschwister sind 10 bzw. 45 Kilometer von mir entfernt. Meine Schwiegermutter lebt 20 Kilometer von hier weg. So kann man sich regelmäßig sehen und die Gemeinschaft pflegen. Ich habe zwei mittlerweile erwachsene Nichten, die beide in Freiburg leben und studieren.

In meiner Kindheit habe ich meist alemannisch gesprochen. Wenn unsere Großeltern aus Nordrhein-Westfalen da waren, mussten wir uns auf hochdeutsch unterhalten. Wenn ich mit Menschen zu tun habe, die hochdeutsch sprechen, spreche ich automatisch hochdeutsch. Mit meinen Geschwistern spreche ich alemannisch. Mit meinem Mann spreche ich meist hochdeutsch. Er stammt zwar auch von hier, hat aber als Kind aus Trotz entschieden, hochdeutsch zu sprechen und ist dabei geblieben.

Das Wichtigste in meinem Leben ist meine Familie, der Zusammenhalt untereinander. Wichtig ist mir vor allem, dass man mit dem, was man hat, zufrieden ist und Menschen um sich herum hat, die einen auffangen.

Heimat ist für mich da, wo meine Liebsten sind und wo ich mich geborgen fühle. Das bietet mir mein derzeitiger Wohnort.

Eine (fast) vergessene Karlsruherin: Agnes Prinzessin zu Salm-Salm

Hans H. Klein

Agnes Elisabeth Winona Leclerq Joy, *geboren am 25. Dezember 1840 in Swanton, Franklin County, im Bundesstaat Vermont, USA, starb wenige Tage vor ihrem 72. Geburtstag 1912 in Karlsruhe. Sie war die Tochter eines Offiziers der US-Armee, des Generals (oder Obersten)* William Leclerq Joy *(1793–1866) und – mütterlicherseits – die Enkelin eines Indianerhäuptlings. Ihren stets mit Stolz getragenen Vornamen Winona (= Flamme) verdankt sie ihrer indianischen Großmutter. Wie kam* Agnes Joy *nach Karlsruhe?*

Agnes verließ ihr Elternhaus im Alter von noch nicht 20 Jahren, schlug sich in Kuba als Kunstreiterin, Schauspielerin und Tänzerin durch und kam zu Beginn der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts (die Datumsangaben differieren) zu ihrer mit dem Hauptmann *Edmond Johnson* verheirateten Schwester *Hannah Dalilah* nach Washington. Nun geschah, was bei einem Temperamentsbündel wie unserer Protagonistin geschehen musste: *Agnes* rockte die amerikanische Metropole. Auf ihrem halbwilden Mustang Minnehaha fegte sie durch die Straßen der Hauptstadt, vorbei am Weißen Haus, dessen Bewohner *Abraham Lincoln,* ein entfernter Verwandter der *Joys,* ihre Reitkünste gespannt beobachtete. Ungeachtet des Bürgerkriegs, der am 12. April 1861 begonnen hatte und zunächst einen für die Nordstaaten unglücklichen Verlauf nahm, folgte in Washington ein Ball dem anderen, und *Agnes Joy* glänzte auf ihnen allen. Ein Freund[1] berichtet: Senatoren, Generäle usw. »umtrippelten sie wie Bachstelzen und waren gehorsam wie Pudel, selbst der gute alte Lincoln tätschelte und küsste ihr die Hand.« »Die ganze Männerwelt machte sie närrisch.« Sie sei, so der erwähnte Freund, »noch mehr reizend und pikant als auffallend schön«.[2] Zu *Agnes*' Verehrern zählten auch die in Washington stationierten Offiziere, vor allem die der »Deutschen Freiwilligen Division« mit ihrem General *Louis Blencker,* einem Alt-48er, der sich wie viele seiner Gesinnungsgenossen nach dem Scheitern der Revolution in die Vereinigten Staaten abgesetzt hatte. Sein Stabschef war ein gewisser *Felix Prinz zu Salm-Salm,*[3] ein schmucker ehemals preußischer und österreichischer Gardeoffizier, der wegen hoher Spielschulden zuerst den Dienst in Preußen und dann auch den in Österreich hatte quittieren müssen. Als er Präsident *Lincoln* vom preußischen Gesandten als deutscher Prinz vorgestellt wurde, soll der ihm die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt haben: »Das soll Ihnen bei uns nicht schaden.«

Porträt von Agnes Elisabeth Winona Leclerq Joy Salm-Salm, 1862 (Gemeinfrei)

Auf einem Empfang im Weißen Haus sind sich *Agnes* und *Felix* begegnet und haben sich offenbar Hals über Kopf ineinander verliebt. Sie heirateten am 30. August 1862 – die Puritanerin *Agnes* war zuvor zum Katholizismus konvertiert. Fortan widmete sich die frischgebackene *Prinzessin Salm* mit aller ihr zu Gebote stehenden beträchtlichen Energie und unter Aufbietung aller ihr zur Verfügung stehenden Beziehungen der Karriere und dem Wohlergehen ihres Gatten. Er wurde Regimentskommandeur und erhielt damit ein besoldetes Amt in der Armee (Geld hatten die beiden ja nicht). Als er in die Kriegshandlungen verstrickt wurde, folgte ihm *Agnes* im November 1862 an die Front, keineswegs nur zu Besuchszwecken, sondern um sich der Truppe anzuschließen. Das war unerhört. Der Anblick von Blut und Tod war nichts für Damen. Ihren Mann brachte *Agnes'* aller militärischen Disziplin widersprechendes Verhalten in große Verlegenheit, nicht zuletzt dadurch, dass sie wider allen Comment sich im Lazarett um die Verwundeten kümmerte. Dank der Beliebtheit, die sie bei ihren Patienten genoss, durfte sie bleiben, vorerst, bis die Truppe im Dezember ins Gefecht zog, wo sie alsbald eine schwere Niederlage erlitt (Schlacht am Rappahannock). *Agnes* kehrte danach zur Armee zurück und nahm sich erneut und energisch der Verwundeten und Kranken an. Im weiteren Verlauf des Krieges wurde die *Prinzessin Salm* zum Hauptmann einer Kompanie Freiwilliger aus Illinois befördert, die sie dem Regiment ihres Mannes zuführte.

Während Oberst *Salm* an der Offensive der Nordstaaten teilnahm, die das Ende des Sezessionskriegs einleitete, widmete sich seine in Washington weilende Gattin einmal mehr der Krankenpflege. Aber es drängte sie wie stets an die Seite ihres Mannes, nach Bridgeport, wo sie nach einer abenteuerlichen Reise eintraf und sich alsbald wieder der dringlichen Verbesserung der Lage der Verwundeten widmete. Einmal mehr zurück in Washington sorgte sie dafür, dass *Felix* zum General befördert wurde.

Die Südstaatenarmee kapitulierte am 9. April 1865, am 14. wurde *Lincoln* ermordet. *Prinz Salm* quittierte im Jahr darauf den Dienst in der Armee der Vereinigten Staaten und sah sich nach einer anderen Beschäftigung um. Überzeugter Monarchist und kampfeslustiger Soldat, der er war, zog es ihn nach Mexiko, in den Dienst des unglücklichen Kaisers *Maximilian,* in völliger Verkennung der verzweifelten Lage, in der sich dieser längst befand. Auf die Warnungen seiner klarsichtigen

Frau hörte er nicht. In der Armee *Maximilians* kam er unter, allerdings zunächst nur in einer subalternen Position.

Nach Jahrzehnten des Bürgerkriegs hatte sich in Mexiko zu Beginn der 1860er Jahre die Präsidentschaft des *Benito Juarez* durchgesetzt, eines reinblütigen Indianers und überzeugten Republikaners. Dessen im europäischen Ausland intrigierenden politischen Gegnern gelang es, insbesondere das Frankreich *Napoleons III.* für eine Intervention in Mexiko zu gewinnen. Von den USA, deren Monroedoktrin ein solches Vorhaben widersprach, war Widerstand nicht zu gewärtigen – sie waren mit sich selbst beschäftigt. Der habsburgische Erzherzog *Maximilian* war, geblendet vom Glanz einer möglichen Kaiserkrone, eitel und ehrgeizig genug, sich als Thronkandidat zur Verfügung zu stellen. Sein Bruder, Kaiser *Franz Joseph,* sah das nicht ungern, denn er betrachtete den beliebteren *Maximilian* mit einiger Eifersucht.

Felix zu Salm-Salm, dem es wegen der Ablehnung durch die den Kaiser umgebende österreichische Kamarilla zunächst nicht gelang, sich das Wohlwollen *Maximilians* zu erwerben, heftete sich gleichwohl an dessen Fersen. Durch seine Tollkühnheit im Kampf gelang es ihm aber bald, seine Aufmerksamkeit und Gunst zu gewinnen: *Maximilian* machte ihn zu seinem Flügeladjutanten und (was immer das in dieser Phase des Geschehens noch bedeutet haben mag) zum Chef seines Hauses, und so kam es, dass *Salm* in des Kaisers letzten Wochen zu dessen fast einzigem Freund und Vertrauten avancierte. Anfang Mai 1867 gelang es *Agnes,* sich nach Querétaro durchzuschlagen, wo die Kaiserlichen ihr letztes Gefecht austrugen. Sie war ihrem Mann zu dem einzigen Zweck nach Mexiko gefolgt, ihn heil aus dem sich anbahnenden Schlamassel herauszubringen. Als sich dessen Schicksal scheinbar unlöslich mit dem *Maximilians* verband, setzte sie alles daran, auch diesen zu retten. Sie scheute keine Anstrengung und keine Gefahr, ritt tagelang, fast ohne schützende Bedeckung über Land, obwohl es da von Räuberbanden wimmelte, um bei *Juarez* um Gnade für den Kaiser und ihren *Felix* zu bitten. Sie konnte der Präsident nicht gewähren, einer Flucht, auf die sich *Maximilian* indessen nicht einlassen wollte, hätte er wohl keine Steine in den Weg gelegt. Als der Kaiser schon zum Tod verurteilt war, gelang es *Agnes* noch einmal, zu Präsident *Juarez* vorzudringen. Sie warf sich ihm zu Füßen und flehte ihn an, das Leben des Kaisers zu schonen. *Juarez* antwortete: »Es schmerzt mich, Madame, Sie so auf Ihren Knien liegen zu sehen; allein wenn alle Könige und Königinnen Europas an Ihrer Stelle wären, so könnte ich doch sein Leben nicht schonen. Ich nehme es nicht: es ist das Volk und das Gesetz, welche seinen Tod verlangen. Täte ich nicht den Willen des Volkes, so würde dasselbe sein und mein Leben nehmen.«[4] Immerhin schenkte der Präsident *Agnes* das Leben ihres ebenfalls schon zum Tode verurteilten Mannes. *Maximilian* wurde am 19. Juni 1867 mit seinen Generalen *Miramon* und *Mejia* hingerichtet, *Felix* alsbald begnadigt, nach Vera Cruz und dort auf das erste nach Europa abgehende Schiff gebracht. Als *Agnes* eintraf, war ihr Mann schon auf hoher See. Sie reiste dann über Kuba nach New York, wo ihre zahlreichen Freunde und Bewunderer ihr einen triumphalen Empfang bereiteten. Aber schon am 28. Dezember 1867 schiffte sie sich auf dem Dampfer »Ville de Paris« Richtung Europa ein, ging in Brest an Land und konnte ihren *Felix* am 9. Januar in Paris wieder in die Arme schließen.

Zwei Tage später traf das Paar auf Schloss Anholt ein, dem Stammsitz der Familie Salm-Salm. Chef des Hauses war nun *Felix*' ältes-

ter Bruder *Alfred,* der 5. Fürst zu Salm-Salm. *Agnes* wurde freundlich aufgenommen, angesichts ihrer Herkunft keine Selbstverständlichkeit in diesen adelsstolzen Kreisen. Nur in einem Punkt blieb jetzt und später Fürst *Alfred* unerbittlich: die immer noch erheblichen und alsbald weiter wachsenden Schulden seines Bruders abzulösen, weigerte er sich beharrlich.

Im Februar 1868 reisten Prinz und Prinzessin Salm nach Wien. Am 27. wurde *Agnes* von Erzherzogin *Sophie* empfangen, der Mutter *Maximilians* und des Kaisers. In Anerkennung ihrer wenn auch vergeblichen Bemühungen um die Rettung seines Bruders, an der ihm freilich sehr viel nicht gelegen war, gewährte *Franz Joseph Agnes* eine jährlich Pension von 1200 Dollars. Nach dem Besuch in der österreichischen Hauptstadt begab sich das Ehepaar in die Schweiz (nicht zuletzt, um sich dem lästigen Drängen der Gläubiger zu entziehen) und nahm für einige Monate Wohnung auf Schloss Wiggen bei Rorschach, das von dessen Eigentümer, dem Regierungsrat *Hoffmann von Leuchtenstern,* angemietet wurde.[5] Hier bereitete *Felix* die Veröffentlichung seines mexikanischen Tagebuchs vor, das 1869 unter dem Titel »Querétaro« erschien, und seine Gattin verfasste ihre dreibändigen Memoiren »Zehn Jahre aus meinem Leben«. Sie erschienen 1875, erfuhren alsbald eine 2. Auflage und wurden auch ins Englische übersetzt.[6] Beide bedienten sich dabei der Hilfe des langjährigen Freundes *Otto von Corvin* – zumal *Agnes* bedurfte ihrer, da ihr Deutsch mangelhaft war und noch lange blieb.

Während ihres Aufenthaltes in der Schweiz hatten die *Salms* den Fürsten *Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen* kennen gelernt.[7] In dessen Begleitung reisten sie nach Berlin, wohin Baron *Anton von Magnus,* 1866/67 preußischer Ministerresident und Generalkonsul in Mexiko, sehr günstig über das Ehepaar *Salm* berichtet hatte. Auch *Magnus* hatte sich sehr um die Rettung *Maximilians* bemüht. So fanden denn *Felix* und *Agnes* bei König *Wilhelm* und Königin *Augusta*[8] eine überaus freundliche Aufnahme, und *Felix* erhielt, wessen er aus finanziellen Gründen dringend bedurfte, eine Anstellung bei dem in Koblenz stationierten 4. Garderegiment Königin. Dort bezogen die *Salms* alsbald eine Wohnung.

In der Koblenzer »Gesellschaft«, maßgeblich geprägt durch das in der Stadt stationierte Militär, hat *Agnes* sich wohl gefühlt. Das hat ihren Blick für die Menschen ihrer Umgebung nicht getrübt, wie zahlreiche scharfzüngige Äußerungen in ihren Memoiren belegen. Die im Vergleich zu den USA relative Lockerheit des Umgangs von Hoch und Niedrig gefiel der Prinzessin. Deren exotische Vergangenheit war allgemein bekannt, ihre Teilnahme an Bällen, Soirées und »Kränzchen« darum begehrt, ihr Charme tat ein Übriges, und eine glänzende Tänzerin war sie ohnehin. Das sich gelegentlich in Koblenz aufhaltende und regelmäßig in Bad Ems zur Kur weilende preußische Königspaar[9] zeichnete die *Salms* durch eine beinahe freundschaftliche Anteilnahme aus. Außer vielen anderen Angehörigen des Hochadels, die sich bei Anwesenheit *Augustas* in Koblenz einfanden, begegnete *Agnes* hier auch erstmals der Tochter der Königin, der Großherzogin *Luise von Baden.* Auch in Koblenz widmete sich *Agnes* sozialen Aktivitäten, vor allem im Rahmen des »Katholischen Frauenvereins St. Barbara« – hier trafen sich die adligen Damen und nähten »für die Armen«.

Ihrer Kinderlosigkeit wegen konsultierte *Agnes* im April 1869 den berühmten Bonner Chirurgen *Busch,*[10] bei dem sie einen Krankenpflegekurs belegte. Am 13. Juli 1870 war *Agnes* auf der Promenade in Bad Ems Augenzeugin der schicksalhaften Begegnung des

preußischen Königs mit dem französischen Botschafter in Berlin, *Vincent von Benedetti,* der im Auftrag seiner Regierung von König *Wilhelm* die Zusicherung verlangte, dass er eine erneute Kandidatur des Prinzen *Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen* (der hatte am Vortag schon verzichtet) für den spanischen Thron nicht zulassen werde, eine Demütigung, die die von *Bismarck* geführte preußische Regierung zurückwies. Daraufhin erklärte am 19. Juli 1870 Frankreich Preußen und dem Norddeutschen Bund den Krieg.[11]

Am 26. Juli rückte *Felix*' Regiment von Koblenz aus an die Front. *Agnes*' Lebewohl war nach ihren Worten «wie ein Abschied auf dem Todbette«. Und in der Tat: am 18. August 1870 ist *Felix* in der Schlacht bei Gravelotte gefallen. *Agnes,* die schon vor Kriegsbeginn von Königin *Augusta* die Erlaubnis erbeten und erhalten hatte, im Krieg sich als Krankenschwester um die Verwundeten zu kümmern, erfuhr vom Tod ihres Mannes drei Tage später in einem Lazarett. Unter großen Mühen brachte sie *Felix*' Leichnam seinem Wunsch entsprechend nach Anholt, wo er am 3. September beigesetzt wurde. Königin *Augusta* und Großherzogin *Luise* kondolierten der Witwe brieflich. Ungeachtet ihrer tiefen und lange nicht überwundenen Trauer kehrte *Agnes* an die Front zurück, wo sie sich – nicht zu jedermanns Freude – energisch für die Verwundeten und Kranken einsetzte, die eigenen wie die in Kriegsgefangenschaft geratenen Franzosen. Das Eiserne Kreuz, für das sie vorgeschlagen war, durfte an Frauen nicht verliehen werden. Der nunmehrige Kaiser *Wilhelm I.* stiftete deshalb das »Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen«, das auch *Agnes* erhielt.

Nach dem Krieg kehrte *Agnes* nach Anholt zurück. Ihr Schwager erteilte ihr den klugen, von ihr auch befolgten Rat, *Felix'* Erbe auszuschlagen, so dass sie de iure ihrer resp. seiner Schulden ledig war. Das Angebot eines lebenslangen Wohnrechts auf Schloss Anholt schlug *Agnes* hingegen aus. Sie ging zurück nach Koblenz, und damit, so schreibt ihr neuester Biograph *Robert White,* »the family dropped out of her life«. In Koblenz wurde sie von Gläubigern bedrängt, auch mit Prozessen überzogen, die sie freilich allesamt gewann. Zwar hätte sie die alten Schulden gern beglichen, doch fehlte ihr dafür das Geld. Sie verfügte lediglich über die Dotation des österreichischen Kaisers und die schmale Pension als Witwe eines preußischen Majors, was kaum zum Leben reichte. In ihrer Verzweiflung reiste sie nach Berlin, wo der Kaiser sie empfing und ihr ein Privatdarlehen von 6000 Talern gewährte, von denen 4000 mit der Hälfte ihrer Pension als Majorswitwe zu tilgen waren. So konnte sie einen Teil ihrer (gefühlten) Schulden zurückzahlen. Kaiserin *Augusta* vermittelte ihr die Stellung als Leiterin des 1868 gegründeten Augusta-Hospitals in Berlin, die *Agnes* jedoch nicht antrat.

Sie verlegte ihren Wohnsitz nach Bonn in die Meckenheimer Straße 72. Ihre wohl auch seelisch bedingte angegriffene Gesundheit veranlasste die Prinzessin zu Erholungsreisen in die Schweiz und nach Italien. Typisch für sie: *Agnes* bestieg kurz nach einem Ausbruch den Vesuv, wobei sie sich dem Krater entgegen allen Warnungen gefährlich näherte und erst umkehrte, als ihr sie begleitender Hund sich die Pfoten verbrannte. In Rom wurde sie zweimal in Privataudienz von Papst *Pius IX.* empfangen, der ihr davon abriet, in ein Kloster zu gehen, was sie zeitweilig erwog.

Zurück in Deutschland, befreite sie eine überraschende Erbschaft aus den USA einfür allemal von ihren finanziellen Sorgen. Sie konnte das bisher gemietete Haus in Bonn erwerben und sich eine Reise nach Spanien leis-

Grabstelle von Prinzessin Agnes zu Salm-Salm auf dem Alten Friedhof in Bonn (Foto vom Autor)

ten. Am 16. September 1876 heiratete sie nach abermaligem Konfessionswechsel in 2. Ehe den britischen Diplomaten *Charles Heneage* (1841–1901) – vermutlich in Bad Cannstatt.[12] *Heneage* stammte aus einer angesehenen englischen Familie – sein älterer Bruder wurde 1896 zum Baronet erhoben – und war nach Stationen in Nizza, Washington, Stockholm und Athen zur Zeit seiner Eheschließung mit *Agnes* bei der Großbritannischen Gesandtschaft am Königlich Württembergischen und Großherzoglich Badischen Hofe tätig.

Über *Agnes*' weiteres Leben ist nur wenig bekannt. Sie scheint nach der Heirat mit *Heneage* nach England gegangen zu sein. Die Ehe wurde jedoch »vor 1899« geschieden. Ihr soziales Engagement behielt sie bei. So reiste sie um die Jahrhundertwende in die USA, um dort Geld für Hospitäler zu sammeln. Eine Rückkehr in die Vereinigten Staaten scheint sie nicht in Erwägung gezogen zu haben. Wahrscheinlich hat sie sich um eben diese Zeit in Karlsruhe niedergelassen, im Hause Karlstraße 2,[13] das dem Bankdirektor *Jacobi* gehörte.[14] Im Sommer wohnte sie in Herrenalb in der von ihr gemieteten Villa »Minnehaha«, Dobeler Straße 41a. Im August 1900 engagierte sie sich im Rahmen eines Bazars für einen katholischen Kirchenbau in Herrenalb.[15] In der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe war *Agnes,* die wieder den Namen *Prinzessin zu Salm-Salm* führte,[16] ein Star der Gesellschaft, nicht zuletzt, wie anzunehmen ist, dank ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Großherzogin *Luise.* Sie mag, aber das ist Spekulation, auch ein Grund dafür gewesen sein, dass *Agnes* sich in Karlsruhe niederließ.

Der »Karlsruher Zeitung« vom 24. Dezember 1912 zufolge verstarb die *Prinzessin Salm* am 21. Dezember »nach langer Krankheit« in ihrer Wohnung in der Karlstraße.[17] Alleinerbin war nach einem in englischer Sprache abgefassten eigenhändigen Testament vom 10. April 1910 *Agnes Winona Wilcox geb. Johnson,* die Tochter ihrer Schwester *Hannah Dalilah,* zu deren Familie sie die Beziehung stets gepflegt hat. Immobilien fanden sich im Nachlass nicht. Der Wert von *Agnes*' Schmuck wurde von dem Karlsruher Juwelier *Ludwig Bertsch* im Auftrag des Nachlassgerichts auf 4513 Mark geschätzt. Reich war *Agnes* nie gewesen. Aber sie hatte, dank jener Erbschaft, ihr Auskommen. Beigesetzt wurde sie nach der Einäscherung am 20. März 1913 auf dem Alten Friedhof in Bonn. Die Grabstätte, die sie 1896 erworben hatte, existiert noch (Abt. IV Grabnr. 170);[18] ein von der Stadt Bonn beauftragter Gutachter beurteilt sie als »aus stadtgeschichtlicher Sicht erhaltenswert«.[19]

Nach alledem liegt auf der Hand, dass das Leben der *Agnes Winona Prinzessin zu Salm-*

Salm der Erinnerung wert ist. Weder theoretisch noch praktisch hatte sie etwas mit der zu ihrer Zeit entstehenden Frauenbewegung im Sinn, aber sie gestaltete ohne Rücksicht auf Konventionen ihr Leben nach ihren eigenen Vorstellungen. Widerstände räumte sie entschlossen beiseite. Ihr Wahlspruch war: Der Nichtglaube an Unmöglichkeiten ist der einzige Weg zum Erfolg.[20] Nach diesem Motto erreichte sie, im amerikanischen Sezessions- wie im deutsch-französischen Krieg als Krankenpflegerin eine segensreiche Tätigkeit entfalten zu können und in Mexiko das Leben ihres Gatten zu retten. Ihr Mut war unzerstörbar. Ihre Zeitgenossen – bis zu den höchstgestellten zweier Kontinente – zollten ihr Respekt und Bewunderung. Schon zu ihren Lebzeiten hat ihr *Karl May* im letzten, in Mexiko spielenden Band seines zu Beginn der 1880er Jahre erschienenen großen Kolportageromans »Das Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde« ein literarisches Denkmal gesetzt, wie nach ihrem Tod *Franz Werfel* in seinem 1924 erschienenen Drama »Juarez und Maximilian. Dramatische Historie in 3 Phasen und 13 Bildern«. Im 13. Bild fragt *Agnes* – nach dem Tod *Maximilians* – verzweifelt: »Ich soll wieder ein gewöhnliches Leben anfangen?«, worauf ihr Gesprächspartner erwidert: »Ihr Leben, Madame, wird niemals gewöhnlich sein.«

Quellen

Stadtarchiv Karlsruhe

Generallandesarchiv Baden

Prinzessin Felix zu Salm-Salm, Zehn Jahre aus meinem Leben 1862 bis 1872, 3 Bände, 1875

Felix Prinz zu Salm-Salm, General, erstem Flügeladjutanten und Chef des Hauses Sr. Hochseligen Majestät des Kaisers Maximilian von Mexiko, Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko, nebst einem Auszuge aus dem Tagebuch der Prinzessin Agnes zu Salm-Salm, 2 Bände, 1869.

Allgemeine Deutsche Biographie, 30. Band, 1890, Artikel »Salm, Felix«.

Neue Deutsche Biographie, 22. Band, 2005, Artikel »Linie Salm-Salm (kath.)«.

Joan Haslip, Maximilian. Kaiser von Mexiko, 1972.

Ekkehard Koch/Gerd Hardacker, »Winnetou liebt Juarez …«. Indianer und Deutsche in Karl Mays Romanen um Benito Juarez und Kaiser Maximilian von Mexiko in: C. Roxin u. a. (Hrsg.), Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 2017, 2017, S. 99 ff. (132 ff.).

Juliane von Stockhausen, Wilder Lorbeer, 1964.

Petra Weiß, Agnes zu Salm-Salm. Eine amerikanische Prinzessin in Koblenz, 2012.

Robert White, The Prince and the Yankee. The Tale of a Country Girl Who Became a Princess, 2003.

Anmerkungen

1 *Otto Julius Bernhard von Corvin-Wiersbitzki* (1812–1886) war ein Anhänger der Revolution von 1848. Er war an den Kämpfen in Baden beteiligt und übergab am 23. Juli 1848 die Festung Rastatt an die preußische Armee. Zunächst zum Tode verurteilt, wurde er zu sechs Jahren Einzelhaft begnadigt, die er in Bruchsal verbüßte. Nach seiner Entlassung begab er sich nach Großbritannien und 1861 in die USA. 1874 kehrte er nach Deutschland zurück. Zitat nach *J. v. Stockhausen,* Wilder Lorbeer, S. 117.

2 Die beiden letzten Zitate bei *P. Weiß,* Agnes zu Salm-Salm, S. 10.

3 Mit vollem Namen: *Felix Constantin Alexander Johann Nepomuk Prinz zu Salm-Salm,* Spross eines alten im westlichen Westfalen ansässigen Adelsgeschlechts, dessen damaliger Chef 1623 in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben worden war; sein Territorium wurde in napoleonischer Zeit von Frankreich annektiert und durch den Wiener Kongress 1815 ein Teil der preußischen Provinz Westfalen.

4 Zitiert nach *J. Haslip,* Maximilian, S. 498.

5 Die dreifache Urgroßmutter des Verfassers, Anna Maria Carolina Franziska Theresia von Bayer, war eine geborene Hoffmann von Leuchtenstern, verheiratet mit Gebhard von Bayer.

6 Ten Years of May Life, engl. Ausg. 1876, amerikan. Ausgabe 1877.

7 Er hatte 1849 zugunsten des Königs von Preußen auf seine Herrschaft verzichtet, wurde 1853 preußischer General, war 1858 bis 1862 preußischer Ministerpräsident und zur Zeit seines Zusammentreffens mit den *Salms* preußischer Militärgouverneur in Rheinland und Westfalen. Die spanische Thronkandidatur seines Sohnes *Leopold* war wenig später die auslösende Ursache des Krieges von 1870/71.

8 Sie war eine Enkelin des Großherzogs *Carl August von Weimar,* in ihrer Kindheit eine Gespielin von *Goethes* Enkeln.

9 König *Wilhelm* war von 1849 bis 1854 Generalgouverneur der preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen mit Sitz in Koblenz.

10 Im 70er Krieg war er Generalarzt der 1 Armee.

11 Näher dazu *E. R. Huber,* Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 3. Band, 1963, S. 715 ff., 718 ff., 721 ff.

12 Nach anderen Angaben wurde die Ehe in Berlin oder Koblenz geschlossen.

13 Das Adressbuch für die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe verzeichnet 1900 erstmals *Agnes Prinzessin zu Salm-Salm* als wohnhaft in Karlsruhe.

14 Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Rechtsanwalt Dr. Karl Zippelius, Karlsruhe.

15 Badischer Landsmann Nr. 188, Ettlingen, vom 20. August 1900.

16 Die Nachlassakte (Generallandesarchiv Karlsruhe) führt sie unter dem Namen »Agnes Elisabeth Winona Heneage geb. Leclerq Joy verwitwete Prinzessin Felix zu Salm-Salm«.

17 Vgl. auch die Notiz in der Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1912, 1913, S. 207 f.

18 Auskunft von Frau Karin Schneider, Bonn.

19 Schreiben von Dr. Schloßmacher vom 12. Juni 2018.

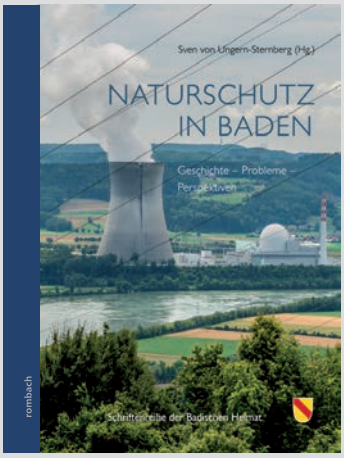
20 Zehn Jahre aus meinem Leben, 3. Band, S. 156.

Anschrift des Autors:
Univ.-Prof. em. Dr. Hans H. Klein
Richter des Bundesverfassungsgerichts a. D.
Heilbrunnstraße 4
76327 Pfinztal

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Frauenpersönlichkeiten – Frauenemanzipation

Heinrich Hansjakob über Frauen

Ursula Speckamp

Hansjakob bietet in seinem umfangreichen Werk zahlreiche längere oder kürzere Porträts von Frauen, denen er selbst im Leben begegnet ist oder von denen er sich berichten ließ. Das waren vorzugsweise Frauen aus dem Volk, ausgeprägte Persönlichkeiten zumeist, deren Andenken Hansjakob bewahren wollte. Allerdings ist Hansjakob ein Gegner der sogenannten Frauenemanzipation, weil er die besonderen Stärken und positiven Eigenschaften der Frauen – in denen sie vielfach die Männer weit überragen – nicht dort sieht, wo die Männer traditionell das Sagen haben.

Einleitung

Hansjakob wird vorgeworfen, er sei den »Wibervölkern« nicht wohlgesonnen, insbesondere wende er sich gegen die Emanzipation der Frau. Um Hansjakob bezüglich Frauen und der »Frauenfrage« gerecht zu werden, muss man sein Gesamtwerk in den Blick nehmen. Dabei sind zu unterscheiden Erzählungen, in deren Mittelpunkt eine Frau steht, Erzählungen mit anderen Schwerpunkten, Erinnerungen, Tagebücher, in denen er zahlreichen Frauen ein Denkmal setzte und Hansjakobs Äußerungen über Frauen allgemein und die Frauenemanzipation.

Erzählungen

»Der Vogt auf Mühlstein«

Magdalene Muser, die schöne einzige Tochter des begüterten Bauern vom Mühlsteinhof hoch oberhalb von Nordrach im Kinziggebiet ist die Hauptgestalt der Erzählung »Der Vogt auf Mühlstein«. Der Mühlsteinbauer ist zugleich Vogt der zum Kloster Gengenbach gehörenden Höfe. Romanhaft ausgestaltet, geht die Erzählung zurück auf 1784/85 tatsächlich Geschehenes, das von Nachfahren des Vogts erinnernd bewahrt wurde, darunter in erster Linie von dem Hansjakob befreundeten, klugen, tief veranlagten Buchhofbauern Michael Erdrich.

Nach dem Willen des Vaters soll Magdalene mit dem Hermesbur Ulrich Faißt verheiratet werden. Der Hermesbur ist viel älter als Magdalene, Witwer, aber sehr vermögend, also eine »gute Partie«. Doch Magdalene hat ihr Herz schon Hans Öler, Sohn des Ölerjok, der auf einem kleinen Hof bei Nordrach sitzt, geschenkt. Beim Singen haben sich Magdalene und Hans kennengelernt. Damals wurde nicht nur daheim viel gesungen, etwa beim Spinnen, sondern auch, vor allem bei festlichen Anlässen wie Hochzeiten, in der Wirtsstube. Zu den meist ledigen Sängern und Sängerinnen, die dann dort zu hören waren, gehörten auch

Hans und Magdalene. »Wenn des Ölerjoken Hans mit des Vogts Magdalene in der ›Stube‹ zu Nordrach ein Duett sang, da wurde auch des rauhesten Bauern Herz bewegt. Und oftmals weinten die Leute vor Rührung über den schönen Zwiegesang. Aber die zwei sangen nicht bloß andern Leuten, sondern auch sich selbst ins Herz hinein. Und zwischen dem Hans und der Magdalene schloß sich gar bald ein Herzensbund, der dem Gesang entsprossen war und den die Lieder immer wieder neu befestigten.«[1]

Im Unterschied zu den meisten anderen Mädchen ist Magdalene nicht bereit, den vom Vater bestimmten Mann zu heiraten: Ihr Herz gehört Hans – ganz und für immer. Das ist außergewöhnlich. Üblicherweise werden, wenn es ans Heiraten geht, Jugendlieben zugunsten guter Versorgung in einer Ehe aufgegeben. Man heiratet nach dem Hof, nicht nach der Liebe.[2] Bei Hans kommt hinzu, dass er als mittlerer Sohn den Hof, von dem er stammt, nicht erben wird, also keine Familie durchbringen kann. Vater Muser versucht den Widerstand der Tochter zu brechen, indem er mit Schlägen, gar mit ihrem Tod durch den Strick droht. Während der leidvollen Wochen bis zur Hochzeit dichtet Magdalene ein Lied, das sie oft singt und dessen Text von der Familie überliefert wird. Hansjakob erhält den Text von Michael Erdrich und gibt ihn unverändert wieder:

Auf dieser Welt gibt's keinen größeren
Schmerz.
Als nicht lieben dürfen, was liebt das Herz.
Zum Heiraten wollen sie mich zwingen,
Doch zur Liebe bin ich nicht zu bringen.
Sie sagen mir, meine Liebe sei ein Scherz,
Aber diese Liebe bricht mir noch das Herz.
Was ich versprochen, halt ich fest und treu,
Will zeigen, daß kein Scherz es sei.
Meine Liebe habe ich längst vergeben
Und geb' sie einem nur in meinem Leben.
Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken.[3]

Kurz vor Weihnachten klagt Magdalene in der Beichte dem Kapuzinerpater Marzellin – damals Guardian (Vorsteher) des Haslacher Klosters, dessen Patres auch in Zell wirkten – ihr Leid. »Pater Marzellin … sagt ihr, der Vater habe ein schweres Unrecht begangen; eine Ehe unter dem Eindrucke der Gewalt geschlossen sei ungültig.«[4] Zugleich rät ihr der Pater, sich die Sache noch zu überlegen, damit der Vater nicht zum Verbrecher an ihr würde. Magdalene wird gefasster. In ihr reift ein Plan. Am 17. Januar 1785 ist in der Zeller Kirche die Trauung von Magdalene

Magdalene unter dem Kreuz, Gemälde von Wilhelm Hasemann (Aus: Wilhelm Hasemann (1850–1913). Sein Weg zum Schwarzwaldmaler, Gutach 2012, S. 190)

Muser und Ulrich Faißt. Doch Magdalene ist entschlossen, nicht die Frau des Hermesbur zu werden. Am Abend des Hochzeitstages lässt Hansjakob sie zu Ulrich Faißt sagen: »Du hast des Vogts Magdalene heimgeführt, aber du sollst kein Weib haben an mir. Der Vater hat seinen Willen gehabt, du hast deinen Willen durchgesetzt, aber jetzt hab ich noch meinen Willen, und der ist unabänderlich. Ihr zwei habt mich gezwungen, eine gezwungene Ehe ist aber keine Ehe, hat der Pater Guardian gesagt, und sie soll auch keine werden. Ich werde dir die erste Magd auf deinem Hof sein, still und fleißig, aber nie dein Weib.«[5]

Bald darauf sucht Ulrich Faißt den Vogt auf; der rät: durchhauen. Das tut der Hermesbur nach der Rückkehr. In der Nacht wird Magdalene irrsinnig. Ihr Vater glaubt, die Tochter verstelle sich, Prügel werden helfen. So überrascht er sie eines Tages beim Mittagessen, schlägt sie schlimmer als der Hermesbur. Magdalene fällt in heftige Delirien, aus denen sie erst nach Wochen, kurz vor ihrem Tod erwacht. Versehen mit den Sterbesakramenten stirbt sie und wird am 15. März 1785 in Zell a. H. beerdigt. Das Grab ist erhalten und wird von der Stadtverwaltung gepflegt. Hans, Soldat geworden, kommt bald im Krieg um.

In Magdalene Muser/Faißt stellt Hansjakob eine feinfühlige, musisch-poetisch veranlagte junge Frau vor, die, charakter- und willensstark, sich dem vom Vater über sie Verfügten in letzter Konsequenz nicht beugt. Auf dem Hof des Ulrich Faißt will sie ihre Arbeitspflicht erfüllen, nicht aber »ehelich Pflichten«; hierzu fehlt die Grundlage, denn die Ehe ist eine erzwungene. Die Anteilnahme und Hochachtung, die Hansjakob Magdalene entgegenbringt, hat der Pfarrer auch für Afra, die er in der gleichnamigen Erzählung in dem Band »Waldleute« veröffentlichte.

Im Unterschied zu Magdalene Muser ist die Kleinbäuerin Afra eine Zeitgenossin von Hansjakob, die er 1894 in der Heilanstalt Illenau bei Achern, wohin er sich für einige Zeit begeben hatte, kennenlernte und am 9. Juni 1896 in ihrem kleinen, einsam gelegenen Waldhof im Fohrengrund bei Schiltach aufsuchte. Hier ist Afra, zusammen mit einer Schwester aufgewachsen. Bei ihren Arbeiten auf Feld und Matte um den Hof herum lernte sie im Sommer 1859 den Wilderer Toni kennen. Er stammte aus dem höher gelegenen Heubach, Kirchspiel St. Roman; in der Hauptsache ist er Holzmacher und Flößer – ein lebensfroher, tüchtiger Bursche, ausgezeichneter Sänger. Das Wildern ist ihm vor allem eine Freude, ein spannungsreicher Zeitvertreib, nebenbei bringt es auch noch etwas ein.

Aus den zufälligen Begegnungen wird nähere Bekanntschaft, schließlich Liebe. Weder Afra noch die andere Tochter Mariev berichten der Mutter über diese Beziehung, denn beide Mädchen haben Angst vor ihrer Mutter, »die eine böse Sieben war und den Maidlen jedesmal, sooft sie auswärts gingen, mit Aussperren drohte, wenn sie zu spät heimkämen.«[6] Der Vater, Xaveri, ist ein gutmütiger Mensch, der aber nichts zu sagen hat. Durch Zufall erfährt die Mutter eines Tages von der Bekanntschaft Toni–Afra. Ein Wildschütz für ihre Tochter? Das kommt nicht in Frage!

Im Winter 1859/60, obwohl er weiß, dass die Mutter ihn ablehnt, weil er ein Wildschütz ist, versucht der Toni dennoch, an einem Sonntag nach der Kirche bei der Mutter um Afra anzuhalten: »I … mein's ehrlich mit eurem Oferle (Afra); i will's heiraten.«[7] Die Antwort: »So lang i leb, kriagst … du kei Meidle von mir.«[8]

Im Jahre 1860 wurde Afra schwanger. (Vielleicht auch der Versuch, die Mutter umzustimmen?) Oft trieb die Mutter ihre Tochter

mit Schlägen aus dem Haus und in den Wald, wo Afra »manchen Tag und manche Nacht weinend, klagend, hungernd und frierend« verbrachte.[9] In dieser Zeit und noch Jahre danach versuchte der Toni immer wieder, die Afra zu ehelichen. Ein für alle Mal nein, bestimmte die Mutter. Da es so üblich war, unterwarf sich Afra »in Gehorsam dem tyrannischen Willen einer erbarmungslosen Mutter«[10] Hansjakob weiter: »Es gehört eine starke Naturgabe dazu, um das zu ertragen, was das Meidle in der Waldhütte zu ertragen hatte an Misshandlungen, Beschimpfungen und Verstoßungen, und was es zu leiden hatte in den einsamen Nächten im Walde.«[11]

Afra bringt zwei Mädchen zur Welt – Zwillinge; die Walburg ist dunkelhaarig, dunkelhäutig, schlank, schlägt dem Vater nach, die Gertrud ähnelt der Mutter, ist blond und zierlich. Auch die beiden Enkelinnen ändern den Sinn der Großmutter nicht: Wie sie verhindert hat, dass aus den Kindern »ehrliche Kinder« wurden, »die einen Vater haben«, so bleibt sie Zeit ihres langen über achtzigjährigen Lebens »wüst« mit Walburg und Gertrud. Diese Lieblosigkeit, die Einsamkeit, auch die Verachtung, die sie mancher Nachbar spüren lässt, schlagen Wunden: Zunächst wird Walburg wegen geistiger Verwirrung in die Illenau gebracht – und geheilt. Einige Zeit später muss auch Gertrud diesen Weg gehen. Sie wird gleichfalls geheilt. Doch bleibt bei beiden eine Schwermut zurück, die aus ihrem Schicksal rührt. Bei der Einlieferung der Gertrud, »am letzten Februartag des Jahres 1894« traf Hansjakob – wie eingangs erwähnt – auf Afra, »und die Mutter erzählte mir ihr Leid und das Leid ihrer Kinder so anschaulich, so kindlich und so ergeben in ihr hartes Geschick, dass ich mein eigenes Elend vergaß, solange die kleine, alte Frau vor mir stand. Sie kam mir aber in diesem Augenblick groß vor und stark wie eine Tanne, welche der Sturm schüttelt, die aber nicht bricht, sondern unentwegt immer wieder ihre Äste gen Himmel richtet.«[12]

Der Wildschütz Toni hatte nach Jahren vergeblicher Werbung um Afra ein anderes Mädchen geheiratet und war Vater von elf Kindern geworden. Mutter und Kinder verkehrten freundlich mit Afra und den Zwillingsmädchen, die Toni »hielt sich aus edlen Gründen allzeit fern von der Waldhütte im Fohrengrund«[13]. Die Kinder wussten, dass sie blutsverwandt waren. Die Buben des Toni halfen Afra und den Mädchen bei mancher schweren Arbeit.

Als Hansjakob den Fohrengrund am 9. Juni 1896 besucht, geht es Mutter und Kindern wirtschaftlich recht gut; sie konnten aus ihrem Wald viel Holz gut verkaufen und manches verbessern und sich etwas vergrößern durch Zukauf. Wie Hansjakob schreibt: Afra brach nicht, sondern richtete sich immer wieder auf. Bei die-

Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern, Lithographie um 1865 (Aus: Manfred Hildenbrand: Heinrich Hansjakob – Rebell im Priesterrock, Haslach 2012, S. 203)

sem Besuch erzählt Afra nochmals ihre Leidensgeschichte. Die Töchter sind dabei. Hansjakob kommen die Tränen. Ein Blick aus dem Fenster tröstet ihn: Hinter den Matten um das einsame Haus im Wald erhebt sich dichter Tannen- und Föhrenwald, erhaben und still und friedlich zugleich, am Waldsaum ein mächtiger, jüngst vergoldeter Kruzifixus – zusammen ein Bild des Trostes. Wenige Monate nach diesem Besuch starb der Toni. Hansjakob hatte vorgehabt, ihn ebenfalls noch an jenem 9. Juni aufzusuchen: »Aber es regnete in Strömen, und ich war im Herzen übervoll, da ich Abschied nahm von den Dreien in der Waldhütte im Fohrengrund.«[14] Wie Hansjakob erfuhr, war auch Gertrud bei dem sterbenden Vater. Laut weinend habe er gesagt: »O Gertrud, o Gertrud.«[15] – Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahre 1904 bewirtschaften Walburg und Gertrud allein das kleine Waldgut.

Im Unterschied zum hartherzigen, tyrannischen Vater der Magdalene ist es hier die hartherzige, böse Mutter, die das Unglück ihrer Tochter und das ihrer Enkelkinder verschuldet. Waren im Fall der Magdalene wirtschaftliche Gründe für die erzwungene Ehe ausschlaggebend, war es im Falle Afra der »Wildschütz«, der für die Mutter als Ehemann ihrer Tochter nicht in Frage kam. Die Stärke der Afra liegt für Hansjakob darin, dass sie die Leiden erträgt, dabei sich und die Kinder, lange Zeit auch noch die Mutter geduldig und fleißig durchbringt.

Katharina Basler und andere

Im Folgenden nur wenige Beispiele für die hohe Wertschätzung, die Hansjakob Frauen entgegenbringt. Eine von ihnen ist Katharina Basler, die Hansjakob nicht persönlich kennenlernte, sondern mittelbar durch den ihm befreundeten Pfarrer von Wolterdingen bei Donaueschingen. Dorthin lenkte Hansjakob oft seine Schritte während seiner kurzen Zeit als Lehramtspraktikant in Donaueschingen. Bei den Gesprächen im Wolterdinger Pfarrhaus erzählte Pfarrer Baptist Basler von seiner über alles geliebten Mutter Katharina. Über die erfuhr Hansjakob folgendes, das er in »Verlassene Wege« anlässlich einer Reise im Sommer 1900 erinnert und dem Leser mitteilt – um auch diese Persönlichkeit aus dem Volk der Nachwelt zu bewahren. Katharina wuchs in Mauchen bei Stühlingen auf, hatte in den 1780er Jahren einen tüchtigen Lehrer, »der neben seiner Schusterei die Jugend vortrefflich im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete«.[16] Die kräftige und schöne Katharina war eine ausgezeichnete Schülerin und liebte das Schreiben. Im Jahr 1800 heiratete sie auf Wunsch der Eltern einen doppelt so alten Bäcker. Nach achtjähriger Ehe starb der Mann; Katharina blieb allein mit sieben kleinen Kindern zurück. Als junge Witwe dichtete die Käther ihr erstes Lied, »wie ihr Sohn Baptist mir oft gesagt«; es war ein Trauerlied. Hier die erste Strophe:

»Wem auf Erden soll ich's klagen, Dass ich so verlassen bin? Alle Stunden, welche schlagen, Rufen mir es in den Sinn.«[17]

Katharina ließ sich nicht unterkriegen, buk ausgezeichnetes Brot und vergrößerte ihr Anwesen. Dann heiratete sie nochmals – einen Witwer, der ebenfalls 7 Kinder mit in die Ehe brachte, drei gemeinsame Kinder kamen noch hinzu. Neben ihrer umfangreichen Arbeit dichtete sie und je älter sie wurde umso lieber. Katharina Basler lebte, wie Hansjakob erfuhr, heute noch frisch im Andenken der älteren Bewohner von Mauchen. Als geflügeltes Wort von ihr ging noch der folgende Reim, der auch für einen Pfarrer passen würde, um:

»Wenn ich thäte, was ich lehrte,
Wär der Himmel mein.
Und wenn du thätest, was du hörest,
Kämst du auch hinein.«[18]

1912 erhält Hansjakob den Brief einer ihm bis dahin unbekannten Frau; auch sie dichtet. Schon seit zehn Jahren, teilt sie mit, wolle sie an Hansjakob schreiben. »Aber immer, wenn ich anfange, kommen mir tausend Bedenken. Ich bin scheu. Ich bin in tausend Dingen anders als andere Menschen. (…) Aber da Sie ein guter und warmfühlender Mensch sind und, so oft ich von Ihnen lese und höre, wieder fühle, dass mein Herz mitschwingt mit dem, was sie sagen, so muss ich's doch einmal tun«[19]. Weiter bekennt sie, dass sie dichten *müsse,* diese Naturgabe habe der Schöpfer ihr verliehen. Hansjakob liest und ist »erstaunt über das tiefe poetische Empfinden, das sich in diesen Dichtungen ausspricht«.[20] Auf fünf Druckseiten gibt er davon Proben, u. a. das Gedicht »Ernte«.

Ernte.
Lachende Welt, üppiges Grün,
Oh, wie die Schwalben die Lüfte durchziehn!
Reif ist die Frucht, – lebendig das Feld, –
Ein Ernterausch auf der ganzen Welt.

Dort in den Zweigen purpurnes Glühn,
Da blaue Früchte in silbernem Grün;
Wolken hoch oben, gewaltig und schön,
Sehe ich kommen und wieder vergehn.

Alles umflammt von der Sonne Gold,
Leben, wie bist du so schön und so hold!
Lachende Welt, üppiges Grün, –
Oh, wie die Schwalben die Lüfte durchziehn![21]

Hansjakob resümiert: »Ich lese sonst nie anderer Leute Manuskript oder nur mit Widerwillen. Diese Dichtungen aber, von denen ich hier Proben gegeben, habe ich gerne gelesen.«[22]

Im Sonnenschein vor der Kartaus, Illustration von Curt Liebich (1868–1937) (Aus: Heinrich Hansjakob: Stille Stunden, Stuttgart 1904) (Neuauflage Waldkirch 1990, S. 172.)

Viel Gelegenheit, ältere und alte Männer und Frauen kennenzulernen, bot Hansjakob die 1897 in der ehemaligen Kartause eingerichtete städtische Armenanstalt. Sie lag vor den Toren Freiburgs an einem Südhang mit Blick auf Littenweiler und das Dreisamtal. Hier hatte der Stadtpfarrer durch Vermittlung von Oberbürgermeister Winterer die ehemalige Priorswohnung gemietet, in die er sich, wenn es möglich war, zum ruhigen Arbeiten und Nachdenken zurückziehen konnte. Nicht wenige der mittellosen Bewohner waren ausgeprägte Persönlichkeiten, meist aus dem Volk, die den Menschenfreund und -kenner zur Feder greifen ließen.

Beeindruckt zeigt sich Hansjakob vom Redetalent einer »Kartäuserin«. Am 26. Dezember 1897 notiert er: »Ich bin heute in der Frühe herauf. Über der Stadt lag schwerer Nebel. Hier oben war Sonnenschein, und alle Bäume hingen wieder voll Duft.«[23] Am Nachmittag des 26. hatten die Armen in der Kartaus »ihre ›Bescherung‹«. Um einen riesigen Christbaum

waren sie versammelt, und die Festrede hielt aus ihrer eigenen Mitte eine Frau so vortrefflich, wie ich noch nie eine ihres Geschlechts und noch selten selbst Männer habe reden hören. Nicht bloß ihre Mitarmen lauschten voll Staunen den Worten der Sprecherin, auch mich, der ich vom dunkeln Hausgang aus zuhörte, ergriff ihre schlichte, mit tiefem Gefühl vorgetragene Rede.«[24] Hansjakob ist neugierig geworden, er will die Rednerin kennenlernen und lässt sie noch am Abend in seine Wohnung bitten. Woher sie ihre Rednergabe habe? Als Tochter eines Bataillontambours lernte sie in der Schule »rechtschaffen« lesen und schreiben, heiratete später einen Schuhmacher und half ihm das tägliche Brot verdienen, indem sie anderen Leuten Briefe und Bittschriften verfasste. Als ihr Mann später einen Handel mit alten Sachen begann, hielt sie diese an Samstagen auf dem Münsterplatz feil. »Es waren darunter viele Bücher; in denen las die Frau auf dem Markt und daheim und ›gewann so die Redensart‹ und die Kenntnisse, die sie als Rednerin jetzt verwertet.«[25] »Ihr Mann ist längst verstorben. In der Kartaus, wo die Siebzigerin Aufnahme gefunden hat, wartet sie nun frommen Sinnes auf den Tod.«[26] »Es sprach ein mächtiger, energischer Geist aus den Augen der armen Frau, aber auch der Geist der Schwermut ging über ihre Züge.«[27] Von Hansjakob nach einem Buchwunsch gefragt, entscheidet sie sich für ein Gebetbuch. Früher habe sie viel und gerne gelesen »aus der Welt und allerlei Wissenschaft«, jetzt aber, wo der Tod vor der Tür stehe, heiße es wachen und beten.[28]

Im Sommer 1901 trifft Hansjakob beim Gang durch den Garten der Kartaus die Frau des im Frühjahr verstorbenen Taglöhners Petershauser. Sie ist eine kleine, schmächtige Frau, »aus deren feinzügigem Gesicht ein Paar kluge Augen schauen«.[29] Auf Hansjakobs Frage, wie es gehe, erhält er die Antwort: »›Es gäng scho guat, aber i ha fürchterlich Heimweh nach mim Ma‹ – und dann begann sie ihm ein Loblied zu singen«, über das sich der Pfarrer hoch erfreute.[30] Wenn der »Petershuser« einmal zu viel getrunken habe – was selten vorkam – habe sie geschwiegen. Hansjakob merkt an, dass die wenigsten »Wibervölker« diese weise Regel befolgen, »wenn die Männer zu viel haben oder sonst irgendwie aufgeregt sind; die meisten Händel in den Ehen rührten daher, dass die Damen nicht schweigen können«.[31]

Mit dem Einzug der »Spitäler« in die Kartaus kamen auch acht Barmherzige Schwestern, zwei von ihnen übernahmen gewöhnlich die Sorge für Hansjakob. Daher stellt er diese beiden dem Leser vor und erwähnt sie öfter in den verschiedensten Zusammenhängen. Hansjakob gesteht, dass er durch die Vinzentinerinnen verwöhnt wurde. Sie taten alles sorgfältig und ohne Widerrede. Die leibliche Schwester Philippine hingegen, die den Pfarrhaushalt führte, verwöhnte den Bruder nicht, da gab es eben auch Widerrede; schließlich war Philippine eine Hansjakob. Schwester Proba, die ältere Barmherzige Schwester, servierte Hansjakob das Essen. Sie war schon fast ein halbes Jahrhundert im Orden des heiligen Vinzenz. Aus einer Säckinger Patrizierfamilie stammend, übte sie in Baden alle Arten der Barmherzigkeit: Lehrerin und Erzieherin von Waisenkindern, Krankenpflegerin, Haushaltsvorstand der Lenderschen Anstalt in Sasbach, Besorgung der Gartenwirtschaft im Heilig-Geist-Spital und jetzt, in Fortsetzung, in der Kartause. »Bei Wind und Wetter, von Morgen bis zum Abend steht die alte Schwester draußen mit den noch arbeitsfähigen Armen und rodet und säet und pflanzt und begießt.«[32]

Was Hansjakob besonders freute: Sie sah auf die Himmelszeichen, wenn sie etwas setzte

Philippine Hansjakob (1840–1925), die den Haushalt ihres Bruders führte (Aus: Manfred Hildenbrand: Heinrich Hansjakob – Rebell im Priesterrock, Haslach 2012, S. 37)

oder säte und war, wie Hansjakob, überzeugt von deren Einfluss auf die Pflanzenwelt.

Wenn Schwester Proba das Mittagessen oder die Abendmilch brachte, führten sie noch manches Gespräch miteinander. Der Pfarrer von St. Martin schätzte an ihr eine Eigenschaft, die bei weiblichen Wesen, so Hansjakob, selten war: Sie verband mit großer Weltkenntnis Offenheit und sagte stets, was und wie sie dachte.[33]

Eine andere Schwester richtet Hansjakob die Zimmer und heizt die Öfen. Sie ist sehr jung, fast noch ein Kind und stammt wie der einstige Bistumsverweser (und Gönner Hansjakobs), Lothar Kübel, aus Sinzheim und ist aus dem Geschlecht Kübel; daher trägt sie zu ihrem Namen Marie den Beinamen Lothar. Mit großer Tapferkeit kämpft sie gegen ihre schwache Gesundheit und bewältigt eine Riesenarbeit: etwa 70 Frauen, darunter viele kranke und elende sind ihrer Obhut und Pflege anvertraut. »Sie springt förmlich den ganzen Tag ihrer Arbeit nach. (…) Ich habe oft im stillen dieses schwache, weibliche Wesen bewundert ob seiner Tapferkeit und seiner Selbstverleugnung.«[34] Die hohe Wertschätzung von Schwester Lothar und seine Dankbarkeit fasst Hansjakob in »Stille Stunden« anlässlich ihres Namenstages zusammen: »Es ist heute der Namenstag meiner unermüdlichen Bedienerin, der Schwester Lothar. Ich gratuliere sonst grundsätzlich keinem Menschen zu solchen Festen. In dem vorliegenden Falle konnte ich aber nicht anders; denn die Schwester Lothar hat die größten Verdienste um den alten Karthäuser und um seine Klause. Sie erträgt mit Engelsgeduld des Alten Launen, Härten und Nervositäten und hält seine Klause in Ordnung wie ein Schmuckkästchen; namentlich pflegt sie seine ›Madonna‹ und hält allen Staub von ihr ab. Ich schenke ihr deshalb auch eine Madonna, aber unter einer Glasglocke, damit sie dieselbe nicht auch noch täglich abstauben muss.«[35]

Hansjakobs »Madonna« hatte der junge Bildhauer Dettlinger, von dem sich auch Werke im Freiburger Münster befinden, aus der Backmulde von Hansjakobs Großvater geschnitzt. – Ende 1913 fungierte Schwester Lothar immer noch als Hansjakobs »besorgte Dienerin«.[36]

Hansjakob beschreibt das Arbeitspensum der Vinzentinerinnen in der Kartaus. Es war gewaltig; Von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr waren die Schwestern auf den Beinen, oft opferten sie noch Nachtstunden, wenn Kranke riefen oder Sterbende jemand haben mussten, der mit ihnen betete. An anderen Einsatzorten gestaltete sich die Ar-

Die aus der Backmulde von Hansjakobs Großvater geschnitzte Madonna
(Aus: Heinrich Hansjakob (1837–1916). Festschrift zum 150. Geburtstag, Haslach 1987, S. 32)

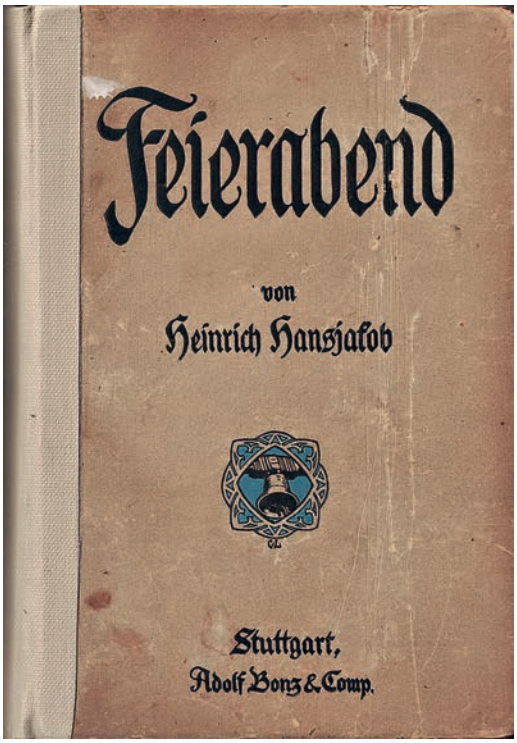
beit ähnlich umfangreich. Daher starben die meisten dieser Ordensschwestern in jungen Jahren infolge Überanstrengung. »Ich habe es«, kommentiert der Schriftsteller, »den Obern und Oberinnen dieser Kongregationen gegenüber schon oft getadelt, dass die Schwestern zu viel arbeiten, zu viel wachen« und auch zu viel beten müssen. Zudem werden die Schwestern alle anderthalb Jahr »zu geistlichen Übungen befohlen«.[37] Das könnte eine Erholung sein, wenn es nicht acht Tage lang ging, dabei an jedem Tag »drei Ermahnungen und Zusprüche«.[38] Priester und andere Männer machen derlei Übungen nur drei Tage lang.[39] Die Schinderei der Krankenschwestern führt Hansjakob darauf zurück, dass die wahre Liebe im Familienleben geschwunden sei. »Früher, ehe die Krankenschwestern existierten, haben die Mütter und die Töchter die Kranken des Hauses selbst gepflegt, wie das richtige Familienleben es mit sich bringt«.[40]

Die Frage der Frauenemanzipation

Zahlreich sind Hansjakobs Invektiven gegen die »Frauenemanzipation«, deren Ziele beinhalten: Gymnasialbildung auch für Mädchen, Universitätsstudium und Ermöglichung einer universitären Laufbahn auch für die Frau, Bildung der Frau für Berufe, die nur dem Mann vorbehalten waren, aktives und passives Wahlrecht für die Frau.

Hansjakob ging es in erster Linie darum: Die Frau sollte Hausfrau sein, d. h. einem Hauswesen vorstehen und die Familie zusammenhalten. In der Landwirtschaft und im Handwerk mit eigenen Produktionsmitteln ist dieses »Hauswesen«, das der Frau unterstand, oft umfangreich und vielseitig. In dem Maße, wie die eigenen Produktionsmittel abhanden kamen, schrumpfte es. Am Ende gab es nur noch eine Wohnung und eine Familie, die darin lebte. Im Bürgertum brachte der Mann die Familie durch sein Gehalt durch – und was machte die Frau? »Kinder, Küche, Kirche«? Im Proletariat war die Frau genötigt – wie der Mann – außerhäuslichem Erwerb nachzugehen, um die Familie am Leben zu erhalten. Mit dem Schicksal der Arbeiterfamilie befasst sich Hansjakob kaum. Wenn er gegen die Emanzipation schrieb, dann hatte er die von bürgerlichen Frauen im Blick, die ihre Zeit, wie er behauptete, vorzugsweise bei Kaffeekränzchen, im Theater usw. verbringen; das seien »Ausfrauen«, nicht »Hausfrauen«.

Hansjakobs Stellung zur Emanzipation der Frau steht im Zusammenhang mit Äußerungen über Wesen und Charakter der Frau im



Deckblatt von »Feierabend«, das nach Hansjakobs Tod herauskam (1918) (Foto: gemeinfrei)

Allgemeinen. Hier bezieht er sich auch auf Werke, die zu seiner Zeit einigen Wind machten, z. B. »Das Weib« von Lombroso oder Möbius' »Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes«.

Seine Position fasst Hansjakob in »Feierabend« zusammen: »Ich bin bekanntlich kein Lobredner der Frauen, soweit sie alle Tätigkeiten und Leistungen des männlichen Gehirns leisten und auf Kathedern, in Rathäusern und Parlamenten sitzen wollen, soweit sie keine Hausfrauen, sondern Ausfrauen sind, die mehr auf Straßen, in Theatern und Versammlungen der Männer und in Wirtshäusern zu finden sind als daheim, soweit sie die religiös Emanzipierten spielen und soweit sie in Pumphosen Ski und Schlittschuh fahren, und soweit sie Zigaretten rauchen und mit dem Rucksack als Schnitzbuckel und Höcker in die Berge ziehen.«[41] Doch sei er nicht einverstanden mit dem vielen »Schimpf«, den etwa Lombroso über die Frau schreibt.

Er rät daher einer »gescheite(n) Blaustrümpfin«, sich einmal über die Männer herzumachen »und nachzuweisen, dass dieselben mehr oder weniger die gleichen Eigenschaften hätten, wie die Frauen, oft noch in schlimmerer Art«.[42] Hierfür bringt Hansjakob selbst einige Beispiele: Die Lügen der »Wibervölker« »gehen auf dem Lande nicht über das Dorf und in der Stadt nicht über die Straße hinaus«.[43] Die Männer dagegen lügen viel gefährlicher: in der Diplomatie, in den Parlamenten, in der Presse, im Handel. Ferner: »Was die Verbrechen gegen Leben und Eigentum betrifft, so stehen die Männer bedeutend obenan.«[44] Die Kriege mit ihren Massenmorden und die Erfindungen für dieses Morden sind Männertaten. Und weiter: »An Selbst- und Genusssucht übertreffen die Männer die Frauen um viele Elefantenlängen.«–[45] Herrschsucht der Frauen? Nur gescheite Frauen sind herrschsüchtig. Im übrigen ist es oft ein Glück, »wenn in einem Haus die Frau regiert, weil der Mann ein Waschlappen oder ein Nichtsnutz ist.«[46] Hansjakob schließt seinen Vergleich mit den Heiligen ab: Unter den »großen Heiligen« finden sich mehr Männer als Frauen; Männer hätten, so Hansjakob, mehr »Willenskraft und Geist«.[47] Unter den kleinen, unbekannten Heiligen jedoch gibt es zahllose Frauen und Jungfrauen. »Unzählige Frauen besonders der mittleren und unteren Stände sind in den Familien die tapfersten Bekennerinnen und Lehrerinnnen des christlichen Glaubens und unzählige leiden und dulden und beten und kämpfen unter den schwierigsten und elendsten Verhältnissen Gott und dem ewigen bessern Leben zulieb.«[48]

An anderer Stelle holt Hansjakob im Hinblick auf die Liebesfähigkeit der Frau weiter aus: Eine bisher ihm unbekannte Frau hatte ihn aufgesucht, um Rat für ihren geisteskranken Mann zu holen. Obwohl der Mann erblich belastet war, hatte die Frau ihn vor 25 Jahren geheiratet. Er hat im Laufe der Zeit ihr Vermögen verschwendet, jetzt sorgt sie aus eigener Kraft für seinen und ihren Unterhalt. Obwohl »sie entsetzlich leidet unter seinen geistigen Abnormalitäten«, will sie sich nicht von ihm trennen.[49] »Hier haben wir einen jener Punkte«, stellt Hansjakob fest, »in denen die Frauenwelt die Männer himmelweit übertrifft, weil ihre Liebe ehrlicher, aufrichtiger, tiefer und tausendmal opferfähiger ist als die der Männer. Ein Mann hätte sich im obigen Falle längst von seiner Frau getrennt und diese zeitlebens in einer Anstalt verschwinden lassen. Die Männer sind, wie ich schon oft gesagt, eben die geborenen Egoisten.«[50]

Im Zusammenhang mit Äußerungen über das genannte Buch von Möbius bekräftigt Hansjakob: »Was der Pfarrer Hansjakob vom gesunden Menschenverstand aus schon oft behauptet hat, dass es nämlich ein für die ganze menschliche Gesellschaft schädlicher Unsinn sei, die Weiber zu allen möglichen Gehirnleistungen und Berufszweigen heranzuziehen.«[51] Eine grundlegende Schulausbildung allerdings müssten alle Jungen und Mädchen haben. Doch reiche es völlig aus, gut rechnen, schreiben und lesen zu können. Alles Übrige, was Bauer/Bäuerin und handwerklich Tätige wissen müssen, vermittelt die Praxis: Beobachtung der Natur, der »Umgang mit den Dingen« in Verbindungen mit Lehrmeistern.

Wie wir gesehen haben, zeigt sich Hansjakob voller Hochachtung gegenüber all jenen aus dem Volk, die aus eigenem Antrieb ihr Wissen, ihre Fähigkeiten vermehrt haben und

Prinzessin Wilhelm,
geb. Romanowskaja-Leuchtenberg
(Aus: Hans Leopold Zollner:
Greif & Zarenadler, Karlsruhe 1981, S. 185)

ohne Gymnasium und Universität sich eine beachtliche Bildung verschafft und besondere Gaben gepflegt haben. Wenn Frauen nach Hansjakob auch nicht die geistige Höhe der Männer erreichen, so leugnet er nicht (ähnlich Möbius), dass es Ausnahmen gebe. Geniale Männer etwa hätten solche Ausnahme-Mütter. Aber: Diese geistvolle Mutter wird »nie von einer an einem Weibergymnasium gebildeten Dame und noch viel weniger von einer Akademikerin abstammen. Solche Gehirndamen können höchstens die Mütter von Kaninchen und Hühnchen in Menschengestalt sein und werden.«[52] Demnach: Geist hat eine Frau nicht durch »höhere Bildung«, erworben auf entsprechenden Einrichtungen,

geistvoll ist sie, weil sie Anlagen dafür mitbringt und diese im Lebensprozess entwickelt. Dabei bleibt sie »weiblich« und mutiert nicht zu einem »Blaustrumpf« – eine für Hansjakob wenig anziehende Erscheinung.

Über Prinzessin Wilhelm, Frau des badischen Prinzen Wilhelm, geborene Romanowskaja-Leuchtenberg, Nachfahrin Zar Nikolaus I.: Sie ist »eine der geistvollsten Frauen, die mir im Leben begegnet sind«.[53]

Anmerkungen

1 Heinrich Hansjakob: Der Vogt auf Mühlstein, Haslach 2006, S. 15 f.
2 Ebd., S. 31.
3 Ebd., S. 54. Ob Magdalene schreiben konnte, wird in der Erzählung nicht mitgeteilt.
4 Ebd., S. 66.
5 Ebd., S. 87.
6 Heinrich Hansjakob: Waldleute, Haslach im Kinzigtal 1997, S. 241.
7 Ebd., S. 252.
8 Ebd.
9 Ebd., S. 258.
10 Ebd., S. 259.
11 Ebd.
12 Ebd., S. 272.
13 Ebd., S. 266.
14 Ebd., S. 278.
15 Ebd., S. 280.
16 Heinrich Hansjakob: Verlassene Wege, Waldkirch 1986 (Nachdr. v. 1902).
17 Ebd., S. 59.
18 Ebd., S. 65 f.
19 Heinrich Hansjakob: Allerlei Leute und allerlei Gedanken, Stuttgart 1913, S. 94.
20 Ebd.
21 Ebd., S. 96.
22 Ebd., S. 100.
23 Heinrich Hansjakob: In der Karthause, Waldkirch 1989 (Nachdr. v. 1901), S. 334.
24 Ebd., S. 393 f.
25 Ebd., S. 398.
26 Ebd.
27 Ebd.
28 Ebd.
29 Heinrich Hansjakob: Stille Stunden, Waldkirch 1990 (Nachdr. v. 1904), S. 305.
30 Ebd., S. 304.
31 Ebd., S. 305.
32 In der Karthause, S. 344.
33 Ebd., S. 345.
34 Ebd., S. 347.
35 Stille Stunden, S. 164.
36 Heinrich Hansjakob: Feierabend, Stuttgart 1918, S. 78. Das Buch erschien erst zwei Jahre nach Hansjakobs Tod.
37 Stille Stunden, S. 104.
38 Ebd., S. 105.
39 Ebd.
40 In der Karthause, S. 349.
41 Feierabend, S. 90. Das genannte Werk von Lombroso war 1894 erschienen, das von Möbius 1907.
42 Ebd., S. 69 f.
43 Ebd., S. 70.
44 Ebd.
45 Ebd.
46 Ebd.
47 Ebd., S. 71.
48 Ebd.
49 In der Karthause, S. 384.
50 Ebd.
51 Verlassene Wege, S. 346.
52 Ebd., S. 348.
53 Heinrich Hansjakob: In der Residenz, Waldkirch 1993 (Nachdr. v. 1911, S. 225).

Anschrift der Autorin:
Dr. theol. Ursula Speckamp
Schubertstraße 4
79104 Freiburg

Irdene Leidenschaft

Emma Bregger: Ein Leben für die keramische Kunst

Bernhard Oeschger

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kannte man in der südlichen Oberrheinebene typische Hafner- oder Töpferorte, in deren Umgebung an geologisch aufschlussreichen Lagerstätten beidseits der Vorbergzonen des Schwarzwalds und der Vogesen geeignete Tonerden zur keramischen Produktion gewonnen wurden. Zu ihnen zählte auch die kleine Landstadt Staufen am Ausgang des Schwarzwälder Münstertals, nur wenige Kilometer südlich von Freiburg im Breisgau gelegen und vor allem durch Dr. Fausts jähes Ende im örtlichen Gasthaus »zum Löwen« weithin bekannt geworden. Nur wenige Hafner übten zu dieser Zeit noch ihr altüberliefertes Handwerk aus, das in vergangenen Jahrhunderten sogar in einer eigenen Hafner-Bruderschaft organisiert gewesen war.

Irdenware als Alltagsgeschirr im bäuerlichen und kleinstädtischen Haushalt war zunehmend vom industriell in Massenfertigung hergestellten Hausrat aus Steingut, Glas, billigem Metall und auch schon erschwinglichem Porzellan verdrängt worden. Zahlreiche Werkstätten – Gefäß- wie auch Ofenkachelhafner – fanden keine Absatzmärkte für ihre Erzeugnisse mehr.

In diesem existentiell ungewissen Umfeld kam am Allerseelentag 1903 Emma Maier als einziges Kind des Hafnerehepaares Katharina (geb. Schäfer) und Josef Maier in Staufen zur Welt. Ihr Vater hatte 1898 das kleine Haus am Flüsschen Neumagen von seinem Berufskollegen Johann Bühler erworben. Er versorgte die nahe gelegenen Schwarzwaldtäler mit der schlichten und meist dekorlosen Irdenware, wobei er den überlieferten keramischen Formenkanon der einzelnen Regionen sorgsam und erfolgreich ausführte. So mussten etwa Gefäße zur Milch- und Käsebereitung bestimmten Vorgaben der jeweiligen Talbewohner entsprechen: Ein Milchtopf für Neustadt im Hochschwarzwald konnte leicht in einer benachbarten Talgemeinde eher als Nachtgeschirr durchgehen.

Mit Hilfe staatlicher Fördermaßnahmen im jungen Großherzogtum Baden konnten einige der bedrohten Handwerksbetriebe ihre Produktion neu ausrichten. Auch Josef Maier begann sein Werkstattprogramm auf bürgerlich-städtische Schau- und Sammlerstücke umzustellen. Zunehmend trugen seine Erzeugnisse das bunte Kleid des typischen oberrheinischen Hafnergeschirrs, dessen regionale Formen und Farbgebungen er schon auf seinen ausgedehnten Wander- und Gesellenjahren kennengelernt hatte. Er beteiligte sich an großen Gewerbeausstellungen im badischen Land und nahm stolz zur Kenntnis, dass selbst die Großherzogin von Baden im fernen Karlsruhe wiederholt für ihre Residenz und Hofhaltung zahlreiche Stücke aus seinem Angebot erwarb.

In diesem Abschnitt zunehmenden Erfolgs der elterlichen Werkstatt verbrachte Emma Maier eine unbeschwerte Kindheit und Jugend. Sie besuchte die ersten vier Klassen der örtlichen Volksschule und wechselte danach für weitere vier Jahre auf die städtische Bürgerschule. Aus dieser Zeit haben sich im Nachlass von Emma Bregger (geb. Maier) einige hübsche kolorierte Zeichnungen erhalten, welche die künstlerische Begabung des jungen Mädchens deutlich erkennen lassen.[1]

Später nutzte sie ihr gestalterisches Talent beim Besuch zahlreicher Werksammlungen und Museen der oberrheinischen Hafnerkultur: Motive, Stilelemente, Farbgebung und formale Gestaltungselemente hielt sie in ihren Studien fest und brachte sie als Anregung zur dekorativen Fortentwicklung des eigenen Werkstattschaffens ein.

Im traditionellen Hafnerhandwerk kannte man damals eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung: Zur Männerarbeit gehörten die körperlich anstrengende Gewinnung der Tonerde in der Grube, die Aufbereitung und Reinigung (Schlämmen) des abgebauten Materials, die kraftfordernde Handarbeit des Formens auf der Töpferscheibe, das Glasieren der bemalten Ware sowie das Beschicken des Brennofens, die Steuerung und Überwachung des mehrtägigen Brandes und schließlich die Räumung des erkalteten Ofens nach dem Abschluss des Brandzykluses.

Das Bemalen der gedrehten und getrockneten Stücke mit Erdfarben (Engobe) fiel meist den Frauen zu, ihre gestalterischen Fertigkeiten erlernten sie von Kindsbeinen an im alltäglichen Werkstattbetrieb. Auch der Verkauf der fertigen Ware im eigenen Laden und auf regionalen Märkten lag in Frauenhand. In der Hafnerei Maier wurde diese berufsspezifische Arbeitsweise angewandt. Katharina Maier führte darüberhinaus die kaufmännischen Bücher, kochte für ihre Familie und die Gesellen, besorgte den Haushalt und unterhielt einen großen Garten, der Kartoffeln, Gemüse, Obst und Blumen lieferte.

Die Kunst des Malens mit dem Malhörnchen – auch Gießbüchschen genannt – und flüssiger Tonfarbe erlernte Emma Maier von ihrer Mutter. Vor den anstrengenden Männerarbeiten schreckte sie nicht zurück. Dennoch verblieb dem jungen Mädchen viel freie Zeit zum Spiel mit ihren Freundinnen. Ihre Naturbegeisterung lockte sie oft in den nahen Schwarzwald oder in die Schweizer Alpen, die leichtathletischen Disziplinen erlebten eine ehrgeizige Kämpferin, deren sportliche Ambitionen nicht alle Bürger im eher enggeistigen Landstädtchen als für junge Damen geeignet empfanden.

Der elterliche Betrieb entwickelte sich inzwischen so erfolgreich, dass Emmas ständige Mitarbeit nicht erforderlich war. Vater Josef erfüllte seiner Tochter einen Herzenswunsch nach Weiterbildung und Fortentwicklung ihrer kreativen Anlagen. Von 1918 bis 1920 zog Emma Maier ins Internat des Ursulinenklosters Villingen, das sich insbesondere der Vermittlung hauswirtschaftlicher Kenntnisse und der musischen Erziehung vermögender Bürgerstöchter zugewandt hatte. Viele Jahrzehnte hat sie die Kontakte zu ihrem »lieben Klösterlein«, die auch auf gemeinsamen religiösen Überzeugungen fußten, nicht abreißen lassen.

Katharina Maier hatte schon in vergleichsweise jungen Jahren immer wieder mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu kämpfen. So musste ihre Tochter Emma häufig den vakanten mütterlichen Arbeitsplatz im Betrieb übernehmen. Nach dem plötzlichen Tod der Mutter 1929 gingen alle Verpflichtungen – Werkstattarbeit, Buchhaltung und Geschäftsführung, Vertrieb, Haushalt und Garten – auf die junge Frau über.

Vater und Tochter verband eine tiefe Wesensgemeinschaft. Josef Maier fertigte weiterhin seine weit bekannte und geschätzte Irdenware, Emma hatte sich zu einer geübten und sicheren Engobenmalerin entwickelt. Darüberhinaus erwies sie sich als kluge Verwalterin des stetig wachsenden Familienvermögens. Ihre wenigen verbliebenen Mußestunden gehörten ihrem geliebten Garten, ihrer Kakteen- und Orchideen-Sammlung im Haus sowie der damals noch jungen Amateurfotografie, in der sie ein sehr beachtliches Niveau erreichte. Viele Aufnahmen vom Leben im Töpferhaus, von der Werkstatt und den Wohnräumen, den Blumen und Haustieren stammen aus ihrer Kamera.

In diesen Jahren dachte Emma Maier bereits an den Aufbau einer keramischen Sammlung zur Sicherung des schöpferischen Erbes der Werkstatt Maier. 146 Einzelformen umfasste das Staufener Hafnerprogramm mit einem beträchtlichen Anteil festgeschriebener überlieferter Dekormuster und einem neueren Bestand mit Gestaltungselementen, die dem beständigen Erneuerungsbemühen der Tochter zuzurechnen waren. Ihre Zielsetzung galt stets der künstlerischen Qualifizierung des heimischen Töpferbetriebs, die vielleicht mit Hilfe eines akademisch geschulten Keramikers erreichbar schien oder gar als willkommener Ehepartner das elterliche Handwerk zur Kunstkeramik führen könnte. Entschieden wies sie deshalb alle Werbungsversuche der im Haus arbeitenden Hafnergesellen von sich, und Vater Josef ließ seiner entschlossenen Tochter ihren freien Willen.

Unterdessen verfolgte Emma Maier kontinuierlich den Aufbau ihrer Werkstattsammlung. Ab den 1930er-Jahren legte sich von allen gelungenen Bränden einige besonders gute und datierte Stücke beiseite, gleichzeitig begann sie, ihren Vater zu allen Themen des Hafnerhandwerks zu befragen. Diese handschriftlichen Dokumentationen haben zum Teil Eingang in ihre Tagebücher gefunden, denen sie viele weitere Eintragungen zu Gesundheit und Lebenslagen, Geschäftliches und Privates anvertraute.

Auf Anraten seiner geschäftskundigen Tochter erwarb Josef Maier zu Anfang der 1930er-Jahre ein zweites stattliches Wohnhaus zu Füßen der Staufener Burg, das später in den wirtschaftlich engen Nachkriegsjahren als Verkaufsobjekt das Überleben des Ehepaares Emma und Egon Bregger sichern sollte. Weiteren Immobilienbesitz wollte Josef Maier trotz des Drängens seiner Tochter nicht erwerben, so dass die zu beträchtlichem Wohlstand gelangte Familie ihr gesamtes Barvermögen auf vielen kleinen Konten der regionalen Sparkassen und Banken verteilte, um keinerlei Eindruck von Überfluss und großem Vermögen entstehen zu lassen. Diese diskrete Vermögensanlagepraxis, der Bescheidenheit und vielleicht auch ein wenig dem Altersstarrsinn des bodenständigen Hafnermeisters geschuldet, hat bei der Währungsreform 1948 nahezu die gesamte Finanzgrundlage der Familie Maier erschüttert.

In den Jahren vor Beginn und während des Zweiten Weltkriegs litt Josef Maier zunehmend unter gesundheitlichen Problemen. Vermutlich hatten die langen auszehrenden Arbeitsbelastungen des Hafneralltags seine Kräfte erschöpft. Töpfer wurden von typischen Berufskrankheiten heimgesucht – die Arbeit mit den zähen kalten und feuchten Tonmassen, der Umgang mit bleihaltigen Glasuren, lange Nachtwachen an den fast 1000 °C heißen Brennöfen forderten ihren Preis. Auch andere Mitbewohner in den Hafnerhäusern kamen häufig zu Schaden. Auffallend oft vermerken die Sterbebücher der Pfarreien die Bleikrankheit als Todesursache bei Kleinkindern aus Hafnerfamilien.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit konnte Josef Maier krankheitsbedingt sein Handwerk nicht mehr ausüben. Die Familie lebte vom Verkauf des noch vorhandenen Warenvorrats aus früheren Bränden und vom Ersparten.

1948 entschlossen sich der Bernauer Kunstkeramiker Egon Bregger und Emma Maier zur Heirat. Vater Josef Maier war von der Wahl seiner Tochter recht angetan, brachte sie doch den lang ersehnten Mann vom Fach und Künstler ins Haus und der immerhin schon 45jährigen Braut gesellschaftliche Reputation und existentielle Sicherheit in schwerer Zeit.

Die Hochzeit seiner geliebten Tochter und »Seele« seiner Hafnerei durfte Josef Maier nicht mehr erleben. Seine Werkstatt übernahm der Schwiegersohn, nachdem er einige Umbauten hatte ausführen und Kriegsschäden am Haus beseitigen lassen. Seinen Muffelofen für hohe Brenntemperaturen in der Bernauer Werkstatt brach er eigenhändig ab und verbrachte ihn nach Staufen. Anfangs versuchte er – den schlechten wirtschaftlichen Zeiten entsprechend – einfache Gebrauchskeramik aus Westerwälder Ton ohne Dekor herzustellen. Für seine Frau Emma fertigte er als Hochzeitsgeschenk ein vielteiliges Tafelservice, das noch deutlich die Formensprache seines Bauhaus-Lehrers Otto Lindig erkennen lässt. Einzelne Teile des Geschenks sind im Keramikmuseum Staufen zu besichtigen.

Egon Breggers Interessen am keramischen Gestaltungsprozess galten weniger einer handwerklich neuen schöpferischen Formgebung als vielmehr der künstlerisch anspruchsvollen und technisch sehr aufwändigen Glasurbereitung. Zeitgenössische Fachkollegen bescheinigten ihm hohe Kompetenz und erstrangiges Können in diesem Kunstsegment.

Nun hatte Emma Bregger nach langem geduldigem Ausharren endlich ihren Künstler gefunden. Das Entwickeln gemeinsamer gestalterischer Ideen und deren Umsetzung in der Werkstatt schien greifbar nahe. Egon Bregger jedoch versagte seiner Frau jegliche Teilhabe am schöpferischen Prozess: Während der Erprobung seiner Glasuren und der verlustreichen Brennversuche blieb die Tür zu ihrer einstigen elterlichen Werkstatt stets verschlossen. Emma Bregger muss diese radikale Ablehnung ihres lang ersehnten größten Lebenswunsches zutiefst getroffen haben. Dennoch hat sie diese kaum vorstellbare Enttäuschung weder im Gespräch oder Briefwechsel mit Freunden noch in den heute bekannten schriftlichen Quellen beklagt. Vielleicht hätte die umfangreiche Briefsammlung, die Emma Bregger nach ihren Ableben ungelesen zur Vernichtung bestimmt hatte, etwas mehr Verständnis für diese schwer nachvollziehbare Verhaltensweise erbringen können. Emma Bregger konzentrierte sich nun auf den Erhalt und die Ergänzung der keramischen Sammlungen Maier und Bregger.

Nur wenige Jahre der Schaffenskraft waren dem Bernauer Künstler in Staufen vergönnt. Mit seiner intensiven Beschäftigung im Bereich der anspruchsvollen Mehrbrand-Reduktionstechnik gelangen ihm herausragende Schöpfungen, die manche Freunde, Gönner und Kunstverständige zu den besten keramischen Leistungen seiner Zeit zählten. Bekannte Persönlichkeiten gingen damals im wenig beachteten Staufener Töpferhaus ein und aus, kaum einer im »Städtle« wusste von den prominenten Besuchern. Der große badische Keramiker Max Laeuger, die Malerfreunde Wilhelm Schnarrenberger, Emil Bizer, Hans Adolf Bühler und Bernd Heinrich, die Architekten Horst Linde und Josef Schlippe, die Schriftstellerinnen Lina Kromer und Helene Zapf, die Schriftsteller Reinhold Schneider, Max Rieple, Emil Baader und Otto

Sutter, der Philosoph Hans Georg Gadamer, der Emma Bregger bis in ihr hohes Alter verbunden blieb. Der Pflege dieser freundschaftlichen Unterstützer hat sich vor allem Breggers Gattin Emma angenommen, wohl wissend, dass die neue künstlerische Ausrichtung der einstigen Werkstatt Maier dringend einer öffentlichen Wahrnehmung und Präsenz bedurfte.

Kaum 10 Jahre nach seiner Gründung der Staufener Werkstatt ereilte Egon Bregger ein Schlaganfall, der ihm für seine verbleibenden Jahre keine künstlerische Tätigkeit mehr gewährte. Die Arbeit in der Töpferei fand ihr endgültiges Ende, und schon bald zogen wirtschaftliche Not und Krankheit ins Haus an der Wettelbrunner Straße. In wenigen Jahren waren alle Vermögenswerte aufgebraucht, als letztes Eigentum ging das Wohnhaus mit der Werkstatt und den verbliebenen Liegenschaften als Ausgleich für empfangene Sozialleistungen an den damaligen Landkreis Müllheim über.

Nun hatte Emma Bregger mehrere große Lebensaufgaben gleichzeitig zu bestehen: Einem schwerkranken Künstler und Gatten galt es, mit materiell geringen Möglichkeiten ein lebenswertes Dasein zu erhalten. Den begonnenen Aufbau der Sammlungen Bregger und Maier setzte sie – oft mit Hilfe ihres Freundeskreises – unvermindert fort. Schließlich musste gar der Bestand der Sammlungen immer wieder verteidigt werden. Die Landkreisverwaltung Breisgau-Hochschwarzwald (Nachfolgerin des Kreises Müllheim) suchte durch den Verkauf der im Wohnhaus verbliebenen Keramikstücke ihre aufgelaufenen Auslagen für die Unterstützung des Ehepaares Bregger zurück zu holen.

Angespornt von dieser administrativen und wenig sensibel vorgetragenen Attacke nahm Emma Bregger ihren energischen, zähen und geduldigen Kampf für die Verwirklichung ihres Lebensziels auf: Im Hafnerhaus sollte ein Keramikmuseum in öffentlicher Trägerschaft entstehen, das freilich zumindest zu ihren Lebzeiten nach ihren persönlichen Vorstellungen eingerichtet und von ihr geführt werden konnte. Mit Hilfe ihrer zum Teil durchaus einflussreichen Freunde, mit wiederholten Bittschreiben an Vertreter der kommunalen und staatlichen Institutionen, an Stadt- und Kreisräte sowie Landtagsmitglieder warb sie unverzagt um die Unterstützung ihrer Pläne. Ihr Name besaß bald in zahlreichen regionalen Amtsstuben und auch in der fernen Stuttgarter Ministerialbürokratie einen hohen Bekanntheitsgrad.

Täglich absolvierte sie umfangreiche Telefonate, selbst an Sonn- und Feiertagen fand sie ihre ausgesuchten Gesprächspartner. Der Staufener Bürgermeister Eckard Ulmann, selbst ein eifriger Förderer eines zu gründenden stadtgeschichtlichen Museums, stand ihr hilfsreich zur Seite. Im Hafnerhaus fanden sich über lange Jahre Vertreter der Öffentlichkeit zusammen, teils motiviert und beflügelt von Emma Breggers bewundernswerter Entschlossenheit, teils getrieben von ihrer unbeugsamen Beharrlichkeit.

Endlich fanden sich Anfang der 80er Jahre das Badische Landesmuseum Karlsruhe im Auftrag des Ministeriums für Kunst, der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald und die Stadt Staufen zu einem gemeinsamen Projekt Keramikmuseum zusammen. Noch aber war dieses neue Trägermodell in der Praxis nicht erprobt, und weitere Jahre des Zögerns und der Ungewissheit gingen ins Land.

Emma Bregger lebte in ihrem Elternhaus, umgeben von Tausenden von Keramikstücken ihrer Familie sowie den Arbeiten ihres 1964 verstorbenen Gatten. Schnee und Regen drangen vom Dachgeschoss bis in den Kel-

ler des maroden Gebäudes, tragende Holzkonstruktionen standen vor dem Einsturz, in strengen Wintern herrschten oft kältestarrende Temperaturen im Wohnbereich, denn die durchaus vorhandenen Kachelöfen blieben ohne Nahrung.

All ihren widrigen Umständen trotzend und von den zermürbenden Erfahrungen ihres langen Lebens ungebrochen, hat sie endlich 1987 vom Gelingen ihres Lebensziels erfahren. Die Kreisverwaltung übernahm die Sanierung des alten Hafnerhauses, das Badische Landesmuseum sorgte für die museumsspezifische Ausrichtung und Präsentation und die Stadt Staufen schulterte die Kosten für die Verwaltung und den Betrieb des neuen Museums.

Die Arbeiten am Haus, in dem Emma Bregger das Dachgeschoss als Wohnung behalten sollte, warfen erwartungsgemäß neue Fragen und Probleme auf. Die Präsentation einer privat angelegten Sammlung – finanziert mit öffentlichen Geldern – musste anderen Vorgaben als denen der Sammlerin Rechnung tragen. Beispielsweise sollte »ihr« Museum nur nach persönlicher Voranmeldung und Prüfung besichtigt werden können, ein Haus für ausgewiesene Kenner der keramischen Kunst und des anspruchsvollen Handwerks bleiben.

Dennoch wurden viele Details ihrer reichen Berufs- und Lebenserfahrung in die Gestaltung des Hauses nach Möglichkeit einbezogen. Architekt, Bauleiter, Museumsfachleute und Handwerker rangen oft mit ihr um einen gerechten und vertretbaren Interessensausgleich. Inmitten einer mehrjährigen Baustelle – sie hatte sich kategorisch geweigert, das Haus während des Umbaus zu verlassen – verfolgte sie zusammen mit Zimmerleuten, Malern oder Museumstechnikern das Werden ihres lang gehegten Planes. Noch in ihrer Todesstunde bat sie den herbei gerufenen Stadtpfarrer, ihr den verantwortlichen Architekten zwecks der Mitteilung ihrer Gestaltungswünsche ans Krankenbett zu holen.

Ein halbes Jahr nach ihrem Ableben wurde 1991 das neue Keramikmuseum als Zweigmuseum des Badischen Landesmuseums Karlsruhe mit den beiden Sammlungen der Hafnerei Maier und der Werkstatt Egon Bregger eingeweiht. Gewiss ist das Haus mit seiner Ausrichtung und Präsentation in den fast 30 Jahren seines Bestehens nicht allen Hoffnungen und Erwartungen Emma Breggers gerecht geworden, aber es bewahrt zuverlässig das Erbe der Werkstätten Maier und Bregger und zeigt in wechselnder Folge Entwicklungen der europäischen und außereuropäischen Keramik. Nicht zuletzt gibt das Haus ein eindrucksvolle Zeugnis von einem weithin unspektakulären, aber dennoch entschlossen beharrlichen und erfolgreichen Frauenleben.

Anmerkungen

1 Der schriftliche und fotografische Nachlass Emma Breggers befindet sich im Archiv des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Außenstelle Südbaden in Staufen.

Siehe auch:
Keramikmuseum Staufen. Führer durch das Zweigmuseum des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. 2006.

Anschrift des Autors:
Dr. Bernhard Oeschger
Im Weingarten 8
79594 Inzlingen

Ein außergewöhnlicher Fund aus der Zeit der Großherzogin Luise von Baden

Gisela Timpte

Ein 100 Jahre altes Aquarell, signiert mit »Greda von Erlach 1916«, wurde von mir in einer öffentlichen Bücherecke gefunden. Im Generallandesarchiv Karlsruhe befindet sich ein Briefwechsel der Malerin mit Großherzogin Luise von Baden. Verwandtschaftliche Beziehungen bestanden mit den Familien Friedrich Curtius, Werner, Georg und Robert Picht und Viktor von Weizsäcker, und Albert Schweitzer war ihrer Familie freundschaftlich verbunden. Ada von Erlach porträtierte Schweitzer im Jahr 1905. Frau Barbara Picht, Ehefrau des Soziologen und Romanisten Robert Picht, überließ mir Fotos aus ihrem Familienbesitz und unterstützte meine Arbeit mit wichtigen Informationen aus erster Hand.

Vor geraumer Zeit wurde in der öffentlichen Bücherecke Gundelfingens ein 100 Jahre altes Aquarell im Originalrahmen abgelegt, signiert mit »Greda von Erlach 1916«. Ich war die glückliche Finderin dieses Schatzes. Dargestellt ist eine stimmungsvoll gemalte Landschaft mit Bergen und Wald, mit einer Burg, zwei Häusern und einem kleinen Bildstöckchen im Vordergrund.

Bei meinen Recherchen über die Malerin fand ich Erstaunliches über die Familie von Erlach-Hindelbank sowie Hinweise auf Archive, in denen Nachlässe und Fotos der Familie vorhanden sind, so besonders auf das Generallandesarchiv Karlsruhe. Hier befindet sich eine Sammlung von 219 handschriftlichen Briefseiten der Greda von Erlach, gerichtet an die Großherzogin Luise von Baden. Greda war Patentochter der Großherzogin. Diese Briefsammlung (»Eigentum des Haus Baden«) stand mir für diesen Bericht zur Verfügung.

Greda von Erlach und ihre Familie

Die Familie von Erlach-Hindelbank gehört einem alten Berner Adelsgeschlecht an. Einige

Aquarell (Foto: Gisela Timpte)

Signatur (Foto: Gisela Timpte)

der Nachfahren lebten im 19./20. Jahrhundert aber auch in Thann, Straßburg, Freiburg, Heidelberg und Hinterzarten (Alt-Birklehof). In der näheren Umgebung von Bern steht heute noch das prächtige Schloss Hindelbank. Bis 1866 war es Sitz der Familie, dann ging es in den Besitz des Kantons Bern über.

Die Malerin des Aquarells, Elisabeth Cäcilia Margaretha Gräfin von Erlach-Hindelbank, genannt Greda, war die Tochter des Eisenbahningenieurs Georg Robert Graf von Erlach-Hindelbank (* 1818 Bern, † 1884 Freiburg) und seiner Frau Sophie Maria Gräfin von Erlach-Hindelbank, geborene Gräfin von May (* 1819 Bern, † 1911 Straßburg), genannt »Selly«. Die Gräfin von May war eine begabte Blumenmalerin; und sie war fünf Jahre lang Erzieherin der Prinzessin Luise von Preußen, der späteren Großherzogin Luise von Baden.

Georg Robert hatte von 1878 bis 1884 bei der Badischen Eisenbahn in Freiburg eine Anstellung als Ingenieur und lebte in dieser Zeit mit »Selly« und den 4 Kindern in Freiburg:

Tochter Adelheid Louise Gräfin von Erlach-Hindelbank, genannt Ada
(* 1853 Zürich, † 1907 Straßburg)

Sohn Robert Karl Heinrich Graf von Erlach-Hindelbank
(* 1854 Zürich, bereits 1871 verstorben)

Tochter Louise Greda Mathilde Gräfin von Erlach-Hindelbank
(* 1857 Karlsruhe, † 1919 Heidelberg)

Tochter Elisabeth Cäcilia Margaretha Gräfin von Erlach-Hindelbank, genannt Greda
(* 1858 Karlsruhe, † 1939 Heidelberg)

Am 11.1.1884 verstarb Georg Robert von Erlach-Hindelbank, er wurde auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.

Eine Schwester des Vaters namens Mathilde Gräfin von Erlach-Hindelbank (* 1837 Bern) lebte von 1884 bis 1918 in Freiburg im Evangelischen Stift und fand ihre letzte Ruhe ebenfalls auf dem Freiburger Hauptfriedhof.

Auch eine Schwester der Mutter mit Namen Margaretha Maria Caroline Gräfin von May (* 1820 Bern) lebte einige Jahre im Freiburger Evangelischen Stift und starb hier 1881.

Die Familie von Erlach war demnach über mehrere Jahre nachweislich in Freiburg eingebürgert.

Nach der Freiburger Zeit gibt es Hinweise auf weitere Wohnorte der Familie

- am Thuner See (Schweiz), wo das Schloss Spiez liegt, bis 1875 im Besitz derer von Erlach-Hindelbank
- in Thann (Elsass), wo Friedrich Curtius, genannt Fritz, der Mann von Gredas Schwester Louise, Kreisdirektor war
- und in Straßburg, wo Curtius ab 1901 mit seiner Familie und den beiden unverheirateten Schwestern seiner Frau, Ada und Greda, und deren Mutter Gräfin Sophie de May lebte, bis er 1919 nach seinem Rücktritt als Konsistorialpräsident nach Heidelberg umsiedelte.

Albert Schweitzer, ein Freund der Familie

Gredas älteste Schwester wurde als akademische Malerin unter ihrem Künstlernamen Ada bekannt durch ein Portrait des 30-jährigen Albert Schweitzer (* 1875, † 1965), eines Freundes der Familie. Dieses Gemälde hing bis 1956 noch in Schweitzers Haus in Königsfeld. Dann verschenkte er es an seinen Freund Ernst Beutler für das Goethehaus in Frankfurt.

In seinen Briefen an Beutler berichtet Schweitzer 1956/57 über seine Zeit in Straß-

burg sowie über Ada und die Entstehung dieses Portraits:

»… Die Gräfin von Erlach wohnte (unverheiratet) mit ihrer Mutter der Gräfin von Erlach, geborene Gräfin von May, im grossen Haus Thomasstaden Nr. 1 zu Straßburg in dem meine Dienstwohnung als Direktor des Thomasstiftes lag. Sie mochte zu jener Zeit etwa 50 Jahre alt oder darüber alt sein. Sie war ernstlich krank gewesen und wollte sich genesend wieder ans Malen machen, konnte aber noch nicht gut ausgehen und besass auch kein Atelier in der Stadt mehr. Ich aber hatte in meiner grossen Dienstwohnung ein schönes Nordzimmer, das ich nicht brauchte. Dieses gab ich ihr als Atelier. Nun war sie bereit, ihre Genesung mit Neubeginn des Malens zu feiern. Kam die Frage des Modells. Da sagte ich ihr, statt irgend eines Modell sitzenden Dimpels könnte ich mich ihr dafür zur Verfügung stellen, was insbesondere den Vorteil hätte, dass ich ihr sitzen könnte, wenn es ihr gerade passte, ohne dass sie das Modell lange zuvor bestellen brauchte. So ging die Malerei zu Beginn des Herbstes 1904 los. Am 14. Januar 1905 tat sie den letzten Pinselstrich … Das Bild fand in Strassburg grossen Anklang wegen seiner Getreuheit. Es ist mit einfachen Mitteln aber mit guter Kenntnis der Technik der Porträtmalerei geschaffen … Die Malerin heißt Gräfin Ada von Erlach, war eine Schülerin des bedeutenden Elsässischen Malers Henner in Paris … Sie war die Schwester von Frau Fritz Curtius, dem Ausgraber von Olympia. (Anmerkung: Hier irrt Albert Schweitzer, nicht Fritz, sondern sein Vater Ernst Curtius (1814–1896) war ›der Ausgraber‹.) *Die Mutter Adas von Erlach war eine Gräfin May, die Erzieherin der Tochter König Wilhelms von Preussen (des späteren Kaisers Wilhelm), die die Frau des Grossherzogs von Baden wurde. Ada von Erlach lebte bei ihrer Schwester, Frau Curtius im grossen Hause Thomasstaden 1 in Strassburg, der Dienstwohnung des Präsidenten der elsässischen protestantischen Kirche, und ich war ihr Nachbar in meiner Dienstwohnung am Thomasstaden, als Direktor des Thomasstiftes.«*

Nach Angabe von Barbara Picht: Im Vordergrund Ada von Erlach und Neffe Ernst Robert Curtius, in der Kutsche »Bonne Mamam« Sophie Gräfin von Erlach geb. de May, neben der Kutsche Greda von Erlach mit Nichten Greda und Olympia Curtius, um 1900 (Foto: Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Ada verstarb bereits im Alter von 54 Jahren in Straßburg.

Eine lebenslange Freundschaft verband die Familien von Erlach, Curtius und Picht mit Albert Schweitzer. In seinem Buch »Aus meinem Leben und Denken« schreibt dieser: *»Daß ich in der Familie Curtius, als ob ich zu ihr gehörte, ein und aus gehen durfte, schätze ich als ein großes Glück … Traditionen der Gelehrtenaristokratie verbanden sich in dieser Familie mit denen der Geburtsaristokratie. Den geistigen Mittelpunkt des Hauses bildete die hochbetagte Gräfin von Erlach, eine geborene Gräfin May … Ihre Gesundheit erlaubte*

ihr nicht mehr auszugehen. Um ihr einigermaßen die Konzerte zu ersetzen, die sie als leidenschaftliche Verehrerin der Musik sehr entbehrte, spielte ich ihr allabendlich ein Stündchen auf dem Klavier vor und wurde so mit ihr, die sonst kaum noch Menschen sah, näher bekannt. Mit der Zeit gewann diese bedeutende und edle Frau einen großen Einfluß auf mich. Ihr verdanke ich es, daß ich manche Kanten meines Wesens abgeschliffen habe … Ihre beiden mit ihr zusammen lebenden unverheirateten Töchter Ada und Greda von Erlach hatten von ihr das Talent für Malerei geerbt.«

Gredas Briefwechsel mit der Großherzogin Luise von Baden

Großherzogin Luise von Baden (* 1838, † 1923), vormals Prinzessin von Preußen und Tochter des späteren deutschen Kaisers Wilhelm I., blieb dem badischen Volk besonders in Erinnerung durch ihre Fürsorge und ihr großes soziales Engagement, ganz besonders in der Zeit des Ersten Weltkriegs. 51 Jahre stand sie ihrem Ehemann Großherzog Friedrich I. von Baden (* 1826, † 1907) zur Seite. Bereits 1859 gründete Luise den Badischen Frauenverein, der es sich zur Aufgabe machte, sich der Armut und der vielen Kranken zu widmen und, wo nötig, Hilfe zu leisten. Weitsichtig war auch ihre Vorsorge für Kriegszeiten. In Friedenszeiten förderte sie engagiert die weibliche Erwerbsarbeit und die weibliche Bildung. Auch am Aufbau des »Roten Kreuz« war sie maßgeblich beteiligt.

Im Generallandesarchiv Karlsruhe befindet sich ein Briefwechsel zwischen Greda von Erlach und der Großherzogin Luise von Baden über einen Zeitraum von 1885 bis 1922. Aus dem Text der GLA-Signatur war erkennbar, dass die Großherzogin während des Ersten Weltkriegs, exakt im Jahr 1916, in dem auch das Aquarell entstanden ist, offensichtlich einen Aufruf »Malerei für Kriegsbeschädigte« initiiert und Greda von Erlach um einige Bilder gebeten hatte. Das erwähnt Greda in ihrem Brief vom 23.10.1916 an die Großherzogin: *»Durch Louise ließen Eure Königliche Hoheit mir sagen, daß Eure Königliche Hoheit einige von meinen Malereien zu haben wünschen. Es ist mir eine große Freude auf diese Weise einen ganz kleinen Beitrag zur allgemeinen Not geben zu können. Ich habe, seitdem ich von Sasbachwalden hier her kam, fleißig gearbeitet, um die mir dort bestellten Bilder fertigzustellen, habe aber noch mehrere Bilder zu malen …«*

Aus Gredas Briefen geht hervor, dass sie in diesem Jahr 1916 wiederholt in Sasbachwalden weilte und hier unvergessliche Urlaubstage verbrachte. So ist in ihrem Brief vom 22.11.1916 zu lesen: *»… erlaube ich mir 5 Bildchen von Sasbachwalden zu schicken. Mit ganz besonderer Freude habe ich die kleinen Schwarzwaldstudien für Eure Königliche Hoheit gemalt, empfinde ich doch mit tiefstem Dankgefühl im Herzen, seit der schweren Kriegszeit, wo ich nicht mehr in meine Heimat gehen kann, im lieben Badischen Lande meine zweite Heimat zu haben. Die große Schönheit des Schwarzwaldes hat uns diesen Sommer wohlgetan und mir den Mut gegeben, den Pinsel wieder in die Hand zu nehmen …«*

Am 15.12.1916 schreibt Greda: *»Eure Königliche Hoheit haben mich durch die Gabe für meine kleinen Malereien unendlich erfreut. Es ist mir in der heutigen ernsten Adventszeit besonders beglückend ein ganz kleines Schärflein zur Linderung der großen Not beitragen zu dürfen …«* Es scheint jedoch, dass die von Greda gemalten Bilder dann aber letztlich einem anderen Verwendungszweck zugeführt wurden, wie aus dem Brief

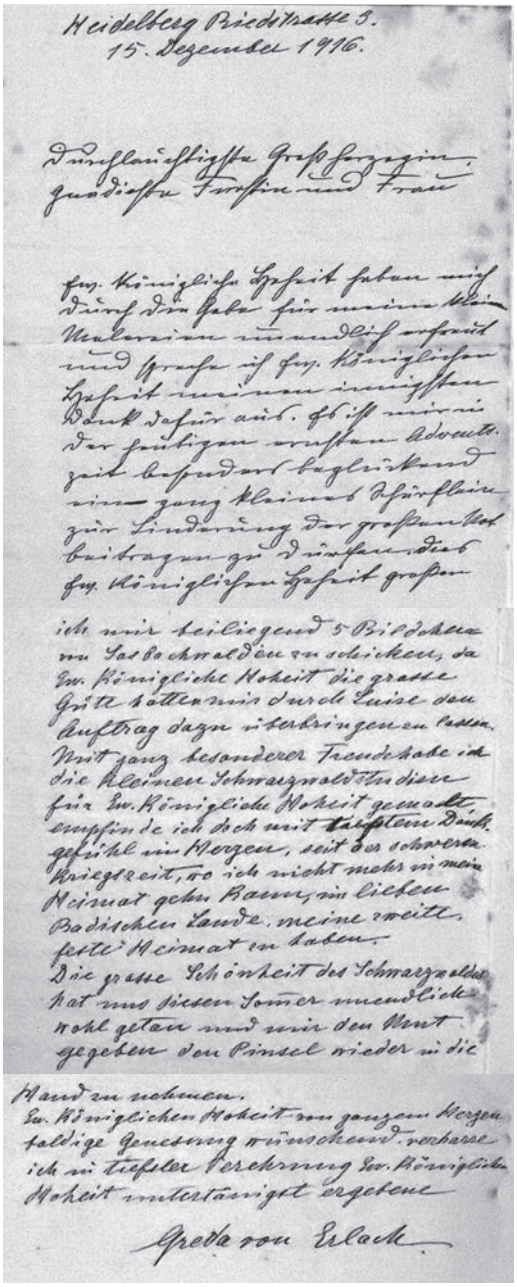
weiter zu entnehmen ist: »… *Eine hohe Ehre ist es mir, daß Eure Königliche Hoheit meine Bildchen als Gabe für die Majestät die Königin* (Anm.: Victoria, Königin von Schweden, Tochter von Großherzogin Luise und Großherzog Friedrich I.) *und die Großherzoglichen Herrschaften verwenden wollen. Der Wirth ›Zum Stern‹ in Sasbachwalden erzählte uns, daß Ihre Königliche Hoheit der Großherzog einmal in dem Gasthaus ›Zum Rebstock‹, was ich für Königliche Hoheit malte, übernachtet haben sollte …«*

Ob das aufgefundene Aquarell 1916 in Sasbachwalden entstanden ist bzw. ein Motiv aus Sasbachwalden zeigt, konnte leider nicht mit Sicherheit geklärt werden. Zur Diskussion stand auch, es könne ein Blick auf die Zähringer Burg sein.

Gredas Briefe geben Einblick in die leidgeprüften Jahre des Ersten Weltkriegs, in die Trauer um ihre verstorbenen Angehörigen, in ihr Mitleiden an den Sorgen und Schicksalsschlägen der Großherzoglichen Familie.

Krankheit und Tod in ihrer eigenen Familie trafen sie hart. Wiederholt erwähnt Greda ihr Leiden unter dem Verlust ihrer Lieben. Teilnehmendes Mitfühlen und Verständnis erfuhr sie von der Großherzogin, und Trost und Zuversicht in dieser schweren Zeit und in der Trauer um ihre Angehörigen.

Wiederholt kam es zu Einladungen der Großherzogin nach Karlsruhe, die Greda gern wahrnahm. Ebenso gab es auch Besuche der Großherzogin im Hause von Erlach, besonders in der Straßburger Zeit, da Gredas Mutter im Alter schwer erkrankt war und das Haus nicht mehr verlassen konnte. Greda erwähnt in einem ihrer Briefe Straßburger Besuche der Großherzogin am 4. Mai und am 29. Oktober 1909. Geschenke der Großherzogin kamen zu Geburts- und Krankheitstagen ins Straßburger Haus.



Heidelberg Riedstrasse 3.
15. Dezember 1916.

Durchlauchtigste Großherzogin,
gnädigste Fürstin und Frau

Ew. Königliche Hoheit haben mich durch die Gabe für meine kleinen Malereien unendlich erfreut und spreche ich Ew. Königlichen Hoheit meinen innigsten Dank dafür aus. Es ist mir in der heutigen ernsten Adventszeit besonders beglückend ein ganz kleines Schärflein zur Linderung der großen Not beitragen zu dürfen, dies Ew. Königlichen Hoheit großen

ich mir beiliegend 5 Bildchen im Sasbachwalden zu schicken, da Ew. Königliche Hoheit die grosse Güte hatten mir durch Luise den Auftrag dazu überbringen zu lassen. Mit ganz besonderer Freude habe ich die kleinen Schwarzwaldstudien für Ew. Königliche Hoheit gemacht, empfinde ich doch mit tiefstem Dankgefühl im Herzen, seit der schweren Kriegszeit, wo ich nicht mehr in meine Heimat gehn kann, im lieben Badischen Lande, meine zweite, feste Heimat zu haben.
Die grosse Schönheit des Schwarzwaldes hat uns diesen Sommer unendlich wohl getan und mir den Mut gegeben den Pinsel wieder in die

Hand zu nehmen.
Ew. Königlichen Hoheit von ganzem Herzen baldige Genesung wünschend, verharre ich in tiefster Verehrung Ew. Königlichen Hoheit untertänigst ergebene

Greda von Erlach.

Brief vom 15.12.1916
(GLA Karlsruhe, Sign. FA N 2389)

Im September 1922 schrieb Greda ihren letzten Brief an die Großherzogin – Großherzogin Luise von Baden verstarb am 23. April 1923.

Umzug nach Heidelberg zu den Familien Curtius und von Weizsäcker

Nach Jahren der Schwermut und Vereinsamung änderte sich Gredas Lebenssituation: vorübergehend hielt sie sich in Königsfeld auf, wo sie mit ihrer Nichte Olympia Curtius zusammentraf.

Nach dem Tod ihrer geliebten Schwester Louise am 7.2.1919 schreibt Greda am 12.2.1919 an die Großherzogin: »*Es hat sich für dieses Erdenleben eine Thür fest verschlossen, denn nun bin ich allein zurück geblieben. Es ist alles abgebrochen auf dieser Welt, aber umso mehr sehnt sich die Seele nach der ewigen Heimat wo nun alle meine Lieben sind …*« Diese Worte und viele andere in ihren folgenden Briefen machen deutlich, dass Greda ihre Lebensfreude verloren hatte und in tiefes Trauern verfiel.

Am 28.3.1919 schreibt Greda von Heidelberg aus an die Großherzogin: »*Gestern sind Olympia, Fritz und ich in die neue Wohnung eingezogen. Es ist ein schwerer, ernster Schritt, wie ganz anders hatten wir uns den wieder Aufbau des neuen Heims gedacht, und wie tief wehmütig ist dieser Anfang … Was es für mich bedeutet im Hause meines Schwagers weiter eine Heimat zu besitzen, besonders in der jetzigen Zeit, dafür kann ich nicht dankbar genug sein!*« So fand Greda nach dem schmerzlichen Verlust ihrer Schwester Louise hier ein neues Zuhause.

Greda schreibt über das Heidelberger Leben bei ihrem nun verwitweten Schwager und der Familie ihrer Nichte Olympia verh. von Weizsäcker, und über ihre Freude am Gedeihen der Kinder von Olympia. Im Briefwechsel mit der Großherzogin schlägt sich nieder, dass sich bei Greda eine einschneidende Wandlung vollzog.

Zunehmende Lebensfreude im Hause Curtius ermöglichte es Greda, wieder Reisen zu unternehmen an den Bodensee, auf die von ihr so gern besuchte Insel Mainau, in ihre Schweizer Heimat, nach Hinterzarten zum Alt-Birklehof, wo ihre Nichte Greda Picht geb. Curtius jetzt lebte, und nach Freiburg, wo die Familie Picht später ein Haus im Röteweg gebaut hatte. Und Greda malte wieder: In ihrem Skizzenbuch aus der Zeit von 1933 bis 1935 befinden sich mehr als 20 farbige Zeichnungen mit Motiven aus der Schweiz, vom Bodensee und vom Schwarzwald.

Greda von Erlach verstarb am 17. März 1939 in Heidelberg. Ihr Urnengrab befand sich auf dem Heidelberger Friedhof, wo auch schon ihre Schwester Louise Curtius und de-

Heute entschlief sanft unsere geliebte Tante und Großtante

Greda Gräfin von Erlach-Hindelbank

Ernst Robert Curtius und Jiee Curtius geb. Geottschneider
Viktor Freiherr von Weizsäcker, Olympia
Freifrau von Weizsäcker geb. Curtius und ihre Kinder
Werner Picht, Greda Picht geb. Curtius und ihre Kinder
Friedrich Curtius und sein Sohn

Heidelberg, den 17. März 1939
Philipp-Wolfrum-Weg 4

Die Bestattungsfeier findet am Dienstag, dem 21. März, 10 Uhr vormittags, im Krematorium Heidelberg statt.

Todesanzeige Greda von Erlach (Heidelberger Neueste Nachrichten vom 30.3.1939, Stadtarchiv Heidelberg)

Grab Ada von Erlach (Foto: Gisela Timpte)

Gredas Skizzenbuch, Größe 24 cm x 17 cm
(in Familienbesitz Barbara Picht)

Lindenberg 4.9.1934
(in Familienbesitz Barbara Picht)

ren Mann Friedrich Curtius († 1933) ihre letzte Ruhe gefunden hatten.

Die Ruhestätte der Familienangehörigen von Erlach/Curtius/Picht auf dem Freiburger Hauptfriedhof ist eine in sich geschlossene, sehr eindrucksvolle Anlage.

Gredas Skizzenbuch aus der Zeit von 1933 bis 1935

Abschließend sei ein Blick geworfen in das Skizzenbuch der Greda von Erlach, das sich glücklicherweise noch im Besitz der Familie Robert Picht befindet. Ich lernte durch Zufall seine Frau Barbara Picht persönlich kennen, und sie stellte mir freundlicherweise 21 Fotos der Malereien aus Gredas Skizzenbuch für diesen Bericht zur Verfügung, das – wie sie sagte – *»durch Greda Picht-Curtius, einer Nichte der Greda von Erlach und Großmutter von Robert Picht, an uns gekommen ist«.*

Nach einem Blick in Gredas Skizzenbuch wird erkennbar, dass sie selbst im hohen Alter noch reiste. Jedes Bild ist mit Datum und Ort versehen: Thuner See, Lindau, Zapfhalden, Witikon bei Zürich u. a.

Über das Gesamtwerk der Greda von Erlach ist nichts Weiteres bekannt, diese Auskunft erhielt ich von Dr. Felix Reuße, Kunsthistoriker im Freiburger Augustinermuseum. Vielleicht ist das Haus Baden noch im Besitz einiger ihrer Bilder? Oder finden sie noch Stücke in alteingesessenen Familien oder Gasthäusern in Sasbachwalden, wo Greda *»fleißig gemalt«* hat? So erwähnt sie ja in ihrem Brief vom 15.12.1916 zum Beispiel das »Gasthaus zum Rebstock«, dieses Gasthaus existiert heute leider nicht mehr.

Am 27.1.1918 schreibt Greda aus Freiburg, wo sie sich gern und öfter aufhielt: *»Heute ging ich in den nahen Wald. Es war wunderbar wie die gewaltigen Sonnenstrahlen durch den Wald drangen und die Nebel besiegten.«* Was für eine schöne Sprache! Man ahnt Gredas frohes Empfinden an der Natur, an der Schöpfung.

Greda von Erlach hochbetagt
mit dem kleinen Robert Picht, ca. 1934
(in Familienbesitz Barbara Picht)

Vor 161 Jahren wurde Greda von Erlach geboren. Mit ihrer zauberhaften Malerei des kleinen Landschafts-Aquarells hat sie sich selbst ein Denkmal gesetzt.

Schließen möchte ich meinen Bericht mit einem herzlichen Dank an Frau Barbara Picht aus Lübeck, mit deren Erinnerungen »aus erster Hand« ich meinen Bericht anreichern konnte. Ihr im Jahr 2008 verstorbener Mann Robert war ein/der Patensohn Albert Schweitzers – und so schließt sich der Kreis.

Literatur und Quellen

Schweitzer, Albert: »Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965«, S. 105–107: Schweitzer aus Lambarene an Ernst Beutler am 13.3.1956.

Schweitzer, Albert: »Aus meinem Leben und Denken«, Fischer Taschenbuch, 9. Auflage 2015, S. 28, S. 93/94 u. a.

DLA Marbach: Presse Details 11.10.2013: »Archiv der Familien Curtius und Picht geht nach Marbach. Robert Bosch Stiftung fördert Erschließung des Bestands« (Internet).

»Badische Heimat«: 01/2006, S. 14–20 und 03/2007, S. 530/531.

Borchardt-Wenzel, Annette: »Die Frauen am badischen Hof, Gefährtinnen der Großherzöge zwischen Liebe, Pflicht und Intrigen«, 2. überarbeitete Auflage 2010, S. 238–342.

Scheidle, Ilona: »Großherzogin Luise von Baden – eine politische Biographie« in »Positionen 24/2002«, hrsg. vom Verband Württembergischer Wissenschaftlerinnen.

Raulff, Ulrich: »Kreis ohne Meister – Stefan Georges Nachleben«, Beck, München 2010, S. 478–48.

Picht, Werner: »Albert Schweitzer Wesen und Bedeutung«, 1960, S. 190.

Archive

Landesarchiv Baden-Württemberg Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur FA N 2389, Eigentum des Hauses Baden, mit dessen Einverständniserklärung mir die Veröffentlichung der Briefe in der »Badischen Heimat« ermöglicht wurde.

Deutsches Literatur-Archiv Marbach, Signatur D20180405-105 und 107. Mit dessen Einverständniserklärung und Zurverfügungstellung der zwei Fotos konnte ich diese in der »Badischen Heimat« veröffentlichen, dafür danke ich.

Stadtarchiv Heidelberg

Stadtarchiv Freiburg

Friedhofsverwaltung Freiburg

Dank an den »Verein für Heimatgeschichte Gundelfingen und Wildtal e. V.« für die kostenlose Zurverfügungstellung der CD vom GLA mit Gredas Briefen. Das Einverständnis vom GLA wurde eingeholt.

Orientierungshilfen für den interessierten Leser

Zu der Familie von Erlach-Hindelbank

Gredas Vater: Georg Robert Graf von Erlach-Hindelbank

Gredas Mutter: Sophie Maria Gräfin von Erlach-Hindelbank geb. Gräfin von May, genannt »S?????«

Gredas Geschwister:

Adelheid Louise Gräfin von Erlach-Hindelbank, genannt Ada
Robert Karl Heinrich Graf von Erlach-Hindelbank
Louise Greda Mathilde Gräfin von Erlach Hindelbank, verh. Curtius
Elisabeth Cäcilia Margaretha Gräfin von Erlach-Hindelbank, genannt Greda

Zu der Familie Curtius
Die Kinder der Eheleute Louise und Friedrich Curtius:
Ernst Robert Curtius
Olympia Curtius
Greda Curtius
Friedrich Curtius
Ernst Robert Curtius heiratet 1930 Ilse Gsottschneider
Olympia Curtius heiratet 1920 Viktor von Weizsäcker
Greda Curtius heiratet 1912 Werner Picht
Friedrich Curtius junior?

Zur der Familie Picht
Aus der Ehe von Greda und Werner Picht gingen drei Söhne hervor, darunter der Philosoph Georg Picht, der sich als Schulleiter der reformpädagogischen Birklehof-Internatsschule in Hinterzarten sehr verdient gemacht hat. Seine Ehefrau war die in Freiburg unvergessene Pianistin Edith Picht-Axenfeld. Der älteste Sohn von Georg Picht und Edith Picht-Axenfeld war Robert Picht. Seine Frau Barbara Picht stellte mir 21 Fotos von Aquarellen aus Gredas Skizzenbuch zur Verfügung und unterstützte mich überaus bereitwillig bei meinen Recherchen.
Namen berühmter Persönlichkeiten sind hier zu lesen. Deren Verdienste zu würdigen, und deren zahllose Titel und Auszeichnungen lückenlos zu nennen, würde den Rahmen sprengen.
Deshalb nachfolgende Zusammenfassung in Kürze:

Friedrich Curtius
(* 1851 Berlin, † 1933 Heidelberg)
Studium Theologie und Jura. Kreisdirektor in Thann, in Colmar, im Kreis Straßburg-Land, Mitglied der ersten Kammer des elsässisch-lothringischen Landtags, Amtsträger in der evangelischen Kirche. 1919 Umzug nach Heidelberg, wohnt dort in engster Nachbarschaft mit Karl Jaspers, Martin Buber und Max Scheler, Freundschaft mit Albert Schweitzer.

Ernst Robert Curtius
(* 1886 Thann, † 1956 Rom)
Studium Philosophie und Philologie, bedeutender Romanist, Literatur- und Kulturkritiker, Christian Lindner vom Deutschlandfunk, nennt ihn »einen der berühmtesten Intellektuellen Europas«, befreundet mit Albert Schweitzer.

Werner Picht (* 1887 Berlin, † 1965 Freiburg)
Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften, Bildungspolitiker, Wegbereiter der Bildungsreform.

Georg Picht
(* 1913 Straßburg, † 1982 Hinterzarten)
Theologie, Philosophie, Reformpädagoge, prägte den Begriff »Bildungskatastrophe«, von 1940–1942 Lehrer und von 1946–1955 Leiter des Landeserziehungsheims und der Schule Birklehof in Hinterzarten, Professur Uni Heidelberg 1965–1978. »*Unter Georg Picht ist der Birklehof 1946 geprägt von Intellektualität und Musikalität.*« (U. Raulff); »… einer der größten deutschen Philosophen des 20. Jahrhunderts.«

Edith Picht-Axenfeld
(* 1914 Freiburg, † 2001 Hinterzarten)
Dozentin an der Musikhochschule Freiburg, berühmte Konzert-Pianistin in Freiburg.

Robert Picht
(* 1937 Berlin, † 2008 Hinterzarten)
Studium Soziologie und Romanistik, Promotion Dr. phil an der Sorbonne/Paris. 20 Jahre Direktor am Deutsch-Französischen Institut Ludwigsburg, Vizedirektor am Europakolleg Warschau. Seine Ehefrau Barbara Picht vermachte den Nachlass der Familien von Erlach, Curtius und Picht dem Deutschen Literaturarchiv Marbach und ist Besitzerin des Skizzenbuchs der Greda von Erlach.

Viktor von Weizsäcker
(* 1886 Stuttgart, † 1957 Heidelberg)
Studium Medizin/Neurologie, »Vater der psychosomatischen Medizin in Deutschland«, Klinikleiter und Vorgänger von Alexander Mitscherlich.

Anschrift der Autorin:
Gisela Timpte
Blumenstraße 7
79194 Gundelfingen
buchwerkstaettle@gmx.de

Zwei Frauen im badischen Landtag: Marianne Weber und Marie Bernays

Markus Werz

Das gedruckte Zeugnis für das gesprochene Wort stand im Fokus der Reihe »Bücherfunde« an der Badischen Landesbibliothek. Die Veranstaltung mit dem Titel »Zwei Frauen im badischen Landtag: Marianne Weber und Marie Bernays« fand im Rahmenprogramm zur Ausstellung »Schlaglichter – 100 Bücher des Jahres 1918« statt und verwies, als Ausblick zum Ende der Ausstellung vom Umsturz im Jahre 1918, auf die Schaffung einer neuen Verfassungsordnung im März 1919. Zusätzlich passten diese »Bücherfunde« auch zum Gedenken an das Jahr 1968 und den mit diesem Jahr verbundenen Emanzipationsbestrebungen. Ein kurzes Wort des französischen Philosophen Michel de Certeau bringt das Anliegen der Veranstaltung auf den Punkt: »En 1968 on a pris la parole comme en 1789 la Bastille.«[1] Das gilt in noch viel größerem Maße für die Jahre 1918/1919 in Deutschland, als die Frauen erstmals das aktive und das passive Wahlrecht erhielten. Dank dieser Mitspracherechte im Wortsinn war es möglich, dass sie in der Öffentlichkeit das Wort ergriffen und zur Politik Stellung nahmen.

Beim »Bücherfund« handelt es sich um die Landtagsprotokolle des Badischen Landtags. Sie sind eine Gebrauchsschrift des Parlamentarismus, die in ihrem bescheiden-nüchternen Stil nicht nur den Geist des neuen badischen Volksstaats atmet, sondern in ihrem eintönigen schwarz-weißen Fraktursatz eine wirkliche parlamentarische Sternstunde verewigt. Das gedruckte Wort dokumentiert die erste Parlamentsrede einer Frau in Deutschland. Marianne Weber, als Abgeordnete des Wahlkreises Heidelberg, durfte in der konstituierenden Sitzung als erste Frau das Wort ergreifen und den Beitrag der Frauen zum neuen Volksstaat skizzieren. Das war mit Sicherheit ein Höhepunkt der badischen und deutschen Parlamentsgeschichte. Aber der parlamentarische Alltag kennt nicht nur Sternstunden. Ein parlamentarischer Zwischenfall lenkt unsere Aufmerksamkeit auf Marie Bernays, die nach Marianne Webers Ausscheiden im Jahr 1921 in den Landtag nachrückte. Dieses Wortgefecht soll die Schwierigkeiten veranschaulichen, die mit dem Eintritt der Frauen in die politische Arena verbunden waren. In durchaus harten Auseinandersetzungen mussten die Frauen darum kämpfen, dass ihre Wortmeldungen ernst genommen wurden.

Das Landtagsprotokoll in den Digitalen Sammlungen der BLB

Auch wenn die Protokolle nicht kostbar aussehen, werden sie im Lesesaal der Badischen Landesbibliothek hinter Glas verwahrt. Der

Landtagspräsident Guido Wolf (rechts) und Ludger Syré (links) bei der Freischaltung der digitalisierten Landtagsprotokolle

Zugang zu den Originalen der Parlamentsprotokolle wird aus konservatorischen Gründen eher restriktiv gehandhabt. Seit dem Abschluss der Digitalisierung im Jahre 2013 ist auch ein Zugriff auf die Dokumente außerhalb des Lesesaals und zu jeder Tages- und Nachtstunde möglich. Das Digitalisierungsvorhaben der Landtagsprotokolle war eng mit dem Jubiläumsjahr 2012 verknüpft: es lag nahe, zum Gedenken an 900 Jahre Baden und 60 Jahre Baden-Württemberg, diesen historischen Schatz zu heben, zu erschließen und einem breiten Publikum zugänglich zu machen.[2] In der Tat dokumentieren die über 600 Bände der Protokolle die starke demokratische Tradition im Land Baden seit der Verfassung von 1818, die erstmals eine weitgehende Mitbestimmung der Ständeversammlung auf die Regierungsgeschäfte einräumte.

Guido Wolf, damaliger Landtagspräsident, stellte bei der Freischaltung der digitalisierten Protokolle in einer kurzen Ansprache fest: »Die liberalen Kräfte rangen eigentlich permanent mit einem kämpferischen Temperament und einer authentischen Gesinnung um mehr Demokratie, um mehr parlamentarische Rechte, um die bürgerlichen Freiheiten – namentlich um die Pressefreiheit.«[3] Er unterstrich als Kenner der Parlamentsarbeit auch, dass dieser Einsatz für die Rechte des Parlaments und die Freiheiten der Bürger nicht nur an bedeutenden Wegmarken – 1818, 1848, 1918 und 1919 – festzumachen ist, sondern dass es auch den parlamentarischen Alltag, oder in den Worten von Guido Wolf, »den Weg dazwischen«[4] gab. Für die Wegstrecke hin zum aktuellen parlamentarischen Repräsentativsystem stehen die Landtagsprotokolle.

Die Protokolle verkörpern aber auch den Wunsch nach Erweiterung der politischen Öffentlichkeit über das Parlament hinaus. Das gilt bereits für die Protokolle der Ständeversammlung mit ihren beiden Kammern, die die Protokolle drucken und über Verlagsbuchhandlungen vertreiben ließen. Das Interesse hielt sich in Grenzen, denn der Kaufpreis war sehr hoch und die Protokolle inklusive weiterer Parlamentsdrucksachen brauchten sicherlich Platz. Zudem gaben die Protokolle in der Zeit vor 1919 keine wortgetreuen Berichte über die parlamentarischen Debatten wieder, sondern brachten nur kursorische Zusammenfassungen der Reden bzw. die vom Redner bereitgestellte Manuskriptfassung seines Wortbeitrags. Mit der Entstehung einer journalistischen Berichterstattung aus dem Parlament wurde diese Art der Überlieferung in den Hintergrund gerückt. Die interessierte Öffentlichkeit verfolgte die Debatten über die Tagespresse. Dennoch sind die Protokolle ein

bedeutsames historisches Zeugnis für uns, wie es auch die Forschungen von Michael Braun zum Badischen Landtag zwischen 1918–1933 zeigen.[5]

Die digitalisierten Protokolle in den Digitalen Sammlungen der Badischen Landesbibliothek eröffnen den Historikern, aber auch allen Interessierten einen einfachen Zugang zur badischen Parlamentsgeschichte.[6] Natürlich bilden die Digitalisate den chronologischen Ablauf der verschiedenen Wahl- und Sitzungsperioden ab. Wenn Sie von einem bestimmten Ereignis ein Datum haben, ist das der erste Sucheinstieg. Die digitale Präsentation der Protokolle bietet aber weitere Recherchemöglichkeiten. In einer alphabetisch geordneten Liste können die Nutzer sich alle Abgeordneten dieses Anfangsbuchstabens anzeigen lassen. Oder sie suchen im Namensindex wie in einem Sprecherregister, in dem alle badischen Abgeordneten verzeichnet sind. Dort findet man neben der Kurzbiographie jedes Parlamentariers auch das Geschlecht, den Wohnort oder den Beruf. Damit erhält man weitere Filtermöglichkeiten bei einer Recherche. Die Nutzer bekommen zusätzlich im Namenseintrag eines jeden Abgeordneten auch den Verweis auf die im Protokoll verzeichneten Redebeiträge. Über den Sucheinstieg Marianne Weber oder Marie Bernays kommt man so direkt zu den Wortmeldungen der beiden Protagonistinnen.

Der Umgang mit den Digitalisaten ist einfacher als mit der umfangreichen gedruckten Version. Nehmen Sie sich doch die Zeit für eine Entdeckungsreise in den »Digitalen Sammlungen« der BLB. Die Landtagsprotokolle finden Sie in den »Digitalen Sammlungen« über das Menü »Drucke«.

Das Protokoll der Sitzung vom 15. Januar 1919, die uns zuerst interessiert, trägt auch eine weibliche Handschrift. Die noch aus der großherzoglichen Zeit stammende Geschäftsordnung des badischen Landtags bzw. der badischen Nationalversammlung sah vor, dass die vier jüngsten Abgeordneten als Schriftführer zu fungieren hatten.[7] Marianne Weber befand sich unter ihnen, obwohl sie, 1870 geboren, fast 50 Jahre alt war. Mit ihr saßen unter den 104 Abgeordneten neun Frauen. Marianne Weber gebührte das Privileg, die Aussprache über den Tagesordnungspunkt »Eintritt von Frauen ins Parlament« zu eröffnen.[8]

Marianne Weber und die Sternstunde des Parlaments

Marianne Weber ist heute vor allem als Herausgeberin der Gesammelten Werke ihres Mannes, des bedeutenden Heidelberger Soziologen Max Weber, bekannt. Zu ihren Lebzeiten stand sie ihrem Mann allerdings an Prominenz nicht nach. Sie berichtet in ihren Lebenserinnerungen von einem Gespräch zwischen zwei Heidelberger Bürgern am Ende einer Diskussionsveranstaltung, an der Max Weber als Redner teilgenommen hatte. So sagte der eine Bürger zum anderen: »Wer ist denn eigentlich dieser Max Weber?« »Das ist der Mann von der Marianne«, war die Antwort.[9]

Tatsächlich war Marianne Weber sehr lange in der bürgerlichen Frauenbewegung engagiert, veröffentlichte Aufsätze und hielt Reden.[10] Neben der Verbesserung der Bildungsteilhabe und der Gleichstellung von Mann und Frau in den bürgerlichen Rechten, plädierte sie insbesondere für eine Reform des Eherechts. Im Vorwort zu einer Aufsatzsammlung »Frauenfragen und Frauengedanken«, die sie im Jahr 1919 veröffentlichte, unterstreicht sie ihr Anliegen, dass die Anerkennung der Frau in ihrem »Vollmenschentum«

auch rechtlich umzusetzen sei. Diesen Fortschritt ermöglichte 1918 die »demokratische und sozialistische Revolution«[11], wie sie an gleicher Stelle schreibt. Ihre Ehe mit Max Weber muss in dieser Hinsicht als mustergültig und für die damalige Zeit geradezu als revolutionär eingeschätzt werden. Anders als seine Professorenkollegen, die ihre Frauen ganz gut als Bewunderinnen brauchen konnten, wenn es beispielsweise darum ging, zu zählen, wie viele Hörer den Vorlesungen folgten, befanden sich Marianne und Max Weber auch intellektuell auf Augenhöhe. Zwar gab Marianne Weber den Gedanken einer akademischen Karriere auf, hörte aber philosophische Vorlesungen und publizierte sogar eine philosophische Untersuchung über »Fichte's Sozialismus und sein Verhältnis zur Marx'schen Doktrin«.[12] Ihre sonstigen Veröffentlichungen kreisten eher um Fragen von Ehe und Geschlechterverhältnissen.

Max Weber nahm selbst regen Anteil an ihren Bemühungen um die Frauenrechte. Er besprach mit ihr die Publikationen, las für sie Korrektur und zettelte sogar eine heftige Pressefehde an, als eine unfreundliche Kritik an den politisierenden Professorenfrauen in der Zeitung erschien.[13] Man darf nicht vergessen, dass die Forderungen der Frauen nach dem Wahlrecht und größerem Handlungsspielraum nicht unwidersprochen blieben. In der Tat wurde gegen das Frauenwahlrecht polemisiert. Es gab sogar antifeministische Vereine und Verbände.[14] Bei den Webers gingen die Uhren aber anders. Max Weber, der eigentlich Ambitionen hatte, als exponierter Vertreter der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) eine reichsweite Rolle in der neuen deutschen Demokratie einzunehmen, wurde durch eine Hinterzimmerintrige ausgebootet.[15] Marianne Weber hingegen schaffte es auf einen aussichtsreichen Listenplatz für die Wahlen zur badischen Nationalversammlung.

Marianne und Max Weber

In ihren Erinnerungen wundert sie sich selbst über diese Rollenverteilung: ihr Mann zuhause am Schreibtisch und sie in der Politik. Dennoch blieb Max Weber nicht passiv und bot sich als Wahlkampfredner der DDP an. In diese Rolle als Wahlkämpferin musste sich Marianne Weber erst hineinfinden. In ihrer Schilderung einer Diskussionsveranstaltung in Mannheim im Herbst/Winter 1918 wird ihre kritisch-distanzierte Haltung zu den ebenfalls auftretenden »sozialistischen Demagogen« deutlich, wie sie Marianne Weber nennt, und auch zum Wahlvolk, das nun

Der Plenarsaal des Badischen Landtags im Karlsruher Ständehaus

»sein Theater haben und vor allem erleben [wollte], daß die Führer sich die Volksgunst etwas kosten ließen, zum mindesten Körperkraft, Stimmaufwand, Schweißtropfen.« Marianne Weber sparte sich die »derwischartigen Körperverrenkungen«[16] und schwieg. Noch.

Mitte Januar 1919 bezog sie dann eine Studentenmansarde in Karlsruhe und begann ihre Tage im Ständehaus zu verbringen. Sie erinnert sich an das von »Zigarrendampf ganz durchwölkte Fraktionszimmer« und die 24 Augenpaare, die sich auf sie richteten, als sie den Raum betrat.[17] In der DDP-Fraktion war sie die einzige Frau. Ihr war diese Situation unangenehmer als vor dem Plenum eine Rede zu halten, berichtet sie. Dafür sorgte sie relativ schnell für einen kleinen Presseskandal. Als Schriftführerin befand sich ihr Platz am Pult des Präsidenten. Während einer Sitzungspause setzte sie sich, verdeckt vom Stuhl des Präsidenten vor den Baldachin, in dem der Thron des Großherzogs stand, aus der Zeit als dieser noch die Sitzungen der zweiten Kammer eröffnete, um zu frühstücken. Prompt beobachteten sie auch die Journalisten von der Pressetribüne beim Frühstück. Als Marianne Weber nichtsahnend nach Hause kam, wartete ihre Zimmerwirtin bereits mit dem »Badischen Beobachter« auf sie und fragte lachend: »Was haben Sie denn im Ständehaus getan?« Nach ihrer eigenen Erinnerung antwortete sie: »Was habe ich denn getan? gar nichts, weder Gutes noch Schlechtes, weder Kluges noch Dummes.« Ihre Zimmerwirtin meinte dann

nur noch »so«, und reichte ihr die Zeitung. Ein Journalist hatte sie beim Essen gesehen und dazu einen giftigen Kommentar geschrieben. »Was soll man sagen, wenn sich während der Frühstückspause eine Abgeordnete unter die spärlichen Reste des Thronhimmels setzt und dort in aller Gemütsruhe ihr Frühstück verzehrt? Das heißt denn doch die Demokratie etwas zu weit getrieben.« Prompt erkundigten sich auch die Kollegen aus der SPD-Fraktion bei ihr, welche Dame diesen Skandal wohl ausgelöst hatte. Sie machten sich Sorgen, dass eine ihrer Genossinnen diesen *faux pas* begangen haben könnte. Marianne Weber konnte sie beruhigen. In ihrer eigenen Fraktion »belustigte man sich«, wie sie schreibt, und verzieh schließlich. Marianne Weber befürchtete zuhause ein Donnerwetter, aber Max Weber fand die Geschichte so köstlich, dass er sie angeblich auch Prinz Max von Baden erzählte. Dieser soll auch gelächelt haben.[18]

Weit feierlicher ging es bei der ersten Sitzung der badischen Nationalversammlung am 15. Januar 1919 um 10 Uhr zu. Der Alterspräsident übergab durch Zuruf, ohne Abstimmung, an den Zentrums-Abgeordneten Dr. Ferdinand Kopf sein Amt. Die Fraktionen hatten sich vor der konstituierenden Sitzung bereits über die Ämterverteilung geeinigt. Dr. Kopf war auch ein parlamentarischer Routinier, weil er seit 1903 Mitglied der zweiten Kammer war.[19] In seiner Rede fasst er die Ereignisse – Krieg, Zusammenbruch und Revolution – zusammen und trifft die für einen Repräsentanten des Parlaments erstaunliche Äußerung, dass »Großherzog Friedrich II. für Krieg und die Fehler des alten Regiments nicht verantwortlich gemacht werden konnte.«[20] Insgesamt wieder ein Indiz dafür, dass der politische Übergang in Baden gemäßigter als anderswo vonstattenging. Nach der Regierungserklärung des Staatspräsidenten Anton Geiß (SPD) und einer kurzen interfraktionellen Aussprache, sprach wohl zum ersten Mal eine Frau in einem deutschen Parlament[21]: Marianne Weber ergriff das Wort, anders als die Vorredner »nicht als Parteiangehörige, sondern als Frau«. Sie bezeichnete diesen Moment als »Augenblick geschichtlicher Bedeutung«, weil Frauen nun aufgerufen seien, am Wiederaufbau des badischen Staates mitzuwirken. Mit dem Blick auf die kritischen Stimmen zum Frauenwahlrecht und die Beteiligung von Frauen in der Politik stellte sie fest: »Wir Frauen können nur unserer Freude und Befriedigung darüber Ausdruck geben, daß wir zu dieser Aufgabe mitberufen sind, und ich glaube sagen zu können, dass wir besser für sie vorbereitet sind, als vielleicht die meisten von Ihnen glauben. Millionen von uns haben seit vielen Jahrzehnten draußen außerhalb des Hauses ihren Unterhalt selbst erwerben und auf eigenen Füßen stehen müssen, und sie haben die harte Luft des Draußenlebens um ihren Kopf wehen lassen. Tausende von uns haben während des Krieges Männerarbeit geleistet, mit geringeren leiblichen Kräften als der Mann. Tausende von uns Frauen haben ein Heimatheer gebildet, ohne welches das Frontheer keine Munition und keine Kleidung gehabt hätte.« Wir sehen, dass der wichtige Beitrag der Frauen zu den Rüstungsanstrengungen während des Krieges die Stimmen, welche die Frauen auf Kinder und Küche reduzieren wollten, zum Schweigen gebracht hatte. Interessant ist auch ein weiterer Aspekt ihrer Rede, in dem sie ausführt: »Wir Frauen werden selbstverständlich hier nicht nur die Interessen unserer Parteien, sondern auch die Interessen unseres Geschlechts zu vertreten haben, und so glaube ich, daß auch die Frauen der verschiedenen Parteien, die wir heute hier sehen, sich untereinander noch durch ein besonderes Band verknüpft fühlen

werden.«[22] Hier wird deutlich, was Marianne Weber auch nach ihrem Ausscheiden aus dem Parlament noch beschäftigen wird: es geht um die Frage, wie sich die Frau auf der Basis ihres spezifischen Frau-Seins in eine Gesellschaft einbringen kann, die bis dato wesentlich von Männern dominiert und gestaltet wurde. Damit ist sie im weiten Feld des Feminismus der Kategorie des Differenzfeminismus zuzuordnen, der den Frauen als Geschlecht mit spezifischen Eigenschaften und Qualitäten zu Geltung verhelfen will.

Der Zwischenfall: Marie Bernays als Parlamentarierin

Nach dieser Feierstunde muss sich der Beitrag der Frauen im neuen badischen Volksstaat bewähren. Marianne Weber verließ den badischen Landtag im Jahr 1921. Max Weber war 1920 überraschend verstorben. Mit den Landtagswahlen 1921 kam Marie Bernays von der Deutschen Volkspartei (DVP) in den Landtag.[23] Sie stammte aus einer bedeutenden deutsch-jüdischen Familie und studierte nach ihrer Schulzeit, die sie mit dem Abitur 1906 in Heidelberg abgeschlossen hatte, als eine der ersten Frauen an der Universität Heidelberg.[24] Das Großherzogtum Baden hatte den Frauen als erstes deutsches Land per Erlass vom 28. Februar 1900 den vollen Zugang zu Universitätsstudien ermöglicht. Ab dem Sommersemester 1900 waren Frauen an den beiden Landesuniversitäten, in Freiburg und Heidelberg, als ordentliche Studierende zugelassen. Damit war Marie Bernays eine unter den 58 Frauen von insgesamt 1603 Studenten, die im WS 1906/1907 an der Heidelberger Universität eingeschrieben waren. War ein Universitätsstudium damals für Frauen schon revolutionär, so war die Promotion eine absolute Ausnahme.

Marie Bernays als Landtagsabgeordnete

Die Arbeiten zu ihrer Promotion begann sie im Jahr 1908 im Rahmen eines Forschungsprojekts des »Vereins für Socialpolitik«. Dieser Verein war 1873 gegründet worden und vereinte die deutschen Volkswirtschaftsprofessoren. Zur Zeit der Promotion von Marie Bernays war Gustav von Schmoller der Vorsitzende. Max Weber hatte den direkten Anlass für die Arbeit Marie Bernays geliefert, als er den Aufsatz »Erhebungen über Berufseignung und Berufsschicksale der Arbeiterschaft in der geschlossenen Großindustrie«[25] veröffentlicht hatte. Zwar bereits krankheitsbedingt im Ruhestand wirkte Max Weber immer noch in der Wissenschaft durch seine Forschungen. Im Jahr 1909 brach er auf einer Tagung des »Vereins für Socialpolitik« eine Auseinander-

setzung über die Werturteile in den Sozialwissenschaften vom Zaune. In der Tat waren im Verein die sogenannten Kathedersozialisten um Lujo Brentano und Gustav Schmoller tonangebend. Ihnen ging es darum, durch ihr wissenschaftliches Engagement auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterschaft zu verbessern. Daher forderten sie vom Katheder aus und in den Hörsälen Sozialreformen. Max Webers Konzeption der Sozialwissenschaften lief dem zuwider. Für ihn kann es »niemals Aufgabe einer Erfahrungswissenschaft sein […], bindende Normen und Ideale zu ermitteln, um daraus für die Praxis Rezepte ableiten zu können.«[26] Die Erkenntnisziele der Wissenschaft seien niemals politischen Zielsetzungen unterzuordnen. Das bedeutete auch, wie es Max Weber in seinem Vortrag »Wissenschaft als Beruf« formulierte, dass der am Katheder stehende Dozent in der Unterrichtssituation auf politische Meinungsäußerungen zu verzichten habe.[27] Man geht aber fehl in der Annahme, Max Weber habe die Wissenschaft gänzlich vom politischen Engagement trennen wollen: er selbst war ja stark an den politischen Debatten seiner Zeit beteiligt, auch durch seine Forschungsergebnisse.

Für ihre Doktorarbeit ging nun Marie Bernays nach Mönchengladbach und arbeitete inkognito als Spulerin in der »Gladbacher Spinnerei und Weberei«. Dadurch, so berichtet sie im Vorwort zu ihrer Doktorarbeit, hatte sie »einige Wochen lang die beste Gelegenheit, das Fabrikleben aus nächster Nähe zu beobachten und das Leben und Treiben der Arbeiterinnen als eine der ihrigen zu teilen.«[28] Als sie genug gesehen hatte, gab sie sich dem Direktor der Spinnerei zu erkennen und bat um die Erlaubnis, den konzipierten Fragebogen an die Arbeiterinnen zu verteilen und sie auch persönlich zu befragen. Wie sie selbst feststellt, zeigte dieser »das freundlichste Verständnis für mein etwas ungewöhnliches Experiment und kam auch allen meinen andern Wünschen auf die liberalste Weise entgegen.«[29] Sie blieb noch vier Monate in Mönchengladbach und konnte sich in dieser Zeit frei in der Fabrik bewegen. Die Arbeiterinnen, die sie noch aus der anderen Rolle kannten, gaben ihr bereitwillig Auskunft.

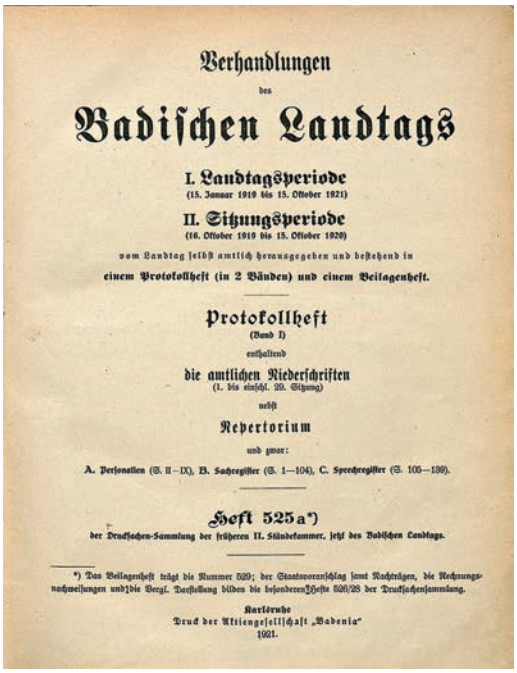
Dieses Experiment zeigt, dass Marie Bernays nicht nur eine höchst gebildete und intellektuelle Persönlichkeit war, sondern auch dass sie keine Scheu hatte, als teilnehmende Beobachterin sich dem Arbeitsleben auszusetzen.

Im Vorwort legt sie neben einem expliziten Dank an Max Weber deutlich dar, dass ihre Arbeit, »entsprechend dem ganzen Charakter dieser Enquete, die ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken zu dienen hat, und sozialpolitisch durchaus neutral bleiben soll«[30], den Forderungen nach einer werturteilsfreien Wissenschaft genügt. Ihre Dissertation widmete sie übrigens Marianne Weber. Bis 1912 war sie an den Arbeiten innerhalb dieses Forschungsvorhabens des »Vereins für Socialpolitik« beteiligt und strebte eine Habilitation an. Immerhin hatte sie bereits Artikel und Rezensionen in etablierten Zeitschriften unterbringen können. Um dieses Ziel zu erreichen, brauchte Marie Bernays die Unterstützung von Marianne und Max Weber. Zwar schien Max Weber dem Anliegen nicht abgeneigt, er sah sich aber außer Stande, die Widerstände an der Fakultät zu überwinden. Zudem warnte ihn seine Frau: das Auftreten und das Äußere von Marie Bernays seien nicht geeignet, die Vorurteile gegenüber studierten Frauen abzubauen. Marianne Weber schreibt: Bernays sei zwar »höchst intelligent und innerlich nobel«, aber »ungeformt, anmutlos, irritierend«[31] in ihrem Aussehen und Auftreten. Marie Bernays verließ also die akademische Laufbahn.

Im Ersten Weltkrieg gründete sie mit Mitstreiterinnen aus der Frauenbewegung, der sie seit ihrem Eintritt in den von Marianne Weber gegründeten Heidelberger Ortsverein »Frauenbildung-Frauenstudium« verbunden war, in Mannheim die »Soziale Frauenschule«. Mit dieser Einrichtung sollte die soziale Not der Kriegswaisen durch eine professionalisierte Sozialarbeit bekämpft werden. Im Oktober 1916 nahm die Schule ihren Ausbildungsbetrieb auf und Marie Bernays wurde Direktorin. Mit ihren 33 Jahren war sie die jüngste geschäftsführende Direktorin einer Sozialen Frauenschule in Deutschland.[32] Anders als Marianne Weber, die der linksliberalen DDP angehörte, engagierte sich Marie Bernays in der rechtsliberalen DVP, für die sie auch als Rednerin immer wieder auftrat. Sie machte sich vor allem im Bereich der Sozialpolitik einen Namen, durch ihre Verteidigung der Familien als »Keimzelle allen Kulturlebens« und der Frauenerwerbsarbeit. Ihre ideellen Bezugspunkte waren die Werteordnung des Kaiserreichs und ihre Treue zum badischen Herrscherhaus.[33]

Dennoch hielt das »Band«, das die Frauen über Parteigrenzen hinweg verknüpfte, wie es Marianne Weber in ihrer ersten Parlamentsrede formuliert hatte. So wurde ein kritischer Redebeitrag der kommunistischen Abgeordneten Frieda Unger in einer Haushaltsdebatte am 22. März 1922 vom Abgeordneten Karl Fischer hämisch kommentiert und die Arbeit der Frauen im badischen Landtag herabgewürdigt. Prälat Josef Schofer vom Zentrum erwirkte eine Aussprache zum Umgangston, in der auch Marie Bernays das Wort ergriff. Sie stellte deutlich fest: »Wenn sich derartige Äußerungen, wie sie der Abgeordnete Fischer vorhin getan hat, ein Witz, den man vielleicht an einem Biertisch, aber nicht in einem Parlament macht, hier wiederholen, dann ist für uns nicht die Möglichkeit gegeben, hier mitzuarbeiten.« Allerdings stellte sie klar: »Ich habe Frau Unger nicht zugestimmt in ihren Ausführungen, sie waren maßlos übertrieben – Entschuldigen Sie Frau Unger! – aber ich fühle mich als Frau zu Frau, da wir hier in der Minorität sind, ganz einfach dazu verpflichtet«. Sie nahm die Kollegin in Schutz, weil der Redebeitrag einer Frau ernstgenommen werden musste. Die Herren Abgeordneten sollten lernen, dass »man bei einer Zusammenarbeit nicht Witze über Frauen machen kann, wenn man wünscht, daß sie noch weiter freudig mitarbeiten.«[34] Das Protokoll vermerkt an dieser Stelle Beifall. Marie Bernays und ihre Zentrumskollegin Maria Rigel hatten, gemeinsam und fraktionsübergreifend, den Beitrag der Frauen in der neuen Demokratie vertei-

Landtagsprotokolle im Bild



Verhandlungen
des
Badischen Landtags
I. Landtagsperiode
(15. Januar 1919 bis 15. Oktober 1921)
II. Sitzungsperiode
(16. Oktober 1919 bis 15. Oktober 1920)
vom Landtag selbst amtlich herausgegeben und bestehend in
einem Protokollheft (in 2 Bänden) und einem Beilagenheft.

Protokollheft
(Band I)
enthaltend
die amtlichen Niederschriften
(1. bis einschl. 20. Sitzung)
nebst
Repertorium
und zwar:
A. Personalien (S. II–IX), B. Sachregister (S. 1–104), C. Sprechregister (S. 105–139).

Heft 525a*)
der Drucksachen-Sammlung der früheren II. Ständekammer, jetzt des Badischen Landtags.

*) Das Beilagenheft trägt die Nummer 529; der Staatsvoranschlag samt Nachträgen, die Rechnungsnachweisungen und die Vergl. Darstellung bilden die besonderen Hefte 526/28 der Drucksachensammlung.

Karlsruhe
Druck der Aktiengesellschaft „Badenia"
1921.

Die Titelseiten der Sitzungsprotokolle des Badischen Landtags (Alle Abbildungen: Badische Landesbibliothek Karlsruhe)

digt. Die Parlamentarierinnen waren keine dekorative Staffage, sondern beanspruchten für ihre Beiträge das gleiche Gewicht wie für diejenigen ihrer männlichen Kollegen.

Schluss

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten beendete nicht nur das parlamentarische Leben mit dem Austausch von Rede und Gegenrede in Baden und in ganz Deutschland. Mit der NS-Diktatur wurden auch die Frauen wieder in das Privatleben zurück gedrängt. Marianne Weber führte ein Privatleben der »inneren Emigration« und schuf in ihrem Freundeskreis so etwas wie eine Gegenöffentlichkeit. Marie Bernays verlor ihre Stellung an der Sozialen Frauenschule in Mannheim bereits ab April/Mai 1933. Anders als Marianne Weber, die erst 1954 verstarb und den demokratischen Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg noch miterlebte, starb Marie Bernays bereits 1939 in Tuttlingen. Sie hatte in der Benediktinerabtei Beuron Zuflucht gefunden und dort wieder an ihre intellektuelle Tätigkeit anknüpfen können.[35] Politisches Mitspracherecht für die Frauen ergab sich erst wieder nach dem Krieg. Bis heute bleibt allerdings dieses Thema aktuell, wie die Diskussionen um Wahlrechtsreformen beweisen. Der baden-württembergische Landtag weist nämlich mit 24,5 Prozent deutschlandweit den niedrigsten Frauenanteil auf.[36]

Anmerkungen

1 De Certeau, Michel: Pour une nouvelle culture: prendre la parole in: Etudes (1968) Nr. 6 juin-juillet, S. 29. Übersetzung: »1968 ergriff man so das Wort, wie man 1789 die Bastille eroberte«.
2 Syré, Ludger: Die Protokolle des Badischen Landtags in digitaler Form: der Beitrag der Badischen Landesbibliothek zum Landesjubiläum in: Badische Heimat (2013) Nr. 2, S. 272–284.
3 Wolf, Guido: Statement von Herrn Landtagspräsident Wolf bei der Freischaltung der digitalisierten Badischen Landtagsprotokolle am 14. Juni 2012 in Karlsruhe in: urn:nbn:de:bsz:boa-bsz3697811714.
4 Ebd.
5 Vgl. Braun, Michael: Der Badische Landtag 1918–1933, Düsseldorf, Droste, 2009.
6 Https://digital.blb-karlsruhe.de/Landtagsprotokolle/topic/view/792873.
7 Vgl. Geschäftsordnung für den Badischen Landtag, Karlsruhe, Badenia, 1929, S. 3–6. Die Vorschrift über die Schriftführer findet sich in § 1 Abs. (3).
8 Verhandlungen der Verfassungsgebenden Nationalversammlung bzw. des Landtags 1919, Protokollheft, S. 9 unter https://digital.blb-karlsruhe.de/periodical/pageview/368851 (Stand: 27.7.2018)

9 Vgl. Weber, Marianne: Max Weber – ein Lebensbild, Tübingen, Mohr, 1984, S. 411 und bei: Sukale, Michael: Absolute. Max Weber, Freiburg, Orange-Press, 2004, S. 147.
10 Ausführliche Informationen zur Biographie von Marianne Weber bei: Meurer, Bärbel: Marianne Weber. Leben und Werk, Tübingen, Mohr Siebeck, 2010.
11 Weber, Marianne: Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze, Tübingen, Mohr, 1919, S. III.
12 Vgl. Krüger, Christa: Max und Marianne Weber. Tag- und Nachtansichten einer Ehe, Zürich, Pendo-Verlag, 2001, S. 64–66 und Meurer, Bärbel: Marianne Weber. Leben und Werk, Tübingen, Mohr Siebeck, 2010, S. 142–153.
13 Kaube, Jürgen: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen, Berlin, Rowohlt, 2014, S. 294–297.
14 Exner, Peter: »Wir (sind) zu dieser Aufgabe mitberufen – der Kampf um das Frauenwahlrecht« in: Exner, Peter (Hg): Demokratie wagen? Baden 1818–1919, Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 2018, S. 184–189.
15 Kaesler, Dirk: Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn, München, C. H. Beck, 2014, S. 867–869.
16 Weber, Marianne: Lebenserinnerungen, Hildesheim, Georg Olms Verlag, 2004, S. 83–85.
17 Vgl. ebd., S. 85–86.
18 Vgl. ebd., S. 86–87.
19 Biographische Informationen zu Ferdinand Kopf in den Digitalen Sammlungen (Personen) oder unter http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/LABI/PDB.asp?ID=85203 (Stand: 27.7.2018).
20 Verhandlungen der Verfassungsgebenden Nationalversammlung bzw. des Landtags 1919, Protokollheft, S. 4 unter https://digital.blb-karlsruhe.de/periodical/pageview/368846 (Stand: 27.7.2018).
21 Vgl. dazu auch Exner, Konrad: Marianne Weber – die erste Rednerin im badischen Parlament in: Badische Heimat (2005) Nr. 85, S. 277–280.
22 Verhandlungen der Verfassungsgebenden Nationalversammlung bzw. des Landtags 1919, Protokollheft, S. 9 unter https://digital.blb-karlsruhe.de/periodical/pageview/368851 (Stand: 27.7.2018).
23 Vgl. dazu auch Exner, Konrad: Marie Bernays – eine der ersten badischen Parlamentarierinnen Mannheims in: Badische Heimat (2003) Nr. 83, S. 507–513.
24 Vgl. Keller, Marion: Pionierinnen der empirischen Sozialforschung im Wilhelminischen Kaiserreich, Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2018, S. 285–288.
25 Marianne, Weber: Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Tübingen, Mohr, 1988, S. 1–60.
26 Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, Mohr, 1988, S. 159.
27 Vgl. Weber, Max: Wissenschaft als Beruf, Stuttgart, Reclam, 2013.
28 Bernays, Marie: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie, Leipzig, Duncker & Humblot, 1910, S. XVI.
29 Ebd., S. XVI.
30 Ebd., S. XVII.
31 Marianne Weber zitiert in: Keller, Marion: Pionierinnen der empirischen Sozialforschung im Wilhelminischen Kaiserreich, Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2018, S. 293. Zum Scheitern der Habilitation siehe ebd., S. 292–295.
32 Vgl. ebd., S. 298–311.
33 Vgl. ebd., S. 305–306.
34 Protokoll der Verhandlungen des Badischen Landtags 1921/1922, S. 1178 unter: https://digital.blb-karlsruhe.de/periodical/pageview/357820 (Stand: 27.7.2018).
35 Fornefeld, Gabriele: Wahlheimat Beuron: Marie Bernays' Weg zum katholischen Glauben 1933–1939 in: Kaffanke, Jakobus (Hg): Mehr nützen als herrschen!: Raphael Walzer OSB, Erzabt von Beuron, 1918–1937, Berlin, LIT-Verlag, 2008, S. 361–385.
36 Frauen in den Länderparlamenten unter: https://www.lpb-bw.de/frauenanteil_laenderparlamenten.html (Stand: 27.7.2018).

Anschrift des Autors:
Dr. Markus Werz
Universitätsbibliothek Trier
Universitätsring 15
D-54296 Trier

Wege der Frauen in die Parteipolitik und die ersten Frauen im Badischen Landtag von 1919

Heinrich Hauß

Die Ausstellung »Politische Pionierinnen. Die ersten Frauen im Badischen Landtag 1919« in der Erinnerungsstätte Ständehaus im neuen Ständehaus Karlsruhe ist auch Anlass, die Wege der Frauen von Frauenvereinen in die Parteipolitik im Zusammenhang mit den Frauen im Parlament von 1919 nachzuzeichnen.

Clara Siebert, Kunigunde Fischer und Maria Matheis

Der Weg von den badischen Frauenvereinen in die Parteipolitik

Es geht um den Weg von den badischen Frauenvereinen in die Parteipolitik, sowohl in den badischen Landtag wie in den Reichstag. Die Personen, die dafür exemplarisch stehen, sind Clara Siebert vom Zentrum aus Karlsruhe und Kunigunde Fischer von der SPD.

I. Der Badische Frauenverein

Städtisches Bürgertum der Oberschicht mit konservativ-protestantischer Haltung

Wenn man von Frauen und Frauenvereinen im 19. Jahrhundert spricht, muss man mit dem 1859 gegründeten Badischen Frauenverein beginnen. Er war der größte der deutschen vaterländischen Frauenvereine des städtischen Bürgertums der Oberschicht mit konservativ-protestantischer Haltung. Der Verein hatte im Jahr 1908 über 75 000 Mitglieder mit 385 Zweigvereinen und war landesweit organisiert. Großherzogin Luise stand als Protektorin dem Verein vor. Zentrale des Landesvereins war Karlsruhe mit über ganz Baden verteilten Zweigvereinen. Hauptziel des Vereins waren zunächst Krankenpflege, besonders im Kriegsfalle, und die helfende Wohltätigkeit. In der Selbstdarstellung des Vereins aus dem Jahr 1906 heißt es: »Notleidenden beizustehen, Armen zu helfen, Kranke zu pflegen war von jeher eine der edelsten Seiten des vom Schöpfer vorgezeichneten Berufs des weiblichen Geschlechts.«

Im Januar 1873 wurde eine neue Organisationsstruktur geschaffen. Der Landesverein erhielt vier Abteilungen:

1. Weibliche Arbeiten, Förderung der Bildung und Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts;
2. Kinderpflege, Fürsorge für Gesundheit und Erziehung von Kindern;
3. Krankenpflege, namentlich Ausbildung von Krankenanwärterinnen, bei Kriegsfällen Pflege verwunderter und kranker Militärpersonen;

Flyer zur Ausstellung »Politische Pionierinnen« des Stadtarchivs Karlsruhe

4. Wohltätigkeit, Unterstützung und Hilfeleistung bei außerordentlichen Notständen.

Die Frauen des Badischen Frauenvereins waren allerdings nie Vorreiterinnen der emanzipativen Frauenbewegung. Sie setzten sich vielmehr gegen deren Forderungen explizit ab. Die Gebäude des Badischen Frauenvereins befanden sich in der Gartenstraße 45–51.

II. Frauen und Politik

An drei Persönlichkeiten des Zeitraumes zwischen 1919 und 1946 versuche ich, den Zusammenhang zwischen Frauenvereinen und dem Zugang der Frauen zur Politik darzulegen.

Maria Matheis steht für einen Weg in die Politik von der ehrenamtlichen Tätigkeit in die *Kommunalverwaltung,* Kunigunde Fischer für den Weg von der Frauensektion der SPD in die Politik und Clara Siebert für den Weg aus dem *Verbandskatholizismus* (Katholischen Frauenbund) in die Parteipolitik.

Clara Siebert, Katholischer Frauenbund, 1903 in Köln gegründet, Gründung der Karlsruher Gruppe 1909. Sie war von 1909 bis 1919 zweite Vorsitzende des Karlsruher Frauenbundes.

Erst durch das *Reichsvereinsgesetz von 1908,* wurde Frauen der Beitritt im ganzen Kaiserreich erlaubt. Dann erst dann konnte sich »die sozialdemokratische Frauenbewegung zu einer Massenbewegung entwickeln. In Baden waren die Städte Mannheim und Karlsruhe dabei Vorläuferinnen«. »1909 begann die Karlsruher SPD gezielt die Frauen anzusprechen«. »Im Frühjahr 1909 wurde in Karlsruhe die *Frauensektion der SPD* gegründet, in der Kunigunde Fischer führend tätig war. Maria Matheis engagierte sich im Fürsorgeverein für Madchen, Frauen und Kinder« und war ab 1910 in der Armenpflege und Mädchenfürsorge im Städtischen Armen- und Waisenrat tätig.

»Für den Weg aus der katholischen Frauenbewegung in die Parteipolitik kann das Leben Clara Sieberts als beispielhaft gelten.«[1]. Überdies war Clara Siebert die »prominen-

Mandatsträgerinnen und Wahlkreise Schautafel aus der Ausstellung »Politische Pionierinnen«
(Foto: Heinrich Hauß)

teste Vertreterin des Karlsruher Katholischen Frauenbundes«. Peter Exner hat in den »Lebensbildern aus Baden-Württemberg« (Bd. XXII, 2007) Clara Siebert einen ausführlichen biographischen Aufsatz gewidmet.

III. Clara Siebert (2. August 1873–23. März 1963)

»Prominenteste Vertreterin der Karlsruher Katholikinnen«

1. Katholisches Milieu und Verbandskatholizismus

Für die Biographie Clara Sieberts ist die Prägung durch das *katholische Milieu* und den *Verbandskatholizismus* ausschlaggebend. Mit dem Ausdruck »katholisches Milieu« wird eine katholische Teilkultur in der Gesamtgesellschaft bezeichnet. »Das katholische Milieu bestimmte mit seinen eigenen Normen und Mentalitäten, mit seien spezifischen Erwartungen und Anforderungen den Werdegang Clara Sieberts.« »Es nahm den ganzen Menschen Clara Siebert gefangen und drückte ihrem Handeln den spezifischen Stempel auf.« Zum katholischen Milieu können auch der Verbandskatholizismus und das Zentrum gerechnet werden. Das Zentrum war »die politische Repräsentanz des katholischen Vereinwesens«[2]. Das Sozialmilieu war gekennzeichnet durch »eine relativ gleichartige Form der materiellen Subsistenzbegründung und zugleich durch ein Bündel gemeinsamer Werthaltungen, kultureller Deutungsangebote, politischer Regeln und lebenspraktischen Erfahrungen«[3].

Der Verbandskatholizismus hatte die Funktion, das katholische Milieu nach außen hin, zur protestantischen bzw. säkularen Umwelt integralistisch abzusetzen[4].

»Durch Frauen wie Clara Siebert, die in verantwortliche Leitungsfunktionen einrückten, stand der Frauenbund nicht mehr unter kirchlicher klerikaler Bevormundung.« Der Katholische Deutsche Frauenbund bereitet der späteren interfraktionellen Zusammenarbeit der Weimarer Republik den Boden. »Aus anfänglich rein religiöser Ausrichtung unter pastoraler Aufsicht wurde ein säkulares und soziales *Engagement in Eigenregie der Frauen*«.[5]

2. Biografie

Clara Siebert wurde am 2. August 1873 in Schliengen geboren. Ihr Vater war praktischer Arzt. Nach den wechselnden Tätigkeitsorten ihres Vaters, zog die Familie nach Müllheim, dann nach Konstanz, Ettenheim und Lörrach. In Offenburg besuchte sie die Schule des Klosters Unserer Lieben Frau und die Mittelschule in Basel. 1895 schloss sie die Ausbildung im Lehrerinnenseminar mit dem Examen als Sprachenlehrerin ab.

»Das religiös grundierte Politikverständnis führte Clara Siebert in den Verbandskatholizismus, in die katholische Frauenbewegung. 1909 rief sie den ersten badischen Zweigverein des Katholischen Frau-Frauenbundes ins Leben und übernahm die Schriftleitung bis 1914.«

IV. Kunigunde Fischer (10. November 1882–21. Februar 1967)

»Eine der engagiertesten Vertreterinnen der proletarischen Frauenbewegung«

Kunigunde Fischer, geborene Bachmeyer, wurde am 10. November 1882 im mittelfränkischen Speikern als Tochter eines Mühlen-

MARIA RIGEL

Wenn alle Mütter in Deutschland erkennen wollten, um was es in der Politik geht, so würden sie wahrhaftig wie in einen heiligen Krieg zu den Wahlurnen ziehen. Sie würden begreifen, daß sie mit jeder Stimme, die sie abgeben, für die religiöse Jugenderziehung stimmen und damit ein glücklicheres Deutschland, eine wahre, christliche Volksgemeinschaft begründen helfen.

*** 11. September 1869 in Adelsheim**
† 10. September 1937 in Konstanz

Maria Rigel vertrat die Zentrumspartei während der gesamten Weimarer Jahre im Badischen Landtag. Ihre Fraktionskollegin Clara Siebert kannte sie bereits aus ihren Ausbildungsjahren 1885 bis 1887 am Klosterinstitut Offenburg, an dem beide Frauen zu Lehrerinnen ausgebildet wurden. Nachdem Rigel am Lehrerinnenseminar in Karlsruhe die höhere Lehrerinnenprüfung abgelegt hatte, unterrichtete sie an verschiedenen Schulen in Baden, ab 1896 in Mannheim. 1926 wurde Rigel zur Rektorin berufen.

Klassenfoto der 1. Klasse der Hildaschule in der Mannheimer Neckarstadt, Herbst 1922 (Schuljahr 1922/23). Die Oberlehrerin Maria Rigel ist links im Bild zu sehen.

In Mannheim machte sich Maria Rigel bald einen Namen. So war sie im Jahr 1912 an der Gründung des Zweigvereins des Katholischen Frauenbundes in Mannheim beteiligt, dessen Vorsitzende sie bis 1933 war. Während des Ersten Weltkriegs engagierte sie sich karitativ in der Stadt.

Nach der Einführung des Frauenwahlrechts vertrat Rigel das Zentrum sowohl im Landtag als auch in der Mannheimer Stadtverordnetenversammlung. Sie wurde mehrfach in den Landesvorstand der Zentrumspartei gewählt. In ihren Funktionen setzte sie sich für die Belange von Arbeiterinnen ein. Insbesondere die Gleichstellung von Fabrikarbeiterinnen, die trotz Schwerstarbeit weniger als die männlichen Arbeiter verdienten, lag ihr am Herzen. Zu ihrem vierzigjährigen Dienstjubiläum 1930 bezeichnete die Neue Mannheimer Zeitung „Verstehen, Aufrichten, Helfen" als Rigels Grundsätze. Im Landtag versuchte Rigel als Mitglied des Haushalts- und Schulausschusses, ihre Ziele politisch in die Tat umzusetzen.

Beispiel der Gestaltung Schautafel »Maria Rigel«. Ausstellung »Politische Pinierinnen« (Foto: Heinrich Hauß)

besitzers und Landwirts geboren. Für ihr späteres Engagement für die SPD war die Heirat (1904) mit dem Schriftsetzter Kaspar Fischer, der bei der sozialdemokratischen Zeitung »Der Volksfreund« tätig war, bestimmend. Kunigunde Fischer wurde SPD-Mitglied, und unter ihrer Leitung konstituierte sich 1909 die *Frauensektion der sozialdemokratischen Partei* in Karlsruhe. 1912 saß sie im Armen- und Waisenrat der Stadt Karlsruhe. Im Mai 1919 kandidierte sie für die Gemeinderatswahlen und war Stadträtin bis 1922. Im Januar 1919 wurde sie Abgeordnete in der Badischen Verfassungsgebenden Versammlung. 1919 wurde unter dem Vorsitz von Kunigunde Fischer ein Ortsauschuss der *Arbeiterwohlfahrt* in Karlsruhe gegründet. 1933 wurde die AWO verboten und 1946 wiedergegründet. Kunigunde Fischer wurde zweite Vorsitzende. Von 1946 bis 1969 war sie *Mitglied des Gemeinderates* in Karlsruhe.

V. Sozialpolitikerin Maria Matheis (1. Oktober 1858– 4. Februar 1941)

Von der Fürsorge für Mädchen und Kinder in die Kommunalverwaltung

Maria Matheis, mit dem Karlsruher Rechtsanwalt Friedrich Matheis verheiratet, beteiligte sich ab 1910 an der Amenkinderpflege und besonders der Mädchenfürsorge des städtischen Armen- und Waisenrates, dessen Mitglied sie ab 1914 war. Vom Mai 1919 bis 1930 saß sie als Vertreterin des katholischen Zentrums im Gemeinderat. Sie war in verschiedenen Ausschüssen tätig, u. a. im Fürsorgeausschuss, der Krankenhauskommission, im Sonderausschuss für Jugendfürsorge. Sie gehörte darüber hinaus dem Verwaltungsrates eines Krankenhauses an, der Kommission des Stadtrates zur Prüfung von Unterstützungsgesuchen und dem Tuberkuloseausschuss.[6]

VI. 1919: Einführung des Frauenwahlrechts

Erste Frauen in der Badischen Nationalversammlung und erste Rede einer Frau im Ständehaus

Nach der organisierten Frauenbewegung im Kaiserreich, folgte als Abschluss »die von nationalistischer Begeisterung und einer Welle von Opfer- und Hilfsbereitschaft getragene Mobilisierung von Frauen im Ersten Weltkrieg. Tatsächlich leisteten die Frauen weit über den karitativen Bereich Bedeutendes in der Sozialarbeit während des Krieges«[7]. »Die Übernahme männlicher Aufgaben in den Amtsstuben, Fabriken und Straßenbahnen sowie die massenhaften Opfer, die auch Frauen an der Heimatfront erbringen mussten, nährten die Hoffnung auf emanzipatorische Effekte und Teilhabemöglichkeiten auch über den Krieg hinaus.«[8] Auf diese Vorbereitungsphase des politischen Engagments weist Marianne Weber in ihrer Rede am 15. Januar 1919 ausdrücklich hin. »Und so glaube ich, von uns sagen zu dürfen, dass wir nicht unvorbereitet in dieses Haus einziehen«.[9] Einen gewissen Vorsprung hatten die Frauen in Baden durch das liberale Badische Vereinsrecht von 1900, das den Frauen Parteimitgliedschaft erlaubte. Trotzdem hatten die Frauen politische Mitverantwortung, aber anscheinend »doch lange noch nicht wie erwartet«, wie Marianne in ihren Lebenserinnerungen schreibt.

»Die Badische Verfassung von 1819 hatte Frauen keine politischen Rechte gewährt.

Noch im Juni 1918 lehnte die Mehrheit der II. Kammer einen Antrag des freisinnigen Abgeordneten Oskar Muser auf die Einführung des Frauenwahlrechts ab. In Baden waren die Frauen erstmals bei der Wahl zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung am *5. Januar 1919* wahlberechtigt.« Folgende Kandidatinnen wurden von den Parteien nominiert:

Das Zentrum stellte vier weibliche Abgeordnete:
Maria Beyerle (1882–1968), Tochter eines Rechtsanwalts. Lehrerin (Wahlbezirk Konstanz, Mandat von 1919 bis 1928). Sie kann als Beispiel dafür gelten, wie Lehrerinnen in der Frauenbewegung eine prominente Rolle spielten. Sie war 1908–1911 Gasthörerin in den Fächern Philosophie, Geschichte, Deutsch an der Universität Freiburg. 1910 Vorsitzende des Katholischen Frauenbundes. 1914 eine der Gründerinnen des katholischen Lehrerinnenvereins. Schulische Karriere: 1926 Oberlehrerin. 1928 Rektorin der Mädchenfortbildungsschule. Ihre Aufgabe als Frau sah sie in der geistigen und moralischen Bildung für die nachfolgende Generationen. Sie war kompetentes Mitglied der bildungs- und sozialpolitischen Kommissionen.

Mathilde Otto (1875–1933) Wahlbezirk Freiburg, Mandat 1919–1920, stammte aus einer wohlhabenden Familie und war stark religiös geprägt. Sie legte ihr Mandat im Januar 1920 nieder. Hochreuther vermutet, dass die Strukturen des Landtags in ihrer Abstraktheit als zu »entfremdend zu ihrer sonstigen praktischen Arbeit« empfunden wurde.[10] Ab 1818 war sie Referentin für Armen- und Familienpflege im Deutschen Caritasverband. In einer Frauenversammlung des Zentrums am 1.12.1919 entwarf Otto neue politische Perspektiven für Frauen, die weit über das klassisch weibliche Feld der Sozialpolitik hinausgingen. Sie forderte »Teilnahme von Frauen an den Friedensverhandlungen und ihren Einsatz für den Völkerbund, auch Mitarbeit an der neuen Verfassung«.

Maria Rigel (1869–1937) Wahlbezirk Mannheim, Mandat 1919–1928. Hauptlehrerin. 1912 war sie an der Gründung des Zweigvereins der Katholischen Frauen in Mannheim beteiligt. Sie vertrat die Zentrumspartei die ganzen Jahre der Weimarer Republik im Badischen Landtag. 1925 wurde Rigel Oberlehrerin, 1927 Rektorin in Mannheim.

Clara Siebert (1873–1963) Wahlbezirk Karlsruhe, Mandat 1919–1933. Bekannteste Repräsentantin der katholischen Frauen in Baden. Sie war Vorsitzende des Landesausschusses des katholischen Frauenbundes. 1919 übernahm sie die Schriftleitung des Frauenbundes. Siebert war Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes der badischen Zentrumspartei und Vorsitzende der badischen Zentrumsfraktion. Von 1919 bis 1933 war sie ununterbrochen im Landtag. Von 1932 bis 1933 war Siebert auch Abgeordnete im Reichstag. Siebert wollte Politik »vom Gesichtspunkt der Frau und Mutter aus betreiben«. »Wir wollen Mutter- und Schwesternarbeit in das Gemeinschaftsleben tragen«. »Eine völlige Gleichstellung von Frauen strebte sie nicht an«. Gleichberechtigung definierte sie als »die Bevollmächtigung der Frauen ihre wesenseigenen Züge beim Aufbau der Gesellschaft einzubringen«.[11]

Die SPD brachte ins Parlament:
Elisabeth Blase (1873–1939) Wahlbezirk Mannheim, Mandat 1919–1930. Sie war die führende Frauenpersönlichkeit der badi-

schen SPD zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Durch ihren Mann, den Kupferschmied Heinrich Blase, der Gewerkschafter war, gelangte sie zur SPD. Ab 1903 wohnte sie in Mannheim. Gehörte 1905 zu den Gründerinnen der Frauenabteilung des sozialdemokratischen Vereins. Ihr soziales und gesellschaftspolitisches Engagement war neben der parlamentarischen Arbeit verschiedenen Organisationen gewidmet wie der Armenkommission im Jugendamt, der Zentrale für Kriegsfürsorge und der Krankenhauskommission.

Kunigunde Fischer (1882–1967) Mandat bis 1933. Stadtverordnete in Karlsruhe. Über ihre Lebensarbeit schrieben die BNN: Sie verwirklichte ihr ganzes Leben lang bescheiden und ohne persönlichen Aufwand die Idee des Sozialismus weit über die Partei hinaus.

Luise Kräuter (1871–1937) Wahlbezirk Freiburg, Mandat 1919. Sie hat ihr Mandat im Sommer 1919 niedergelegt. Sie hat eine Ausbildung als Verkäuferin gemacht und wurde Mitglied und Schriftführerin des Verbandes der Handlungsgehilfinnen in Freiburg. Von 1914–18 leitete sie eine Filiale des Lebensbedürfnis- und Produktivvereins einer Konsumgenossenschaft der Arbeiterbewegung Freiburg.

Sofie Regenscheit (1893–1969) Wahlbezirk Konstanz, Mandat 1919–1921, jüngste Abgeordnete. Sie war die einzige Abgeordnete, die als Fabrikarbeiterin tätig war. Der Vater war Landwirt und Ortsdiener. 1913 schloss sie sich der SPD an und trat dem Fabrikarbeiterverband bei.

Die DDP entsandte **Marianne Weber** (1870–1954), Mandat vom Januar bis Oktober 1919. Eine vorrangige Aufgabe der Mandatsträgerinnen sah sie in dem »besonderen Fraueninteresse und weiblichem Kulturwillen«[12]. Nach dem Ruf ihres Ehemannes Max Weber nach München gab sie ihr Mandat auf. Marianne Weber war die erste Frau, die am 15. Januar 1919 im Landtag das Wort ergriff. Seit 1903 leitete sie den Heidelberger Verein Frauenbildung – Frauenstudium. 1907 veröffentlichte sie das Buch »Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung« und wurde zur wissenschaftlichen Autorität der Frauenbewegung[13].

1919 wurde sie Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine. Nach dem Tod ihres Mannes kehrte sie 1921 nach Heidelberg zurück und widmete sich desse Nachlass[14].

Das Haus in der Ziegelhäuser Landstraße 17 wurde zum Mittelpunkt des Marianne-Weber-Kreises mit philosophischen, soziologischen und frauenrechtlichen Diskussionen[15].

Marie Schloß (1872–1952) Rückte am 29. Oktober 1919 zu Beginn der zweiten Legislaturperiode für den Abgeordneten Martin Venedy bis ans Ende der Legislaturperiode 1921 in die Fraktion der DDP nach[16].

Clara Siebert zählte mit Maria Rigel und Kunigunde Fischer zu den Politikerinnen, die von *1919 bis 1933 ununterbrochen im Badischen Landtag* saßen. Elisabeth Blase musste 1930 aufgeben. Wie Marianne Weber gab auch Luise Kräuter ihr Mandat schon 1919 auf.

Anmerkungen

1 Susanne Asche, Barbara Guttmann, Olivia Hochstrasser; Sigrid Schambach, Lisa Sterr, Karlsruher Frauen 1715 bis 1945, S. 233.
2 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849–1914, 1995, S. 47.
3 A. a. O. S. 1066.
4 Peter Exner, Maria Clara Siebert. Badens einzige

direkt gewählte Reichstagsabgeordnete. Lebensbilder in Baden-Württemberg Bd. XXII, 2007, S. 378.

5 A. a. O. S. 379.

6 Ernst Otto Bräunche, Blick in die Geschichte 2003–2008, Maria Matheis, S. 263.

7 Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik. Moderne Deutsche Geschichte Bd. 9, 1987, S. 103.

8 Exner a. a. O., S. 184.

9 Ina Hochreuther, Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Parlamentarierinnen von 1919 bis heute, 2012, S. 45.

10 A. a. O., S. 55.

11 Peter Exner, Demokratie wagen, 2018, S. 186.

12 Sibylle Oßwald-Bergade; Marianne Weber in Momente 1/2019, S. 16.

13 Joachim Radkau. Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, 2005, S. 477.

14 Oßwald-Bergade a. a. O.

15 Diana Finkele, Schwäbinnen und Badenerinnen, Frauenleben in Baden-Württemberg von 1750 bis heute 2004, S. 55.

16 Die Biografien wurden z. T. den Schautafeln der Ausstellung »Politische Pionierinnen. Die ersten Frauen im Badischen Landtag« des Stadtarchivs und der Publikation von Ina Hochreuther »Frauen im Parlament. Parlamentarierinnen des Landtages von Baden 1919–1933«, S. 49–67 entnommen.

Die Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg (lpd), Fachbereich Politische Landeskunde u. Frauen und Politik hat »Eine Zeitleiste. Der Weg zum Frauenwahlrecht und Demokratie« herausgebracht.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Der Gott im Baum

Wolf Hockenjos

Der Balzer Herrgott – auch Winkelherrgott genannt – ist eine in eine Weidbuche eingewachsene steinerne Christusfigur im mittleren Schwarzwald zwischen Wildgutach und Neukirch-Fallengrund (Baden-Württemberg). Er ist Ziel vieler Wanderer und Spaziergänger und gilt einigen als Wallfahrtsort. Entstehung und Herkunft sind bis heute nicht vollständig geklärt. (WIKIPEDIA)

Über etliche Jahre hinweg hatte ich ihn nicht mehr besucht. Doch neulich rief mich eine Journalistin des SWR an, ob ich nicht für Dreharbeiten zur Verfügung stünde, der ich doch verschiedentlich schon über den Balzer Herrgott geschrieben hätte. An Allerheiligen wolle der Sender einen Bericht über ihn bringen. Mit meiner Zusage habe ich kurz gezögert, schließlich überwog jedoch die Neugier, wie sich die Buche mit dem eingewachsenen sandsteinernen Corpus mittlerweile präsentieren würde. Seit mit baumchirurgischen Maßnahmen versucht worden war, den Prozess der Überwallung aufzuhalten, um das beliebte Wanderziel nicht vollends einzuwachsen zu lassen, war ich zu ihm auf Distanz gegangen.

Früher hatte auch ich ihn, wenn auch nicht als Wallfahrer, immer wieder einmal aufgesucht. Erstmals war es in den frühen 1950er Jahren, als der Vater, seinerzeit Forstamtschef in St. Märgen, mit seinen Söhnen durch das Steinbach- und das Wildgutachtal hinüber wanderte, um das Naturwunder zu bestaunen. Dessen Vorgeschichte hatte er da bereits nachgespürt, wobei er auf die unterschiedlichsten Berichte der Einheimischen, der »Wälder«, gestoßen war. Was mag daran »dichtende Volksüberlieferung«, was historisch belegbar sein? Vom Hofkreuz war da die Rede, das einst am Gütlein des Winkel-Balzers (Balthasars) gestanden habe, welches ausgangs des 19. Jahrhunderts vom Staat aufgekauft, abgerissen und aufgeforstet worden sei. Oder stand das Kreuz zuvor am Königenhof drüben im Wagnerstal, der in jener schaurigen Februarnacht des Jahres 1844 unter eine »Schneeschalte« geraten war, ein Lawinenunglück, das 17 Todesopfer gefordert hatte? Doch wie sollte es dorthin gelangt sein, in dieses abgelegene, jetzt gottverlassene Loch? Etwa durch französisches Militär in den Erbfolgekriegen oder durch Hugenotten, wie gerätselt wurde? Und wer sollte aus welchem Grund das schwere Kreuz mit dem spätgotischen Corpus ins Hexenloch hinab und dann das Brenners- oder das Mörderloch hinauf zum

Winkel geschleppt haben? Egal, irgendwann müsse das Kruzifix umgestoßen, der Gekreuzigte dabei stark beschädigt worden sein, ehe Hirtenbuben es reumütig wieder aufgerichtet und an den Stamm einer Weidbuche gelehnt hätten. Die begann jedenfalls alsbald, wie es für die Wundreaktion von Buchen typisch ist, den scheuernden Torso zu überwallen und zu umschließen. In den 1930er Jahren habe der Furtwanger Forstkollege die gusseisernen Arme des Kreuzes, die noch aus dem Stamm herausragten, abgesägt. Was mochte ihn dazu veranlasst haben?

Derlei Geschichten hatten es dem Vater angetan; er sammelte und veröffentlichte sie 1960 in seinem Büchlein *Wäldergeschichten*[1], das zunächst im Selbstverlag des Schwarzwaldvereins, sodann in zahlreichen weiteren Auflagen erschienen ist. Sein beigefügtes Schwarzweißfoto zeigt noch Teile des Torsos bis zu den abgeschlagenen Beinen. Schon im Jahr 1955 hatte ihn der Vorgang der Umschließung des Gekreuzigten in protestantischer Ergriffenheit zu einem *dreistrophigen* Gedicht angeregt: Wo sich Darstellungen des Heilands am lebenden Stamm eines Baumes an Stelle des hölzernen Kreuzes doch in der Sakralkunst immer wieder finden lassen, von Augustinus bis in die Barockzeit, ja, Christus selbst bisweilen zum »Baum des Lebens« erklärt wurde.

Der Gott im Baum

Wir Menschen haben unsern Stolz
Und wollen diesen Herrgott nicht.
Wir schlagen ihn ins Angesicht
Und hängen ihn ans Marterholz.

Dort hängt er gut und stört uns kaum
bei den Geschäften dieser Welt.
Er ist im Winkel abgestellt
bei Fuchs und Has und Busch und Baum.

Doch sieh: Der Baum umfangen hält
das vielverachtet Bild aus Stein
und nimmt ihn ganz in sich hinein,
den Schmerzensmann und Herrn der Welt.

FH (1955)

Die dritte Strophe fand sich alsbald auf einem Holztäfelchen wieder, das jemand am Stammfuß der Buche angebracht hatte.

Bäume hatten es dann auch mir angetan, weshalb ich beruflich in die Fußstapfen des Vaters trat. Als junger Forstassessor hatte ich von meinem obersten Dienstherrn, dem Stuttgarter Forstminister, den beneidenswert privilegierten Auftrag erhalten, die bemerkenswertesten Baumgestalten des Landes aufzusuchen und zu dokumentieren; dies auf den Spuren der Baumbücher der vorigen Jahrhundertwende *(Ludwig Klein: Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden, 1908 und Otto Feucht: Schwäbisches Baumbuch, 1911)*. Im Jahr 1978 erschien die Auftragsarbeit als Bildtextband *Begegnung mit Bäumen*[2], in welchem die Buche mit dem eingeschlossenen Herrgott natürlich nicht fehlen durfte – wie auch nicht das väterliche Gedicht dazu. »Die Buche wächst weiter«, so schloss ich meinen Begleittext, »schon überwallt sie den Brustkorb des Gekreuzigten; Druck und Spannungskräfte des Holzes, Frost und Wetter vervollständigen das Zerstörungswerk.«

Die 1980er Jahre standen ganz im Zeichen des sauren Regens, des von Schwefeldioxid-Immissionen ausgelösten »Waldsterbens«. Um den Gemütszustand auch der Forstleute stand es nicht zum Besten in jenem Jahrzehnt, und so schien mir der Balzer Herrgott mit einem Mal als bildhaftes Gleichnis zu taugen für die gefährdete Waldwelt. In meinem ganz dem neuartigen Phänomen gewidmeten, 1984 erschienenen Buch *Tännlefriedhof*[3], schrieb ich

neben einem aktuellen ganzseitigen Porträt des seitlich geneigten Christushauptes den Text: *Der Balzer Herrgott droht indessen vollends einzuwachsen. Der ihn umklammernde Baum ist im Begriff, ihn unseren Blicken zu entziehen. Verbirgt der Gekreuzigte sein Antlitz im Schmerz über das ihm und seiner Schöpfung Angetane? Keine Bildhaftigkeit, keine Symbolkraft?*

Doch wozu brauchen wir Symbole? Der Schwarzwälder Herrgottswinkel, die Schwarzwälder Freizeitlandschaft braucht ihre Anziehungspunkte. Es tobt daher ein munterer Ideenwettbewerb: Der Balzer Herrgott muss als Ausflugsziel erhalten bleiben! Her mit dem Baumchirurgen, her mit dem Herrgottsschnitzer, der den Gott im Baum sauber wieder herauspräpariert!

Der Balzer Herrgott (Foto: Wolf Hockenjos)

Die Buche samt Corpus war inzwischen geschütztes Naturdenkmal geworden, über dessen Weiterbehandlung nun Behörden mit zu entscheiden haben. Auch die Eigentümerin, die Staatsforstverwaltung, meldete sich 1986 zu Wort, nachdem der Freiburger Forstpräsident samt Justitiar sich vor Ort einen Eindruck vom Geschehen verschafft und das Anliegen der Gemeinde Gütenbach für berechtigt erkannt hatte. Beauftragt mit der Freilegung von Haupt und Brust wurde der einheimische Holzschnitzer Rombach, sodann trugen zwei eigens von der Insel Mainau herbei beorderte Baumspezialisten auf das nunmehr herzförmig freigelegte Buchenholz eine grünliche Paste gegen Pilze und Feuchtigkeit auf, um so eine künstliche Rinde zu schaffen. 1995 musste der Vorgang wiederholt werden. Weitere Sanierungsmaßnahmen, abgestimmt zwischen Gemeinde,

Denkmalschutzbehörde und Forstamt, kamen 2014 zum einstweiligen Abschluss; dies nach abermaligen Einsätzen von Baumsachverständigen, die aus der Baumkrone scheuernde und morsche Äste entfernten, um den Allgemeinzustand der Buche zu verbessern und auch der Verkehrssicherungspflicht zu genügen. Um zu verhindern, dass hinter dem Christushaupt Regenwasser in das Holz eindringt, wurde am Stamm ein Dächlein aus Blech angebracht und schließlich auch noch die Konsole eines Zunderschwammes angeklebt, eines ansonsten vorwiegend Totholz besiedelnden Pilzes. Der an der Buche vorbeiführende Holzabfuhr- und Wanderweg wurde vom Forstamt etwas weiter zurückverlegt und mächtige Gneisbrocken im Halbkreis um Stamm und Wurzelbereich abgelegt, sowohl als Schutz gegen schwergewichtige Holztransporter wie auch gegen die Bodenverdichtung durch etwaige motorisierte Besucher. Allzu Zudringliche sollen neuerdings durch einen hölzernen Staketenzaun vom Betasten oder gar Verunstalten des Heilands abgehalten werden; an ihm baumeln inzwischen, gewiss »Zeugnisse schlichter Volksfrömmigkeit«, allerlei Devotionalien (vom Rosenkranz bis zum Stofftierchen). Auf den Felsbrocken rundum erinnern Steinmännchen an den touristischen Stellenwert des Orts. Und natürlich dürfen zur Rast und stillen Einkehr auch die Sitzbänke nicht fehlen. Nebenan erläutert eine hölzerne Schautafel die mutmaßliche Entstehungsgeschichte des Balzer Herrgotts, wobei Auerhähne bemüht werden für die Herleitung des Namens. Als ob das scheue Auerwild jemals auf Weidbuchen und auf freiem Feld gebalzt hätten und nicht auf den seit Jahrhunderten den Hahnenjägern wohlbekannten Balzplätzen im Wald. Vier Abbildungen des Gekreuzigten, beginnend im Jahr 1930, zeigen die jeweilige Überwallungs- und Freilegungsphase bis in die Gegenwart. Noch Wünsche offen?

Was tut der zum Interview geladene Mensch des Digitalzeitalters, ehe er vor die Kamera tritt? Rasch wirft er noch einen Blick ins weltweite Netz und googelt »Balzer Herrgott«. Da schau her – nicht zu glauben, was WIKIPEDIA alles weiß! Sogar die Herkunft des hellen Sandsteins scheint geklärt zu sein: Er stamme nämlich aus einem Steinbruch bei Pfaffenweiler am westlichen Schwarzwaldrand. Und welche Fülle von Fotos und von Wandervorschlägen (gar von GPX-Wegpunkten und Koordinaten für die GPS-Radtour per E-Mountainbike), welche Anhäufung von Zeitungsberichten und Expertenwissen! Der Gott im Baum als touristischer Hotspot – jetzt scheint er endgültig in der Gegenwart angekommen zu sein. Ob ich meinen Auftritt vor der Kamera nicht doch besser hätte absagen sollen?

Anmerkungen

1 Hockenjos, F.: Wäldergeschichten. Hrsg. U. Verl. Schwarzwaldverein e. V. Freiburg, 1960.
2 Hockenjos, W.: Begegnung mit Bäumen. DRW-Verlag, Stuttgart, 1978.
3 Hockenjos, W.: Tännlefriedhof. Bilder einer Verwandlung. Gerhard Schillinger Verlag, Hinterzarten, 1984.

Anschrift des Autors:
Wolf Hockenjos,
Forstdirektor i. R.
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen

Natur am Oberrhein: Der stille Verlust der Vielfalt

Axel Mayer

Der Schwarzwald mit seinen Vorbergen, die Vogesen, der Kaiserstuhl, die Rheinauen, die Elzwiesen und das elsässische Ried und der Harthwald (Forêt de la Harth): Manche Gebiete am Oberrhein gehören zu den schönsten und wertvollsten Naturlandschaften Europas, mit einer immer noch faszinierenden und reichhaltigen Flora und Fauna. Das grenzüberschreitende »Paradies am Oberrhein« wurde in Büchern beschrieben und die alljährlichen Regio-Kalender zeigen immer faszinierendere Fotos. Ein Spaziergang in einer stillen Stunde im Kaiserstuhl oder im Naturschutzgebiet Bollenberg bei Rouffach im Elsass ist immer noch ein Glücksmoment und nur den Kennern fällt auf, wenn die Stimmen der Feldlerchen fehlen und wenn selbst in dieser geschützten Restnatur die Zahl und Artenvielfalt der Schmetterlinge bedrohlich schnell schwindet. Schon die nächste Generation wird diesen stillen Schwund nicht mehr bemerken, denn bereits heute kennen die wenigsten jungen Menschen noch die Stimme der ins Blau aufsteigenden Lerche.

Die letzten Jahrzehnte waren keine gute Zeit für das »Paradies am Oberrhein« für Landschaft, Natur und Artenvielfalt in Südbaden und im Elsass. Weltweit beschleunigt sich das Artensterben und ein UN-Bericht sagt, dass etwa eine Million Tier- und Pflanzenarten in den kommenden Jahrzehnten für immer verschwinden könnten – und dieser verheerende globale Trend spiegelt auch die Realität am Oberrhein.

Feldlerche und Rebhuhn, Grauammer und Wachtel, einst häufige Arten in der Agrarlandschaft, sind in vielen Gebieten der Rheinebene bereits verschwunden. Der große Brachvogel und der Kiebitz stehen vor dem Aussterben und die Bestände des Feldhasen gehen drastisch zurück. Besorgniserregend ist bei den Vögeln insbesondere der Rückgang der »Allerweltsarten«.

Insektensterben nicht nur in Nordwestdeutschland

Ein internationales Forscherteam hat die dramatischen Befunde zum Insektenrückgang in Nordwestdeutschland bestätigt. So ist mit den Biomasseverlusten bei Fluginsekten von 76 bis 81 Prozent seit den 1990er-Jahren ein klarer Negativ-Trend erkennbar und dieses Insektensterben findet auch am Oberrhein statt. Selbst in unseren naturnahen Gärten und großen Naturschutzgebieten beschleunigt sich das Insektensterben. Die Insektenvergiftung führt zum Vogelsterben und nicht nur Schwalben und Fledermäuse hungern.

»Ich untersuche die Tag- und Nachtfalter in der Oberrheinebene seit 30 Jahren regelmäßig und sowohl die Artenzahlen als auch die

Insektensterben = Vogelsterben

Faltermengen gehen insgesamt stark zurück. Es fällt auf, dass auch Wiesen, die selbst nicht zerstört wurden, aber in der Agrarlandschaft unmittelbar den Randeinflüssen der gespritzten Kulturen ausgesetzt sind, nur noch von wandernden Faltern besucht werden. Da wundert man sich natürlich nicht, dass neben Schmetterlingen und anderen Insekten auch Singvögel und Fledermäuse selten werden«, sagt Jörg-Uwe Meineke, Schmetterlingsexperte und ehemaliger Leiter des Referats für Naturschutz und Landschaftspflege im Regierungspräsidium Freiburg.

Der Verlust der landschaftlichen Vielfalt

Wer auf der B 3 von Müllheim nach Offenburg fährt, sieht immer weniger Natur. Es entsteht ein durchgängiger, gesichtsloser Siedlungsbrei. Zwischen Freiburg und Offenburg bleiben auf der Strecke von 68 Kilometern heute nur noch 17 Kilometer Freiraum. Auf beiden Rheinseiten wuchern die hässlichen, neonschrillen Ortseinfahrten, Gewerbesteppen und die Billigbauten der

Bläuling – vom Aussterben bedroht

Hypermarche-Kultur. Das schnelle Wachstum in der Ebene geschieht auch auf Kosten anderer Bundesländer und schrumpfender Dörfer im Schwarzwald. Wenn gegen jede Vernunft dennoch »gewachsen werden muss«, dann sollte sorgfältig, nachhaltig, flächensparend und unter überregionalen Aspekten klug geplant und weniger scheußlich gebaut werden. Die herausgeputzten historischen Altstädte und die restlichen Naturschutzgebiete in der Rheinebene verbindet eines: Sie sind zunehmend Inseln in einem Meer von Scheußlichkeit.

Kritik und Lob der Landwirtschaft am Oberrhein

Wir Naturschützer gehören zu den deutlichsten Kritikern der Landwirtschaft.

Die Tendenz zur industriellen Landwirtschaft führt in Südbaden zu einer zunehmenden, großflächigen Mais- und Spargel-Monokultur. Wo früher eine artenreiche Acker-, Wiesen- und Streuobstlandschaft war, steht heute häufig giftgeduschter Mais. Viele der in der Landwirtschaft eingesetzten Spritzmittel und Gifte sind ein Grund für den massiven Rückgang der Artenvielfalt auf Ackerböden und in deren Umgebung. Erschreckend ist die Fernwirkung von Gift und Dünger bis in weit entfernte Naturschutzgebiete hinein. Wir leben in Zeiten, in denen es den Bienen in den Städten besser geht als auf dem Land und in der sich der extrem scheue Uhu in Städte flüchtet.

Vermaisung, Dünger und Agrargifte gefährden nicht nur die Artenvielfalt. Monokulturen breiten sich aus, Naturflächen werden kleiner und zerstückelt, Bäume und Hecken werden weniger. Von den vielen Hochstammbäumen der badisch-elsässischen Rheinebene ist bei abnehmender Tendenz ein winziger Rest geblieben.

Und doch haben wir, trotz aller Verluste, in Südbaden in Teilen immer noch eine recht kleinräumige Agrarlandschaft. Unsere Landwirtschaft in Südbaden verkauft auf dem gleichen Markt wie die giftdominierte, großindustrielle Landwirtschaft in den USA. Wenn nur noch der Preis und der Markt zählen, dann haben Insekten, Vögel, Hecken aber auch die Mehrzahl der Landwirte selber keine Chancen. Die Naturschutzbewegung ist nicht der Feind der Landwirtschaft, sondern der potentiell Verbündete einer naturnäheren, giftärmeren, nachhaltigen und somit auch moderneren und zukunftsorientierten Landwirtschaft. Ein wichtiger Hebel, um Vielfalt zu erhalten, wäre die deutsche und europäische Agrarpolitik. Doch in der Politik sind die Lobbyisten der großen weltweit genormten Agrarfabrik mächtig und hier versagen leider auch die südbadischen Bauernverbände. Wer die rapiden Zerstörungs- und Konzentrationsprozesse der Landwirtschaft im Osten und Norden der Republik kennt und wer mit offenen Augen durch das Elsass und Südbaden fährt, der weiß, dass wir dabei sind, das in Resten noch vorhandene vielfältige landwirtschaftliche Mosaik mit Hecken und Bäumen zu verlieren. Aus bunter Vielfalt wird Monotonie.

Auch in südbadischen Gärten wird wieder heftig »gegiftet«

Die aktuelle Buchsbaumzünsler-Bekämpfung in den Gärten wird häufig mit Neonicotinoiden und anderen Giften durchgeführt. Aktuell gibt es in vielen Gärten wieder richtige »Gift-Orgien« wie in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die Arten werden weniger und die »Versteinerung« der Vorgärten nimmt zu.

Einige ausgewählte Problemfelder in Sachen Natur & Naturschutz am Oberrhein und im Schwarzwald

Natur und Naturschutzgebiete

am Oberrhein sind einer immer stärkeren Kommerzialisierung und Verwertung ausgesetzt. Natur ist für viele Lokalpolitiker nur gut, wenn sie auch viel Geld bringt und vermarktbar ist. Das führt zu einer zunehmenden »Verrummelung« der wertvollsten Gebiete. Gerade der Feldberg, das Naturschutzgebiet Taubergießen und der Vogesenkamm sind besonders stark betroffen.

Vogesen –
Verkehrsaufkommen am Col de la Schlucht

Wiesen und Weiden

In der Rheinebene wurden immer mehr Wiesen umgebrochen und durch eine Maiswüste für Energiemais ersetzt. Im Schwarzwald und in den Vogesen werden immer mehr Wiesen totgedüngt, um möglichst viel Gras für die Biogasanlagen zu erzeugen. Dieser Zerstörungsprozess bedroht alle Arten, die lebendige, vielfältige Wiesen brauchen. Die letzten naturnahen Wiesen wie die Elzwiesen oder das Grand Ried sind zwischenzeitlich Naturmuseen und ziehen immer mehr Besucher an und die Probleme nehmen zu. Immer mehr freilaufende Hunde, aber auch die maisgemästeten Wildschweine gefährden die letzten Bodenbrüter wie den großen Brachvogel. Gerade auch die zunehmende Zahl von verwilderten Hauskatzen schlägt eine Bresche in die Vogelwelt.

Amphibien

Das globale Amphibiensterben hat auch den Oberrhein erreicht. Die Bestandszahlen einheimischer Amphibien sind rückläufig.

Grand Ried d'Alsace / Das große Ried im Elsass

Das große elsässische Ried ist das Überschwemmungsgebiet der nicht eingedeichten Ill. Ein Gebiet von fast 200 Quadratkilometern naturnaher Landschaft zwischen Ill und Rhein, zwischen Colmar und Straßburg. Auch im Elsass gab und gibt es Eindeichungspläne für die Ill, doch Alsace Nature und die französische Umweltbewegung haben sich bisher erfolgreich dagegen gewehrt. Schäden bringen diese periodischen Normal-Überflutungen nicht, denn die kellerlosen Häuser wurden auf kleine Hügel gebaut und fast alle Bauten sind »hochwasseroptimiert«. Im Grand Ried kann man sehen, wie naturnaher Hochwasserschutz in seiner Idealform aussieht.

Grand Ried

Grand Ried

Rheinauewälder

Von den ursprünglich vorhandenen Auewäldern am Oberrhein sind nur noch ca. 2 % in naturnahem Zustand übriggeblieben. Hier hat über zwei Jahrhunderte hinweg ein Zivilisations- und Zerstörungsprozess stattgefunden, wie wir ihn im Moment in den Wäldern Amazoniens beobachten. Das Integrierte Rheinprogramm (IRP) versucht Hochwasserschutz mit Naturschutz zu verbinden. Doch gerade die ökologischen Aspekte des IRP werden von örtlichen Bürgerinitiativen entlang des Rheins massiv in Frage gestellt.

Naturmuseum Hohlweg

Von den traditionellen Hohlwegen des Kaiserstuhles ist heute nur noch ein winziger Teil erhalten. Im Rahmen der großen Flurbereinigungen der 70er und 80er Jahre wurden viele zugeschüttet oder beseitigt. Die wenigen verbliebenen Hohlwege sind Zeugnisse der alten Bewirtschaftung und Kulturdenkmale. Sie sind wichtige Teile der Erholungslandschaft sowie wertvolle Lebensräume. Ähnlich wie viele andere Naturschutzgebiete sind Hohlwege Naturinseln in häufig ausgeräumter Landschaft. Es sind auch Naturmuseen, Erinnerungen an große, nicht lange zurückliegende Zerstörungsprozesse.

Elz, Dreisam, Glotter, Kinzig, Rench, Schutter …

In der Vergangenheit wurden die meisten Mittel- und Unterläufe unserer Bäche und Flüsse zu geradegestreckten, kanalisierten, naturfernen Kanälen umgebaut. Seit über zwei Jahrzehnten gibt es beim BUND am südlichen Oberrhein einen Traum. Am Anfang stand der jahrzehntelange, erfolgreiche Kampf um Kläranlagen und eine bessere Wasserqualität der Gewässer am Oberrhein. Danach konnten

Rheinauen – winzige Reste großer Auenwälder

wir die Renaturierung der zu gerade gestreckten Kanälen geronnenen Bäche am Oberrhein, von Elz, Dreisam, Kinzig, Glotter angehen … Wir hatten den frühen Traum von naturnahen Bächen und grünen, naturverbindenden Bändern von den Rheinauen zum Schwarzwald.

Wenn jetzt an der Elz zwischen Köndringen und Riegel wieder Dämme zurückverlegt wurden, wenn aus der »Bach-Autobahn Elz« auf ersten, kleinen Teilstücken ein mäandernder Fluss mit Kiesbänken und Auen entstanden ist, wenn der Lachs zurückkehren kann, dann hat das auch damit zu tun, dass aus dem Traum auch eine ständig wiederholte BUND-Forderung an die politisch Verantwortlichen wurde.

Gefährdetes Naturschutzgebiet Taubergießen

Der Oberrheinausbau von 1960–1970 hat das Naturschutzgebiet stark verändert und die Hauptwassermenge wurde zur Stromgewinnung über einen Seitenkanal mit Staustufe abgeführt. Abgetrennt von Rhein und Leopoldskanal lag der Taubergießen jahrzehntelang abgesperrt von der dynamischen Kraft des Hochwassers. Sinnvollerweise wurden an einigen Stellen des Leopoldskanals die Dämme abgesenkt und neue Dynamik kam ins Naturschutzgebiet. Doch politischer Druck hat dazu geführt, dass die Dämme, gegen jede ökologische Vernunft, wieder erhöht wurden.

Der Griff des Europaparks nach dem Taubergießen und die immer noch bestehenden Seilbahnpläne zeigen die Gefahren überdeutlich. Es gab bisher eine gerade noch »einigermaßen friedliche Koexistenz« zwischen dem Naturschutzgebiet, den AnwohnerInnen und dem Park, ein trotz Lärmzunahme immer noch »wenig störendes« Nebeneinander von Natur und Freizeitgesellschaft, aber Unzufriedenheit und Proteste nehmen mit dem schnellen Parkwachstum zu. Eines der vielen Probleme des Parks ist neben der Verlärmung auch der explodierende Flächenverbrauch und die massive Ausbreitung Richtung Autobahn, eine Expansion, die jetzt auch mit der Seilbahn ins Elsass getragen werden soll.

Debatte von Schein- und Nischenproblemen

In vielen Bereichen werden auch am Oberrhein in Sachen Umwelt und Naturschutz Schein- und Nischendebatten geführt. Über die jährlich ca. 100 000 von Windrädern getöteten Vögel in Deutschland wird interessengeleitet auch im Schwarzwald viel berichtet. Doch alleine an Glasscheiben sterben 18 Millionen Vögel jährlich. Von der Hauptursache des Vogelsterbens, dem giftverursachten Insektensterben, wird mit diesen gut organisierten Nischendebatten gezielt abgelenkt. Der Klimawandel wird das Artensterben massiv beschleunigen und nicht der Ausbau der zukunftsfähigen Energiequellen. Immer mehr »Bürgerinitiativen« gegen Windkraft und Energiewende verfolgen mit vorgeschobenen Naturschutzargumenten teilweise vollkommen andere Ziele.

Waldsterben im Schwarzwald und in den Vogesen

Wer heute mit offenen Augen (nicht nur) durch den Schwarzwald fährt und geht, erkennt massive, akute Waldschäden, die stark an die Schadbilder der 80er Jahre des letzten Jahrhunderts erinnern. Es gibt mit zunehmender Tendenz immer mehr abgestorbene

Einzelbäume und Baumgruppen, schüttere Wipfel von Laubbäumen, Fichten und Tannen mit starken Nadelverlusten – die Ursachen sind vielfältig. Einerseits, und das ist positiv, gibt es bei der Forstverwaltung mehr Mut zu Totholz als in den früheren Jahrzehnten. Andererseits sind die aktuellen massiven Waldschäden insbesondere auf den Klimawandel und seine Begleiterscheinungen (extrem trockene Jahre, Hitze, Zunahme von Schadinsekten wie dem Borkenkäfer …) zurückzuführen. Gerade der Hitze- und Trockensommer 2018 hat zu einer Schwächung der Bäume und zur massiven Zunahme von Schadinsekten geführt. Noch zwei, drei solche Hitzesommer und Trockenjahre wie im Jahr 2018 und wir werden den Schwarzwald und die Vogesen nicht wiedererkennen.

Natürlich werden auch in Baden neue Naturschutzgebiete ausgewiesen

Der 28. November 2013 war ein guter Tag für Natur, Umwelt und Baden-Württemberg. Der Landtag von Baden-Württemberg beschloss mit 71 zu 63 Stimmen endlich das Gesetz zur Errichtung eines sehr kleinen, leider zweigeteilten Nationalparks Schwarzwald.

Doch während Naturschutzgebiete (manchmal) unter öffentlichem Beifall eingeweiht werden, verschwinden gleichzeitig wesentlich größere Flächen unter Beton und Asphalt.

Gerade auch am Oberrhein gilt: »Der Naturschutz arbeitet am kleinen Detail, die Naturzerstörer arbeiten am großen Ganzen«. Die Vogelstimmen werden weniger, die Klingeltöne der Handys nehmen zu. Es scheint weltweit ein Nivellierungsprinzip zu geben, nach dem die wertvollen, einzigartigen Landschaften so lange vermarktet werden, bis aus Schönheit Mittelmaß (oder weniger) wird.

Positive Entwicklungen

Nur in wenigen Bereichen am Oberrhein, in Südbaden und im Elsass gibt es positive Entwicklungen. Wir freuen uns über den erkämpften Nationalpark Nordschwarzwald, die Rückkehr der Lachse und der Biber, die Wildkatzen am Kaiserstuhl und die langsam anlaufenden Renaturierungsmaßnahmen an Elz, Dreisam und Kinzig.

Zu den regionalen Gewinnern der vergangenen Jahre gehören auch Bienenfresser, Wiedehopf, Zaunammer, Alpensegler, Storch, Steinkauz, Wanderfalke, Uhu und Graureiher. Das kompensiert aber nicht ansatzweise die großen Verluste. Die Erfolge verdanken wir engagierten Artenschutzprojekten. Das

Die Elz bei Köndringen – renaturiert

lange zurückliegende, mühsam erkämpfte DDT-Verbot hat nicht nur den Wanderfalken gerettet. Das erfolgreiche Engagement vieler Menschen für Storch und Wiedehopf und der Kampf gegen DDT zeigen, dass es sich lohnt, gemeinsam Anstrengungen zu unternehmen, damit auch zukünftige Generationen eine bunte Artenvielfalt erleben können.

Die heutigen Hauptprobleme für die Artenvielfalt der Rheinebene sind

Flächenverbrauch und die Vergiftung der Natur durch immer neue Agrargifte. Diese Probleme werden nur in winzigen Nischen symbolhaft angegangen. Viel zu zaghaft werden Naturschutzgebiete ausgewiesen und nur kleine Teilstücke der kanalisierten Flüsse und Bäche renaturiert. Wir freuen uns, dass 2017 das Biosphärengebiet Schwarzwald von der UNESCO anerkannt wurde. Doch ist aufgefallen, dass bei den Feierlichkeiten und den offiziellen Reden das Wort »Natur« fast nicht vorkam. Dem ehrenamtlichen Naturschutz geht es nicht um ein Biosphärengebiet Schwarzwald, bei dem nur Zuschüsse und Wachstum im Vordergrund stehen.

Artensterben: Von Nashörnern, Robbenbabys und Kormoranen

Ein erstaunliches Phänomen ist die Liebe von regionalen Medien und Öffentlichkeit zu weit entfernten und exotischen Arten. Rettet die Wale, Delfine, Robbenbabys … Es ist schön und wichtig, dass sich Menschen mit diesen Problemen und Themen auseinandersetzen. Doch warum ist »die Liebe« zu den erschlagenen Robben in Kanada größer als das Interesse an den erschossenen Kormoranen vor der eigenen Haustür? Warum berichten Medien öfter über erschossene Nashörner und nicht über bei uns bedrohte Feldlerchen und Feldhasen? Warum wird eher für die Walrettung gespendet als für den Amphibienschutz im eigenen Dorf?

Ordnung und Sauberkeit contra »wilde« Natur

Bei vielen großen Konfliktthemen im Naturschutz am Oberrhein und im Schwarzwald schimmert immer wieder eine deutsche Urangst hervor. Es ist die große Angst vor Veränderung und Unordnung. Das beginnt im Kleinen, beim sauber auf- und ausgeräumten, manchmal sogar versteinerten Garten. Es geht weiter mit der auf- und ausgeräumten Kulturlandschaft, wo Hochstammbäume und Hecken in der Maissteppe nichts mehr zu suchen haben. Doch auch die großen Konflikte um den Nationalpark Nordschwarzwald oder um die Ökologischen Flutungen beim Integrierten Rheinprogramm sind von solchen Ängsten geprägt. Ein Wald, der sich »ungeplant und nicht von Menschen gesteuert« verändert, eine neu entstandene Kiesbank nach einem Hochwasser im Taubergießen, ein erster Wolf im Schwarzwald … solche Veränderungen oder gar »Wildnis« lösen tiefsitzende Ängste aus.

Ein »aufgeräumter, sauberer« Schwarzwald, eine zugemaiste Ebene und eine »Stadparkbächlelösung« statt ökologischer Flutungen am Rhein sind dann die Ergebnisse solchen Denkens. Ein Spaziergang auf dem Hochwasserdamm der geradgestreckten Kanäle von Rhein, Elz, Dreisam und Kinzig wird zum Natur-Abenteuer verklärt.

Der Dreisamkanal

Küchenschellen am Kaiserstuhl
(alle Fotos: Axel Mayer)

»Rühr-mich-nicht-an«-Schutzgebiete?

Um die letzten und wertvollsten Gebiete und Arten am Oberrhein zu erhalten, müssten eigentlich immer mehr »Rühr-mich-nicht-an«-Schutzgebiete ausgewiesen werden. Es gibt ein Dilemma zwischen der Notwendigkeit, die bedrohten Arten zu schützen und dem Wunsch, Menschen an die Natur heranzuführen. Eine konsequente Renaturierung unserer zu Kanälen geronnenen Bäche böte Chancen für Mensch und Natur.

Stadt- und dorfnah könnten Menschen die Natur genießen, und lange ruhige Bachabschnitte könnten für Flussregenpfeifer & Co. zu Rückzugsgebieten werden.

Noch finden sich am Oberrhein einzigartige und wertvolle Naturlandschaften mit seltenen, manchmal stark gefährdeten Tieren und Pflanzen. Dass Wiedehopf, Storch, Smaragdeidechse und Küchenschelle am Oberrhein vorkommen, ist nicht zuletzt das Verdienst ehrenamtlichen Engagements und einer engagierten Naturschutzverwaltung. Ein gut verdrängtes Naturschutz- und Raumordnungsproblem ist der politische Druck der mächtigen Bürgermeister in Kreistagen und Regionalverbänden.

Aufgaben

Wir müssen aufzeigen, dass Artenvielfalt und Schutz der Natur immer auch den Menschen nützen. Zersiedelung, Flächenverbrauch, Verlärmung, Monokulturen, Klimawandel und Natur- und Umweltzerstörung bedeuten eben nicht nur Verlust von Artenvielfalt, sondern auch Verlust an Lebensqualität. Das globale und regionale Artensterben kann nicht losgelöst von unserer Raubbauwirtschaft betrachtet werden. Wir wollen Vielfalt statt Einfalt und Biodiversität statt Monokultur. Angesichts der Dramatik der Situation dürfen wir uns nicht mit den von der Politik angebotenen Nischen und Spielwiesen zufriedengeben.

Der Naturschutz muss – nicht nur in Baden und im Elsass – kreativer und kämpferischer werden!

Anschrift des Autors:
Axel Mayer
Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) e. V.
Regionalverband Südlicher Oberrhein
Wilhelmstraße 24a
78038 Freiburg

Der Donaueschinger Wigalois

Ein Artusritter kehrt zurück

Julia Freifrau Hiller von Gaertringen

Mit großzügiger Unterstützung der Ernst von Siemens Kunststiftung, der Kulturstiftung der Länder, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Wüstenrot Stiftung konnte die Badische Landesbibliothek Ende 2018 die ehemals Donaueschinger Wigalois-Handschrift (Cod. Don. 71) erwerben, ein nationales Kulturdenkmal von exzeptionellem Wert. Damit kehrt ein um 1420 in der berühmten Lauber-Werkstatt im oberrheinischen Hagenau produzierter und höchst erzählfreudig illustrierter Artusroman in seinen ursprünglichen Sammlungs- und Überlieferungskontext zurück.

Der Codex in Karlsruhe ist eine von nur zwei Bilderhandschriften des mittelhochdeutschen Wigalois-Epos, das um 1215 entstand und bis in das 15. Jahrhundert hinein außerordentlich beliebt war. Der fränkische Dichter Wirnt von Grafenberg erzählt darin die Geschichte des Titelhelden, der am Hof des Königs Artus zum Ritter ausgebildet wird. Von dort bricht er auf, um das Reich Korntin von seinem Usurpator Roaz zu befreien und seiner rechtmäßigen Königin Larie zurückzugeben.

Wirnt von Grafenberg hat sein Buch eng mit jenen älteren, »klassisch« höfischen Romanen verzahnt, die seinem Publikum bereits bekannt waren; überall finden sich Bezüge auf die Epen Heinrichs von Veldeke, Hartmanns von Aue und Wolframs von Eschenbach. Das war wichtig, um Akzeptanz für das eigene, neue Werk zu schaffen. Dass es ihm nachhaltig gelungen ist, belegt die reiche Überlieferung seines Textes und die starke intertextuelle Verflechtung mit wiederum anderen Werken, die später entstanden sind.

Donaueschinger Provenienz

Das Land Baden-Württemberg hat 1993 die Donaueschinger Sammlung mittelalterlicher Handschriften aus dem Privatbesitz der Fürsten zu Fürstenberg erworben und damit einen über Jahrhunderte in der Oberrheinregion gewachsenen Sammlungsbestand vor der Zerstreuung bewahrt. Die Sammlung geht im Kern auf den spätmittelalterlichen Buchbesitz der Fürstenfamilie und das bei ihr angesammelte Büchererbe anderer Adelsfamilien der Region zurück; seit Begründung der Fürstenbergischen Residenz 1723 hatte sie in Donaueschingen ihren Ort. Den bedeutendsten Zuwachs erfuhr sie 1855 durch Vermehrung um die Handschriften des Germanisten Joseph von Laßberg. Damals kam etwa auch die Nibelungenliedhandschrift C, heute ebenfalls in der Badischen Landesbibliothek, in den Besitz der Donaueschinger Fürstenfamilie.

»Ritterß Herwigelis Historie« war bereits um 1730/40 im Katalog der Meßkircher Büchersammlung der Fürsten zu Fürstenberg

Die um 1420 in der berühmten Lauber-Werkstatt im oberrheinischen Hagenau produzierte »Wigalois-Handschrift« wurde von der Badischen Landesbibliothek, Karlsruhe erworben – ein nationales Kulturdenkmal von exzeptionellem Wert

verzeichnet. Nach dem Aussterben der Meßkircher Linie wurde die Handschrift 1768 nach Donaueschingen gebracht und gehörte dort mit 168 weiteren Codices zum Grundstock der Fürstlich Fürstenbergischen Handschriftensammlung. Im Jahr 1990 veräußerte das Haus Fürstenberg den Wigalois-Roman zusammen mit drei anderen, aufgrund reicher Illustration ebenfalls besonders kostbaren Handschriften des 15. Jahrhunderts an einen amerikanischen Sammler. Über den Verkauf wurde nichts öffentlich bekannt. Die damals schon weltberühmte Handschrift galt seither als verschollen. 2003 gelangte sie in den Handel und konnte jetzt mit Unterstützung des Antiquars Dr. h. c. Heribert Tenschert aus dessen Antiquariat Bibermühle in Ramsen/Schweiz erworben werden.

Der Einband der Wigalois-Handschrift

Zusammen mit dem »Parzival« Wolframs von Eschenbach ist der »Wigalois« der am häufigsten überlieferte deutsche Artusroman des Mittelalters. Nun nimmt der furchtlose Held seinen angestammten Platz im Regal neben dem Gralsritter Parzival (Cod. Don. 70) wieder ein.

Produkt vom Oberrhein

Vor ihrem Verkauf in die USA hat die Handschrift die Region am Oberrhein vermutlich nie verlassen. Es gibt zwar keine Eintragungen oder andere Hinweise im Objekt selbst, die Rückschlüsse auf bestimmte Vorbesitzer zuließen, doch ist sicher anzunehmen, dass die Handschrift im 15. Jahrhundert bereits für einen adligen Käufer dieser Region angefertigt wurde. Zwei in gleichartige Holzdeckel mit Pergamentrücken gebundene Bände in der Württembergischen Landesbibliothek, eine Handschrift mit Texten von Rudolf von Ems (HB XIII 2) und eine Inkunabel mit Hans Vintlers »Blumen der Tugend« (Inc.fol.16082 b), lassen darauf schließen, dass sich die Handschrift schon im 16. Jahrhundert in einer südwestdeutschen Adelsbibliothek befand.

Die Handschrift entstand um 1420 im elsässischen Hagenau, einem der Zentren spätmittelalterlicher Buchherstellung am Oberrhein. Hier wurden repräsentative »Klassiker-Ausgaben« der deutschen Literatur für gehobene Ansprüche produziert. Daraus entwickelte sich die Werkstatt des Diebold Lauber als großes kommerzielles Unternehmen, das bis 1471 nachweisbar ist. Sein Erfolg be-

ruhte darauf, dass es leicht wiedererkennbare »Markenartikel« herstellte, zu deren auffälligsten Kennzeichen das repräsentative Format, das großzügige Layout und die großformatigen Federzeichnungen gehörten. Der Donaueschinger Wigalois zählt zu den frühesten Handschriften dieser Werkstatt.

Die Firma machte mittels handgeschriebener Verkaufsanzeigen bereits Werbung für sich und fand für ihre Produkte im deutschen Sprachraum weiträumig Absatz. Die Käufer stammten aus dem begüterten Stadtbürgertum oder aus dem Adel; die meisten von ihnen waren auf irgendeine Weise mit den Höfen der Grafen von Württemberg, der Markgrafen von Baden und der Pfalzgrafen verbunden. In zwei der überlieferten Bücheranzeigen wird unter den lieferbaren Handschriften auch ein bebilderter »Wigalois« aufgeführt.

Die Hagenauer Schreibwerkstatt hat wesentlichen Anteil an der Überlieferung jener literarischen Texte des Hochmittelalters, die im 15. Jahrhundert in verändertem gesellschaftlichem Kontext noch einmal neu rezipiert wurden. Käufer eines Artusromans von kanonischem Rang – neben dem »Wigalois« vertrieb die Lauber-Werkstatt auch den »Iwein« Hartmanns von Aue, den »Parzival« Wolframs von Eschenbach und den »Tristan« Gottfrieds von Straßburg – vergewisserten sich durch den Besitz einer solchen Handschrift der ideellen Teilhabe am überlieferten ritterlichen Wertekanon und daraus folgend des Anspruchs auf eine führende gesellschaftliche Stellung.

Farbige Federzeichnungen

Die herausragende Bedeutung der Handschrift gründet auf ihrer lebhaften Illustration, die den Text visualisiert und zugleich interpretiert. Enthalten sind 30 (von ehemals 31) halb- bis ganzseitige farbige Federzeichnungen von der Hand eines einzigen Zeichners in Grün-, Rot-, Gelb- und Brauntönen. Sie setzen die Geschichte entsprechend dem Publikumsgeschmack der Zeit schwungvoll und vergnügt in Szene.

Alle Szenen der Bebilderung sind in einen Außenraum gesetzt. Dabei werden Gebäude durch Türme oder Türen nur angedeutet und die Perspektive spielt ebenso wenig eine Rolle wie die Größenverhältnisse. Am interessantesten ist das Dekor der aus sechs roten Punkten zusammengesetzten Blüten auf hellgrünen Stängeln, das alle Lücken füllt. Es findet sich auch in anderen Handschriften vermutlich desselben Illustrators: zweier Historienbibeln in Dresden (Mscr. Dresd. A 50, ab Bl. 98r) und London (Add. Ms. 24917) und einer Handschrift des Alexander-Romans von Rudolf von Ems in München (Cgm 2013).

Die Illustrationen konzentrieren sich auf die Darstellung der handelnden Personen, die an den ihnen zugeordneten Attributen erkennbar oder durch die Bildüberschrift bezeichnet sind. Sie dominieren das Bild völlig, ihre Hände sind übergroß und im Verhältnis zu allem, was sonst gezeigt wird – Architektur, Reittiere, aber auch Bäume und Gewässer – sind die Figuren überproportioniert. Das Wichtigste an der Darstellung ist die Kommunikation der Abgebildeten miteinander.

Dabei geht es nicht darum, die Geschichte in ihren Einzelheiten darzustellen, sondern typische Szenen höfischen Verhaltens ins Bild zu setzen. Was man sieht, ist immer das vorbildlich Richtige, Gemäßigte und Angemessene. Das Wilde, auch das Dämonische, das dem Ritter Wigalois begegnet, wird gar nicht gezeigt oder wirkt im Bild sehr harmlos. Weit über das hinaus, was man aus der bisher nicht edierten Textfassung wird erschließen können, gibt das Text-Bild-Verhältnis Aufschluss

Joram reicht Ginover den Zaubergürtel

Ginover gibt Joram den Gürtel zurück

über das mutmaßliche Käuferinteresse im 15. Jahrhundert. So kommentiert und wertet die Illustration eines zum Zeitpunkt der Niederschrift schon zweihundert Jahre alten Romans sehr genau, was in ihrem Gebrauchszusammenhang noch relevant war.

Der Zaubergürtel

Vier Teile hat der Wigalois-Roman: eine Vorgeschichte, die von dem Zaubergürtel erzählt, der den Helden später siegreich sein lässt – dann den Eignungstest für den Protagonisten, den dieser mit Hilfe des Gürtels problemlos besteht – anschließend die Heldentat an sich, die Wigalois ohne Hilfsmittel allein mit göttlichem Beistand zum Erfolg führt – und eine Nachgeschichte, die den Helden als klugen Herrscher bestätigt.

Los geht's am Hof des Königs Artus in Britannien. Als allererstes wird geklärt, woher der Ritter Wigalois im Folgenden seine Unbesiegbarkeit bezieht. Am Artushof in Karidol taucht König Joram auf und schenkt Königin Ginover einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Gürtel (Bl. 5v). Wir sehen Joram und sein Pferd in voller Turnierrüstung. An der Spitze der Turnierlanze hängt der Gürtel. Ginover möge ihn prüfen, fordert Joram sie auf, und wenn sie ihn verschmähe, so werde er sich von der Schmach befreien und anderntags mit den am Hof anwesenden Rittern um seinen Besitz kämpfen. Das Geschenk erweist sich als ein Zaubergürtel, der Alleskönnerschaft verleiht. Erschrocken weist Ginover das Geschenk zurück. Der Gürtel ist ja immer auch ein Keuschheitssymbol und durch die Rückgabe deklariert Ginover ihre Ehre als unangreifbar. Fünf Seiten weiter

sieht man, wie Ginover den Gürtel zurückgibt (Bl. 8r).

Im folgenden Kampf besiegt der durch Zurückweisung seines Geschenks geschmähte Joram sämtliche Artusritter in kürzester Zeit, zuletzt auch den bisher immer unbesiegt gebliebenen Gawein, den er als Gefangenen mitführt. Ihm schenkt Joram den Gürtel, da er ihn ohne dessen Zauberkraft niemals besiegt hätte. Gawein heiratet Jorams schöne Nichte Florie (Bl. 19v) und zeugt einen Sohn. Bald aber vermisst er die Herausforderungen der Tafelrunde und verlässt für angeblich nur ein paar Tage seine schwangere Ehefrau, um nach Karidol zu reisen (Bl. 22v). Der Gürtel verbleibt bei Florie. Gawein weiß nicht, dass er nur mit seiner Hilfe zurückfinden kann. Der Rückweg zu seiner Familie bleibt ihm also für immer versperrt.

Wigalois auf dem Tugendstein

Der Held zeigt, was er kann

Wigalois wächst in der Obhut seiner Mutter Florie heran. Als Zwanzigjähriger beschließt er, seinen Vater zu suchen und in der Welt Ruhm zu erlangen, um sich seiner würdig zu erweisen. Er verlässt seine Mutter (Bl. 27r) und reitet mit dem Zaubergürtel ausgestattet fort. Bald erreicht er den Artushof und nimmt nichtsahnend auf dem aus der älteren Artusepik bekannten Tugendstein unter der Linde Platz (Bl. 29v). Da nur jemand ohne den geringsten Makel den Stein berühren kann, erregt Wigalois sofort die Aufmerksamkeit der Hofgesellschaft. König Artus kommt und staunt über den Vorfall (Bl. 31r). Er nimmt Wigalois' Bitte um Aufnahme am Artushof an und beauftragt Gawein mit dessen Ausbildung. Zu Pfingsten wird Wigalois' Schwertleite gefeiert.

Am Ende des Festes taucht die Jungfrau Nereja auf, um Hilfe für ihre auf der Festung Roimunt im Exil befindliche Königin zur Befreiung des Reiches Korntin zu erbitten (Bl. 34v/35r). Obwohl sie für die Aventiure, die schon viele Todesopfer gefordert hat, einen erfahrenen Ritter wie Gawein sucht, drängt sich Wigalois nach dieser Aufgabe. Und muss sich nun, wegen seiner Unerfahrenheit von Nereja geringgeschätzt, erst einmal in einer Reihe von »Bewährungsaventiuren« deren Vertrauen in seine Fähigkeiten verdienen.

Wigalois nimmt Abschied von Artus (Bl. 37v) und begibt sich mit Nereja auf den Weg nach Roimunt. Im Drang, seinen Heldenmut zu profilieren, erweist er sich zunächst einmal als zu ungestüm. Sie kommen zu einer Burg, deren Herr sie nur übernachten lassen will, wenn er zuvor im Kampf besiegt wird; im Lanzenstechen (Bl. 41r) ersticht

Wigalois' Abschied von Artus und seinem Hof

Weiterritt nach dem Kampf mit Schaffilun

Wigalois unwillentlich seinen Gegner und muss eilends fliehen. Danach bewahrt er eine von zwei Riesen aus Karidol geraubte Jungfrau vor der Vergewaltigung (Bl. 43v), ersticht den einen Riesen und fügt dem anderen eine Wunde zu, die ihn seiner Kraft beraubt. Dann fängt er für Nereja ein Hündchen ein und ersticht den Ritter, der es als sein Eigentum zurückfordert, ebenfalls mit der Lanze.

Nach diesen Ereignissen, bei denen Anlass und Tötung des Gegners nicht in rechtem Verhältnis stehen, folgt eine mehrteilige Episode um die phönizische Königin Elamie. Diese hat bei einem höfischen Wettbewerb einen sprechenden Papagei in goldenem Käfig als Schönheitspreis gewonnen. Den aber hat ihr der Ritter Hoyer von Mansfeld geraubt und seiner Geliebten gegeben. Niemand von der Festgesellschaft habe sich der Gewalttat entgegengestellt, teilt sie Wigalois mit (Bl. 50v). Natürlich übernimmt der es, Elamie zu ihrem Recht zu verhelfen. Er sucht mit ihr den Ritter im Lager auf (Bl. 54r). Als er auf dem Verhandlungsweg nichts erreicht, fordert er den Ritter zum Gerichtskampf heraus. Die Prinzessin von Persien als Cousine der Elamie rüstet ihn dafür (Bl. 60r). Wigalois siegt. Und Hoyer muss sich ihm unterwerfen und an den Artushof ziehen, um dort den Ruhm des Siegers zu bekennen.

Auf dem Weiterweg versucht Elamie, Wigalois von seinem Weg abzubringen und nach Tyrus mitzunehmen (Bl. 64v). Nach der Logik des Wettbewerbs gehört sie ja demjenigen, der ihr den Preis errungen hat. Vergeblich – Wigalois lässt sich nicht beirren, nur noch ein einziges Hindernis trennt ihn jetzt von seinem eigentlichen Projekt, der Befreiung von Korntin: Er muss mit König Schaffilun von Medarie und Belakun (Bl. 67r) um das Vor-

recht auf diese Aventiure kämpfen (Bl. 73v). Und siegt. Nun endlich erkennt Nereja Wigalois als geeigneten Kämpfer an.

Die beiden erreichen Roimunt und wir erfahren nun, worum es bei der Hauptaventiure des Romans überhaupt geht. Es hat nämlich der heidnische Roaz, einst Dienstmann des Königs von Korntin, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und sich des Reiches bemächtigt. Königin Amena, die Witwe des ermordeten Königs, sitzt außerhalb seines Machtbereichs auf der Burg Roimunt fest. Demjenigen, der Roaz besiegt, sind die Ehe mit ihrer Tochter, der wunderschönen Prinzessin Larie, und ihr Königreich versprochen. In einem Garten legt Wigalois seine Rüstung ab (Bl. 82r) und wird von Nereja mit kostbaren Gewändern neu eingekleidet, um Larie gegenübertreten zu können. Schon beim ersten Anblick der Prinzessin entflammt er in maßloser Zuneigung (Bl. 83r). Am nächsten Tag nimmt er Abschied (Bl. 89v) und zieht los, um Korntin zu befreien.

Die Begegnung mit Beleare

Die Befreiung Korntins

Er tritt ein in ein verzaubertes Jenseitsreich, in dem er als christlicher Heilsbringer die teuflischen Mächte besiegt. Er bedient sich dazu magischer Requisiten göttlichen Ursprungs und erfährt Unterstützung durch verschiedene Wunder. Interessanterweise wird die Bebilderung von hier ab spärlicher, lässt auch wesentliche Episoden aus. Gespenstische Vorgänge bleiben ganz außer Acht, ebenso die heilsgeschichtlichen Bezüge der Begebenheiten.

Als erstes begegnet Wigalois der Gräfin Beleare. Deren Mann, Graf Moral, ist gerade von dem fürchterlichen Drachen Pfetan, der das ganze Reich Korntin tyrannisiert, verschleppt worden. Die Gräfin ist vom Schmerz zerrissen, sie tobt, reißt sich die Haare aus, schlägt sich blutig, heult über die Maßen. Das zugehörige Bild (Bl. 97r) zeigt das nicht, deutet die Trauer nur mit einer leichten Geste an, in der sich Beleare an die Schläfe greift.

Auch der Drache nimmt sich im Bild (Bl. 101v) eher kleinwüchsig aus. Von Wigalois mit der Lanze durchbohrt, wehrt er sich im Todeskampf heftig und schleudert den kühnen Helden einen Abhang hinunter, dass dieser ohnmächtig an einem See liegen bleibt. Dort wird er von einem Fischerpaar gefunden, das ihn ausraubt und nackt liegen lässt (Bl. 105r). Auch der Zaubergürtel ist weg. Doch das Geschehen wird von einer Hofdame der Beleare beobachtet, die ihrer Herrin davon berichtet, und diese veranlasst den Fischer, sie zu dem Totgeglaubten zu bringen

Wigalois wird von der wilden Ruel in eine Höhle getragen

Larie setzt Wigalois die Krone ihres Reiches auf
(Alle Fotos: Badische Landesbibliothek)

(Bl. 114r). So wird Wigalois gerettet, erhält seine kaputte Rüstung zurück und wird zum Dank mit hervorragenden Waffen neu ausgestattet. Nur der Gürtel bleibt verschwunden und wird auch nicht wieder erwähnt – von nun an übersteht Wigalois alle Gefahren allein mit Gottes Hilfe.

Er macht sich wieder auf den Weg (Bl. 122r), übersteht weitere Kämpfe gegen eine wilde Waldfrau (Bl. 125r), einen missgestalteten Ritter und ein hundeköpfiges Wesen und gelangt schließlich nach Glois, der Burg des Königsmörders Roaz. Dort besiegt er zwei Torwächter, von Roaz gefangene Fürsten (Bl. 142v), und betritt dann die Domäne des Teufelsbündners. Dabei bekreuzigt er sich, weshalb der Teufel ihm im Folgenden nichts anhaben kann. Es folgt der Kampf gegen Roaz, der aber gar keine dämonischen Züge hat, sondern sich als tapferer Ritter erweist. Hier kämpft nicht Gott gegen den Teufel, sondern ein Christ gegen einen Heiden.

Dessen Frau Japhite, eine in ihrem Edelmut vollkommene mohammedanische Prinzessin, schaut dem Kampf zu, der die ganze Nacht lang dauert. Nur das Ende dieses ganzen Geschehens wird im Bild gezeigt: Japhite trauert um den erschlagenen Roaz (Bl. 151r) und stirbt über seiner Leiche sogleich vor Kummer. Das ganze vorherige Geschehen wird in einer Darstellung mustergültiger ehelicher »triuwe« im Bildtypus der Pietà zusammengefasst.

Roaz wird von Teufeln entführt, Japhite würdig begraben und Wigalois ergreift Besitz von Glois. Korntin ist befreit (Bl. 163v). Es folgt ein pompöses Hochzeits- und Krönungsfest mit einer Vielzahl an Gästen aus

Erste neue Ergebnisse zur Materialität der Handschrift, zu ihrem Produktionszusammenhang und zu ihrem Absatzmarkt am Oberrhein werden bei einer internationalen und interdisziplinären Tagung im kommenden Jahr diskutiert:

Die Rückkehr des Wigalois
Eine Handschrift des 15. Jahrhunderts im Zentrum neuer Forschungsansätze
Leitung: Prof. Dr. Sabine Griese, Dr. Christoph Mackert, Leipzig
Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, 18.–19. Juni 2020

Die Tagung in Karlsruhe blättert den Codex neu auf. Sie richtet sich explizit auch an die interessierte Öffentlichkeit. Am Abend bringt sie den mittelalterlichen Artusroman auf die Bühne der Gegenwart. Ein grenzüberschreitender Besuch der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg weitet den Blick auf dort verwahrte Handschriften der Hagenauer Schreibwerkstatt.

Wir laden Sie herzlich dazu ein!

Das Programm finden Sie unter https://www.blb-karlsruhe.de/wigalois-tagung

aller Welt. Zahlreiche heidnische Gäste werden getauft. Von all dem ist nur die Szene, in der Larie Wigalois die Krone von Korntin aufsetzt, noch bildlich dargestellt.

Ende der Geschichte

In der Nachgeschichte ziehen Wigalois und die Artusritter mit einem Feldheer nach Namur, um dort König Lion zu besiegen, der einen Hochzeitsgast ermordet hat. Und Wigalois bewährt sich ein drittes Mal, diesmal als streitbarer Landesherr. All dies ist gar nicht mehr bebildert. Wigalois regiert Korntin bis an sein Lebensende. Anders als seinen Vater Gawein drängt ihn nichts in die Artusrunde zurück. Er zeugt einen Sohn, Lifort Gawanides. Aber dessen Geschichte, teilt der Autor mit, solle ein anderer schreiben.

Der Schreiber endet seine Arbeit nach 11 708 Versen mit einem lateinischen Kolophon, zu Deutsch etwa: »Amen. Der mich schrieb, dessen Namen kennt man nicht. Wenn er besser geschrieben hätte, hätte er seinen Namen dazugesetzt. Hier endet dieses Buch. Dir gebührt das Lob.«

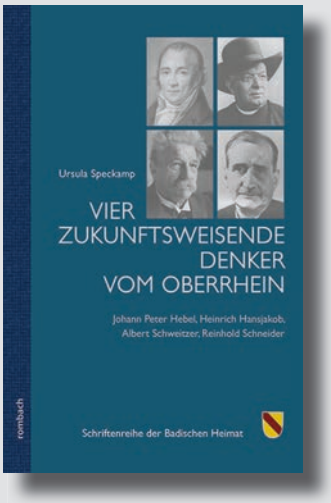
Von der Bildausstattung der 1372 im niedersächsischen Zisterzienserkloster Amelungsborn für Herzog Albrecht II. von Braunschweig-Grubenhagen geschriebenen Leidener Wigalois-Handschrift B, die den Romantext sehr detailliert bebildert und gerade auch die fantastischen Erlebnisse im verzauberten Korntin illustriert, die Einzelszenen aber in einem vielfarbigen und vom horror vacui beherrschten Teppichmuster geradezu untergehen lässt, unterscheidet sich der Bilderzyklus der Donaueschinger Handschrift grundlegend. Zweihundert Jahre nach dem

Entstehen des Textes gefertigt, erzählt sie den Roman auf eine sehr besondere und aufschlussreiche Weise für das Publikum des 15. Jahrhunderts.

Dank der Erwerbung für das Land Baden-Württemberg steht die Donaueschinger Wigalois-Handschrift Forschung und Öffentlichkeit nun wieder zur Verfügung. Sie ist eine erstrangige Quelle für Untersuchungen zum Text-Bild-Verhältnis in der spätmittelalterlichen Buchillustration, zur Tradition ideeller Werte der höfischen Epik in der Buchkultur des Spätmittelalters oder zu den Überlieferungszusammenhängen literarischer Texte im deutschen Südwesten. Jeder Interessierte kann sich umfassend über sie informieren unter https://www.blb-karlsruhe.de/wigalois. Er kann sie digital durchblättern unter https://digital.blb-karlsruhe.de/wigalois, den Artusritter auf dem Weg nach Roimunt und in das Jenseitsreich Korntin begleiten und an den Hochzeits- und Krönungsfeierlichkeiten von Wigalois und Larie teilhaben. Die Badische Landesbibliothek dankt ihren Förderern sehr, dass sie ihr das ermöglicht haben.

Anschrift der Autorin:
Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen
Badische Landesbibliothek
Direktion
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe
direktion@blb-karlsruhe.de

Grundgedanken von Hebel, Hansjakob, Schweitzer und Schneider erstmals in einer Zusammenschau



204 S., geb., Halbleinen, zahlr. Abb.
28,– €
ISBN 978-3-7930-5180-0

www.rombach-verlag.de

rombach

Kirchliches Amt und politisches Mandat

Vier evangelische Theologen als badische Landtagsabgeordnete zu Beginn der Weimarer Republik

Gerhard Schwinge

Ist nicht die Kirche als Institution, einschließlich ihrer hauptamtlichen »Diener«, also der Pfarrer, zur politischen Zurückhaltung oder zumindest zur Überparteilichkeit verpflichtet? Diese Frage ist eine eingehende Erörterung wert[1]*. Gleichwohl erschien 1996 ein Aufsatz- und Katalogband mit dem Titel: »Protestantismus und Politik«, in dem neun badische Pfarrer (und drei weitere Persönlichkeiten der badischen Kirchengeschichte) vorgestellt wurden, von Gottlieb Bernhard Fecht (1771–1851), gewählter Abgeordneter und liberaler Oppositioneller in der II. Kammer der ersten badischen Ständeversammlung 1819 bis 1823 und 1831 bis 1836, bis zu Heinz Kappes (1893–1988), religiös-sozialistischer und sozialdemokratischer Kommunalpolitiker in Karlsruhe in der Weimarer Republik. Unter den neun 1996 dargestellten Pfarrern befinden sich ebenfalls zwei der vier hier behandelten Theologen, nämlich Wilhelm Karl und Friedrich Mayer*[2]*.*

Vorgeschichte

Zur Vorgeschichte der hier in den Blick genommenen Jahre 1918 bis 1921 gehört die Zeit nach der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg, also des badischen Großherzogtums und des deutschen Kaiserreichs, und damit die der konstitutionellen Monarchie. Über die beiden nach Ende des Kriegs in den Landtag gewählten Theologen Karl und Mayer ist bereits für diese Vorkriegszeit zu berichten. 1905 hatte der damals schon konservativ-nationale Pfarrer und Dekan Friedrich Mayer aus St. Georgen im Schwarzwald bei der Landtagswahl im Wahlbezirk Karlsruhe-Land für die freikonservative Partei kandidiert; freilich war er dem sozialdemokratischen Kandidaten unterlegen[3].

Wilhelm Karl war 1898–1906 Pfarrer im südbadischen Sulzburg, 1906–1909 Hausgeistlicher am Diakonissenhaus in Freiburg und 1909–1920 Pfarrer in Tauberbischofsheim, 1919 auch Mitglied der außerordentlichen Generalsynode zur Erarbeitung ei-

Wappen des Großherzogtums Baden

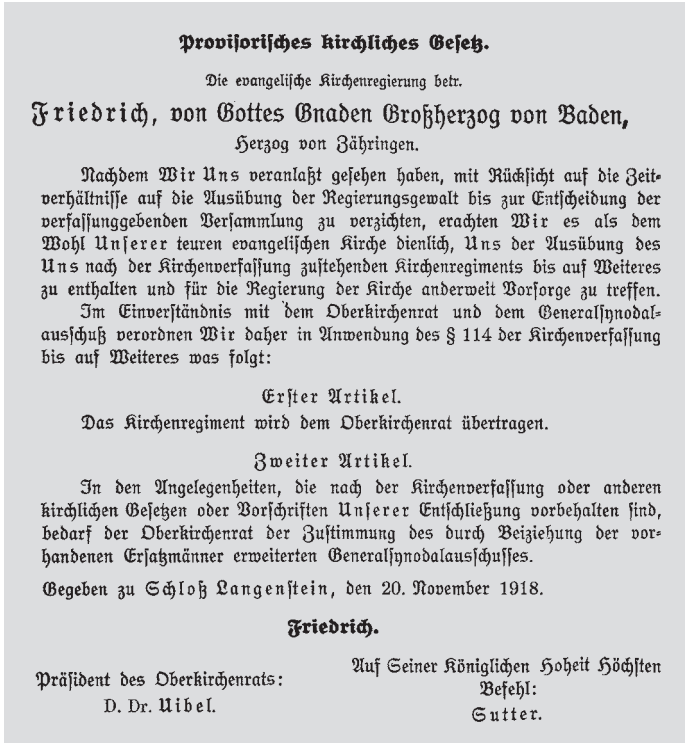
ner neuen Kirchenverfassung[4]. 1908 erregte er Aufmerksamkeit durch seine anonym im Vorfeld des Landtagswahlkampfs veröffentlichte Flugschrift »Bekenntnisse eines kirchlich-liberalen und bisher nationalliberalen Pfarrers« mit dem Titel »Unsere zukünftige Politik«[5], deren Autor alsbald bekannt wurde. Eigentlich hatte Karl wie die Mehrzahl der Pfarrerschaft erwartet, dass die Nationalliberalen eine evangelische Kirchen- und Kulturpolitik vertraten, als Gegengewicht zum katholischen Zentrum, der stärksten Partei. Doch wurden er und andere mit ihm enttäuscht, erst recht durch die Politik des sogenannten Großblocks aus Nationalliberalen, Demokraten und Sozialdemokraten, unter denen die Radikalen (Karl nennt sie »radikale Juden und Heiden«) eine weitgehende Trennung von Kirche und Staat befürworteten.

Dagegen wandte sich Karl und versuchte, eine Evangelische Volkspartei zu gründen. Doch er und seine Separationsbewegung, der »Karlismus«, scheiterten. 1909 musste er nicht nur wegen seines politischen Engagements sein Vorsteheramt bei der Freiburger Diakonissenanstalt aufgeben. Vor allem unterlag er bei der Landtagswahl 1909 als Kandidat der Konservativen im Wahlbezirk Schwetzingen, seiner Heimatstadt, und zwar ausgerechnet neben und gegen einen Pfarrer-Kollegen, den bekannten Mannheimer Kulturprotestanten Paul Klein, der als Nationalliberaler allerdings ebenfalls vergeblich kandidierte (und von dem keine weitere politische Aktivität zu berichten ist). 1913 unterlag Karl erneut als Landtagskandidat, diesmal im Wahlkreis Mannheim-Land einem sozialdemokratischen Mitbewerber.

Die Ereignisse 1918/1919

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Staatsumwälzung vom 9./10. November 1918 endete die Monarchie. Dies besiegelte die offizielle Abdankung des Großherzogs Friedrich II. vom 22. November, in der er seinen Thronverzicht erklärte und den Weg für die Schaffung einer neuen Verfassung frei machte.

Kriegsende, Staatsumwälzung und Ende der Monarchie bedeuteten zugleich das Ende des Staatskirchentums, also das Ende des landesherrllchen Summepiskopats, nach dem der



Provisorisches kirchliches Gesetz.

Die evangelische Kirchenregierung betr.

Friedrich, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden,
Herzog von Zähringen.

Nachdem Wir Uns veranlaßt gesehen haben, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse auf die Ausübung der Regierungsgewalt bis zur Entscheidung der verfassunggebenden Versammlung zu verzichten, erachten Wir es als dem Wohl Unserer teuren evangelischen Kirche dienlich, Uns der Ausübung des Uns nach der Kirchenverfassung zustehenden Kirchenregiments bis auf Weiteres zu enthalten und für die Regierung der Kirche anderweit Vorsorge zu treffen.

Im Einverständnis mit dem Oberkirchenrat und dem Generalsynodalausschuß verordnen Wir daher in Anwendung des § 114 der Kirchenverfassung bis auf Weiteres was folgt:

Erster Artikel.
Das Kirchenregiment wird dem Oberkirchenrat übertragen.

Zweiter Artikel.
In den Angelegenheiten, die nach der Kirchenverfassung oder anderen kirchlichen Gesetzen oder Vorschriften Unserer Entschließung vorbehalten sind, bedarf der Oberkirchenrat der Zustimmung des durch Beiziehung der vorhandenen Ersatzmänner erweiterten Generalsynodalausschusses.

Gegeben zu Schloß Langenstein, den 20. November 1918.

Friedrich.

Präsident des Oberkirchenrats:
D. Dr. Uibel.

Auf Seiner Königlichen Hoheit Höchsten Befehl:
Sutter.

Der Großherzog überträgt die Kirchenregierung auf den Oberkirchenrat, 20. November 1918.

Wappen der Republik Baden

Landesherr zugleich der Landesbischof ist. So wurde bereits am 20. November durch ein vom Großherzog erlassenes Provisorisches kirchliches Gesetz die Kirchenregierung vom Landesherrn auf den Oberkirchenrat als Behörde und den Generalsynodalausschuss als Repräsentant des gewählten Kirchenparlaments übertragen.

Am 5. Januar 1919 fand die Wahl zu einer badischen Nationalversammlung statt[6], deren Aufgabe es war, eine neue Staatsverfassung zu beschließen; bereits am 15. Januar trat sie zusammen. Die neue Verfassung wurde am 21. März angenommen und trat Anfang April in Kraft: Baden war somit eine Republik geworden. Die bisherige Ständeversammlung der zwei Kammern, in deren I. Kammer der jeweilige Prälat der evangelischen Landeskirche Sitz und Stimme hatte, gab es nicht mehr.

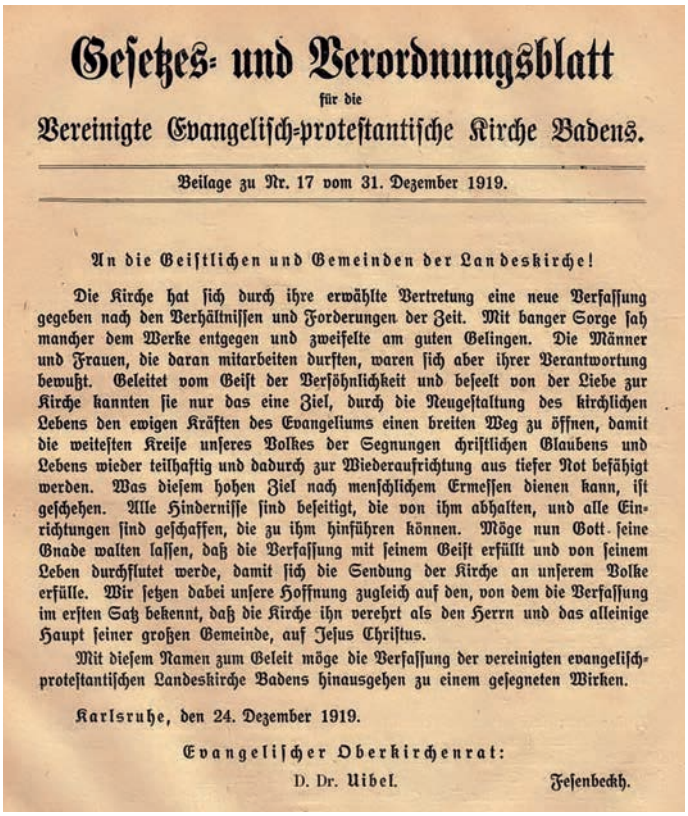
Der neue Landtag trat am 20. April zum ersten Mal zusammen. Die in ihm vertretenen Parteien waren nach der Zahl ihrer Abgeordneten: das katholische Zentrum (39), die Sozialdemokraten (SPD, 36), die liberale Deutsche Demokratische Partei (DDP, 25) und die konservative evangelische Deutsch-Nationale Volkspartei (DNVP, 7). Erstmals schloss das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht das aktive und passive Frauenwahlrecht ein. Von den gewählten 107 Abgeordneten waren neun Frauen (Zentrum 4, Sozialdemokratie 4, DDP 1). Sieben der Abgeordneten waren Geistliche: drei Priester im Zentrum und je zwei evangelische Theologen in der DDP und in der DNVP.

Die Situation der evangelischen Kirche 1918/1919/1920

1918 bestand die Kirchenregierung neben dem noch regierenden Landesherrn als Landesbischof aus dem Oberkirchenrat und dem Generalsynodalausschuss als Erweitertem Oberkirchenrat sowie der Generalsynode. Es seien zwei Namen genannt, deren Träger auch später eine Rolle spielten: Präsident des Oberkirchenrats war – wie seit Jahrzehnten – ein Jurist, Dr. Eduard Uibel; einer der sechs »weltlichen und geistlichen« Oberkirchenräte wurde 1907 der vorherige St. Georgener und Dekan Pfarrer Theodor *Friedrich* Mayer.

Eine neugewählte Generalsynode trat – relativ spät – zwischen Oktober und Dezember 1919 in mehreren Sitzungen als außerordentliche Generalsynode zusammen, um eine neue Kirchenverfassung zu erarbeiten. Diese wurde am 12. Dezember angenommen und als Beilage zu Nummer 17 vom 31.12.1919 des *Gesetzes- und Verordnungsblatts für die Vereinigte Evangelisch-protestantische Kirche Badens* durch den Präsidenten des Oberkirchenrats veröffentlicht.

Durch die neue Verfassung, die am 4. April 1920 in Kraft trat, gab es keine völlige Umgestaltung der bisherigen Kirchenleitung; man vermied vor allem die Einführung eines Bischofsamtes anstelle des bisherigen landesherrlichen Summepiskopats. In demokratisch-parlamentarischer Ausrichtung (einschließlich Frauenwahlrecht) wurde die Landessynode (anstelle der bisherigen Generalsynode) oberstes Organ der Landeskirche. Die Kirchenregierung bestand nunmehr aus dem Kirchenpräsidenten (mit erweiterten Befugnissen), dem Oberkirchenrat als Behörde, dem erweiterten Oberkirchenrat mit Mitgliedern der Landessynode und dem Prälaten.



Gesetzes- und Verordnungsblatt
für die
Vereinigte Evangelisch-protestantische Kirche Badens.

Beilage zu Nr. 17 vom 31. Dezember 1919.

An die Geistlichen und Gemeinden der Landeskirche!

Die Kirche hat sich durch ihre erwählte Vertretung eine neue Verfassung gegeben nach den Verhältnissen und Forderungen der Zeit. Mit banger Sorge sah mancher dem Werke entgegen und zweifelte am guten Gelingen. Die Männer und Frauen, die daran mitarbeiten durften, waren sich aber ihrer Verantwortung bewußt. Geleitet vom Geist der Versöhnlichkeit und beseelt von der Liebe zur Kirche kannten sie nur das eine Ziel, durch die Neugestaltung des kirchlichen Lebens den ewigen Kräften des Evangeliums einen breiten Weg zu öffnen, damit die weitesten Kreise unseres Volkes der Segnungen christlichen Glaubens und Lebens wieder teilhaftig und dadurch zur Wiederaufrichtung aus tiefer Not befähigt werden. Was diesem hohen Ziel nach menschlichem Ermessen dienen kann, ist geschehen. Alle Hindernisse sind beseitigt, die von ihm abhalten, und alle Einrichtungen sind geschaffen, die zu ihm hinführen können. Möge nun Gott seine Gnade walten lassen, daß die Verfassung mit seinem Geist erfüllt und von seinem Leben durchflutet werde, damit sich die Sendung der Kirche an unserem Volke erfülle. Wir setzen dabei unsere Hoffnung zugleich auf den, von dem die Verfassung im ersten Satz bekennt, daß die Kirche ihn verehrt als den Herrn und das alleinige Haupt seiner großen Gemeinde, auf Jesus Christus.

Mit diesem Namen zum Geleit möge die Verfassung der vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens hinausgehen zu einem gesegneten Wirken.

Karlsruhe, den 24. Dezember 1919.

Evangelischer Oberkirchenrat:
D. Dr. Uibel. Fesenbeckh.

Bekanntmachung über eine neue Kirchenverfassung, 24. Dezember 1919

Die erste Wahl zur Landessynode fand am 7. November 1920 statt, die erste Tagung erst im Juni 1921. Geprägt wurde die Landessynode vor allem durch drei Kirchenparteien: die konservative Kirchlich-positive Vereinigung (KPV, mit 52,9%), die Kirchlich-liberale Vereinigung (KLV, mit 30,4%) und als eine Mittelpartei die Landeskirchliche Vereinigung (LKV, mit 7,7%). Die jahrzehntelange Vorherrschaft des Liberalismus in der badischen Landeskirche ging damit zu Ende. Dem Erweiterten Oberkirchenrat gehörten nun, neben dem Prälaten, sechs Mitglieder Landessynode an, und zwar die Vorsitzenden und je ein weiterer Vertreter der drei Kirchenparteien.

Exkurs: Das Verhältnis der Kirche zur Sozialdemokratie[7]

Aus der Wahl zur badischen Nationalversammlung am 5. Januar 1919 waren die Sozialdemokraten als zweitstärkste Partei, fast gleich stark wie das Zentrum, hervorgegangen. Das veranlasste den Pfarrer Friedrich Bossert (1885–1963) aus Schönau bei Heidelberg, im September in den *Badischen Pfarrvereinsblättern*[8] ein neues Verhältnis der Kirche zur Sozialdemokratie zu fordern. Viele Gemeindeglieder seien nun Sozialdemokraten, weshalb die »vorsintflutliche Sozialistenbekämpfung« ein Ende haben müsse. Die Kirche habe unparteilich zu sein. Der Beitrag löste eine sich bis zum Dezember hinziehende Debatte aus.

Wilhelm Karl antwortete Bossert, erst müsse die Sozialdemokratie ihre alte Kirchen-

feindschaft aufgeben. Bossert wiederum: Mit der Revolution von 1918 habe sich alles verändert; die größte Gefahr drohe jetzt von Rom; Pfarrer müssten Sozialdemokraten sein dürfen. Für Karl hingegen stand der Feind nach wie vor links, während das Zentrum ein wichtiger Verbündeter sei.

Ein Oberkirchenrat und drei Pfarrer als Landtagsabgeordnete 1919–1921

Während durch die Umwälzung von 1918/1919 die Institution Kirche konstitutionell vom Staat getrennt wurde, suchten vier badische Theologen zugleich die Verbindung zur Politik, indem sie sich in den Landtag wählen ließen. Drei von ihnen nahmen dabei lange Anfahrtswege aus ihren Pfarreien an äußersten Rändern der Landeskirche zu den – meist mehrtägig und in der Wochenmitte angesetzten – Landtagssitzungen in Karlsruhe in Kauf. Je zwei von ihnen schlossen sich dabei der konservativen DNVP und der liberalen DDP an.

Die zwei konservativen DNVP-Abgeordneten

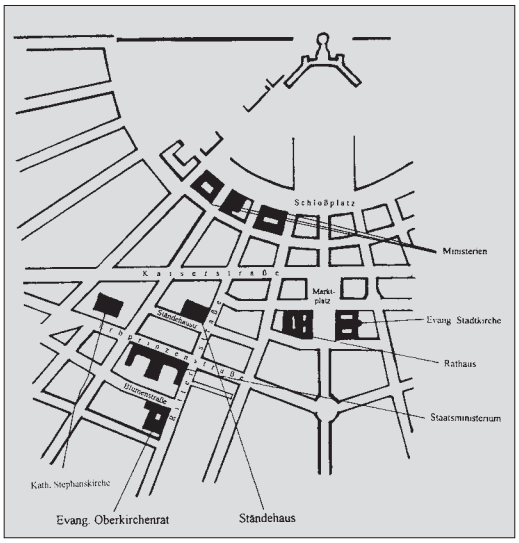
Theodor Friedrich Mayer (1864–1936)

war von 1907 bis 1924 Oberkirchenrat und von 1919 bis 1929 als Parteigründer der DNVP deren Abgeordneter für den Wahlkreis III Karlsruhe, zunächst in der badischen Nationalversammlung, folgend im Landtag, zugleich Fraktionsvorsitzender und auch Landesparteivorsitzender, nach 1921 außerdem Vorsitzender des Geschäftsordnungsausschusses des Landtags. Dass seine konserva-

Abgeordneter Oberkirchenrat Friedrich Mayer. Quelle: Gehrig/Rößler 1919, S. 110 (Scan: G. Schwinge)

tiv-nationalen Bestrebungen bis ins Jahr 1905 zurückreichen, wurde oben bereits gesagt[9]. In der Person Mayers fielen in einzigartiger Weise ein bis 1924 kirchenleitendes Amt und ein politisches, sogar herausgehobenes Mandat zusammen. Den Oberkirchenratspräsidenten Uibel musste er deshalb mit einem devoten Schreiben vom 10. Januar bitten, ihn »von der Einhaltung der Dienststunden und der Teilnahme an den Sitzungen des Kollegiums soweit Voll- und Ausschußsitzungen der Nationalversammlung in Betracht kommen für die Dauer dieser entbinden zu wollen«[10].

Nur wenige Schritte musste Mayer von seinem Dienstsitz in der Karlsruher Blumenstraße bis zum Parlament im Ständehaus zurücklegen. Als Mitglied des Oberkirchenrats durfte Mayer sich zu politischen Fragen nicht



Plan: Staat und Kirche in Karlsruhe
(Entwurf: G. Schwinge)

öffentlich äußern, auch nicht in der General- bzw. ab 1920 in der Landessynode. Als Landtagsabgeordneter dagegen zeichneten ihn zahlreiche, bisweilen weitschweifige Redebeiträge aus, zu ganz alltäglichen Themen, wie zum Beispiel die Kartoffelversorgung der Städte in der beginnenden Inflationszeit, aber eben auch zu grundsätzlichen Themen. Nicht ohne Grund wurde er zum Fraktionsvorsitzenden der DNVP und später (ab 1925) zum Fraktionsvorsitzenden der Koalition der »Bürgerlichen Vereinigung« (aus DDP, DVP und DNVP) gewählt, über seine Abgeordnetenzeit hinaus zudem zum Parteivorsitzenden, nämlich bis 1933 die Partei aufgelöst wurde.

Bereits in der 1. Sitzung der Nationalversammlung am 15. Januar 1919, wenige Wochen nach Kriegsende und Staatsumwälzung, gab Mayer für die DNVP eine programmatische Erklärung ab, gerichtet an die »Verehrte Versammlung, Frauen und Männer!«[11]. Die Geschichte werde einmal über das deutsche Volk ein Ehrenblatt schreiben, nämlich im Blick auf »den vierjährigen, trotz allem erfolgreichen Verteidigungskampf gegen eine Welt von Feinden, ein Kampf, unvergleichlich an Heldenmut und Feldherrnkunst«. Dem vergangenen deutschen und badischen Staatswesen gebühre Anerkennung. Auch jetzt gehe es um die Wahrung der Einheit und Würde des Deutschen Reichs.

Vier Monate später waren die Friedensbedingungen der Siegermächte Gegenstand einer Stellungnahme Mayers in der Landtagssitzung am 16. Mai[12]. »Unerhört, unerträglich und unannehmbar sind die Friedensbedingungen, die uns auferlegt werden. […] Das ist in der Tat die Folter, auf die man uns in alle Ewigkeit spannen will. […] Verzweifelt ist die Lage. Was sollen wir tun? […] gerade jetzt rufen wir: Deutschland, Deutschland, über alles! […] Wir verwahren uns auch gegen die Verunglimpfung unserer Vergangenheit.« Wiederholt wird von Mayer an die nationale, die völkische Ehre appelliert. Bismarcks Wort »Wie Deutschen fürchten Gott und sonst niemand [sic, statt: nichts] in der Welt« (1888) wird zitiert. Ebenso das Pauluswort: Als die Sterbenden, und siehe wir leben … (2. Kor. 6, 9 f.); dabei wird die dort auch folgende Phase »als die Traurigen, aber allezeit fröhlich« selbstverständlich fortgelassen.

Auf der außerordentlichen Generalsynode, die zwischen Oktober und Dezember 1919 tagte, wurden am 8. bzw. am 12. Dezember zwei Eingaben des Volkskirchenbunds evangelischer Sozialisten behandelt oder eben nicht behandelt. Während sich die zweite Eingabe erfolglos für die Streichung eines Erlasses des Oberkirchenrats vom 27. November einsetzte, nach dem in das Kirchengebet im Gottesdienst weiterhin ein Dank an die Monarchen aufgenommen werden könne, beantragte die erste Eingabe, die Synode möge eine Stellungnahme gegen den Antisemitis-

mus abgeben. Auf Anraten von Präsident Uibel wurde dieser Antrag mehrheitlich abgelehnt[13]. Der Antrag war vermutlich eine Reaktion auf einen gerade erschienenen Beitrag im *Korrespondenzblatt für die kirchlich-positive Vereinigung*[14], vor allem aber weil es in diesem hieß, dass ein nicht mit Namen genanntes »Mitglied der obersten Kirchenbehörde in seiner politischen Tätigkeit im Vordergrund der antisemitischen Agitation steht«. In der *Süddeutschen Zeitung* vom 13. Dezember wurde dann die Anonymität des Beschuldigten aufgehoben, gemeint war: Mayer (der als ein Anhänger Stoeckers bekannt war). Es gibt allerdings kaum direkte Belege für Mayers Antisemitismus. Immerhin hatte er Anfang des Jahres, am 12. Januar 1919, auf einer Wahlveranstaltung zur Wahl für die Deutsche Nationalversammlung im weit von Karlsruhe entfernten St. Georgen, seiner ehemaligen Gemeinde, gesagt, die DNVP sei die einzige Partei, »die den Finger legte auf schädliche Auswüchse des Judentums«[15]. Die DNVP nahm keine Juden als Mitglieder auf.

1921 wurde Mayer als Landtagsabgeordneter wiedergewählt; dasselbe geschah 1925. Erst 1929 wurde er wegen der Wahlerfolge der NSDAP nicht mehr gewählt. Mit fast 70 Jahren zog er sich nach der Auflösung der DNVP 1933 aus der Politik zurück. Inzwischen hatten sich die kirchenpolitischen Verhältnisse innerhalb der Landeskirche allerdings grundlegend geändert: Seit 1926 (und bis 1933) gab es die Religiösen Sozialisten (RS) auf der linken Seite des Parteienspektrums, seit 1932 auf der extremen rechten Seite die Deutschen Christen (DC) als Parteigänger der Nationalsozialisten (NSDAP); von 1934 an trat diesen die Badische Bekenntnisgemeinschaft (BK, andernorts als Bekennende Kirche bezeichnet) entgegen.

Wilhelm Karl (1864–1938)[16, 17]

seit 1909 Pfarrer in Tauberbischofsheim, seit 1920 in Bötzingen am Kaiserstuhl, war bereits seit zehn Jahren politisch engagiert gewesen, als er 1919 im weit entfernten Wahlkreis IV (Mannheim) für die neu gegründete, evangelisch-nationale DNVP (Untertitel: Christliche Volkspartei) in die Nationalversammlung und damit anschließend in den Landtag gewählt wurde. Er kämpfte gegen eine weitergehende Trennung des Staats von der Kirche, interessenverwandt mit den katholischen Konservativen im Zentrum und in Auseinandersetzung mit den Linken, den Sozialdemokraten.

edr, Hirsch

Wilhelm Adam Karl,
Deutsch-nationale Volkspartei,
(Christliche Volkspartei),
IV. Wahlkreis.

Pfarrer i. Tauberbischofsheim; geb. 15. 1. 1864 in Seckenheim b. Mannheim; ev.; V.: Landwirt; bes. 70—73 Volksschule Seckenheim, 73—77 höh. Bürgerschule Ladenburg, 77—82 Gymnasium Mannheim, stud. Theologie in Heidelberg, Zürich u. Berlin; M. d. akademisch-theologischen Vereins Heidelberg u. Zürich; 86/87 Vikar in Schwetzingen, 87/88 zu Studienzwecken beurlaubt, 88—90 Stadtvikar in Baden u. Heidelberg, 90—94 Pfarrer in Egringen, 94—99 in Sand, 99—1906 in Sulzburg, 06—09 am Diakonissenhaus Freiburg i. Br., s. 09 in Tauberbischofsheim; Schriften: Erzählungen in Kalendern u. Zeitschriften, Predigten, wissenschaftl. Aufsätze u. Schriften aus d. Gebiet d. neutestamentl. Forschung u. d praktischen Theologie.

Abgeordneter Pfarrer Wilhelm Karl.
Quelle: Gehrig/Rößler 1919, S. 135
(Scan: G. Schwinge)

Nach den badischen Landtagsprotokollen der Jahre 1919–1920[18] beteiligte sich Karl mit zahlreichen Redebeiträgen zu den verschiedensten Themen: nicht nur zu solchen wie beispielsweise die Kartoffelversorgung und Hochwasserschädigungen in 1919, sondern auch: zur Badischen Verfassung (1919, dazu ebenso Karls Fraktionsvorsitzender Mayer und der liberale Kollege Holdermann), zur Änderung des Orts- und des Landeskirchensteuer-Gesetzes von 1906 (1920, dazu ebenso Holdermann), zur Rückgabe oder Entschädigung der Kirchengemeinden für die im Krieg zwangsweise abgelieferten Glocken (1920, dazu ebenso Holdermann).

Die zwei liberalen DDP-Abgeordneten

Friedrich Holdermann (1866–1959)[19]

Friedrich Holdermann,
Deutsche demokratische Partei,
II. Wahlkreis,
D. theol., Dekan in Roetteln; geb. 31. 7. 1866 in Lörrach (Baden); ev.; V.: Kaufmann; bes. Volksschule u. Gymnas. Lörrach; stud. Theol. 88; Burschenschafter; war tätig als Vikar in Wolfenweiler, Badenweiler; Pfarrverwalt. in Hausen, 91 Pfr. in Nimmburg, s. 1900 Pfr. in Roetteln, s. 06 Dekan d. Diözese Lörrach; reiste n. d. Türkei (Konstantinopel); Schriften: „Aus der Geschichte v. Roetteln", Aufsätze in versch. Zeitschriften; wurde z. Ehrendoktor d. Theol. v. d. theol. Fakultät der Universität Heidelberg ernannt anläßlich d. 400jährigen Jubiläums d. Reformation; s. 04 M. d. Bad. Generalsynode, s. 14 M. d. Generalsynode-Ausschusses. M. d. Verfassungsausschusses.

Abgeordneter Pfarrer Friedrich Holdermann.
Quelle: Gehrig/Rößler 1919, S. 77
(Scan: G. Schwinge)

seit 1900 und bis zu seinem Ruhestand 1933, also über drei Jahrzehnte lang, Pfarrer in Rötteln, dort seit 1906 zugleich Dekan des Kirchenbezirks Lörrach, während der ganzen Zeit Mitglied der General- bzw. der Landessynode, hatte als Linksliberaler bereits 1907 für eine gewisse Trennung von Staat und Kirche plädiert, weil er im Summepiskopat die Gefahr einer Instrumentalisierung der Kirche sah[20]. 1919 wurde er im Wahlkreis II (Freiburg) für die DDP in die Nationalversammlung und damit anschließend in den Landtag gewählt. In den knapp drei Jahren lieferte er zahlreiche Debattenbeiträge, teils im Namen seiner Fraktion, der drittgrößten nach dem Zentrum und den Sozialdemokraten.

Nach den badischen Landtagsprotokollen der Jahre 1919–1920 waren es, zum Teil wie bei Wilhelm Karl (siehe dort), Beiträge zu den verschiedensten Themen: Verfassungsfragen, Finanzangelegenheiten, Wirtschafts- und Ernährungsthemen, Verkehrsangelegenheiten. Zu einem erwünschten Totengedenktag sagte Holdermann, zugleich namens seiner (Partei-) vGenossen«, in der Sitzung vom 31. Juli 1919: »Fast zwei Millionen Deutsche sind im Kriege für das Vaterland gestorben. In allem Unglück des verlorenen Krieges und seiner schweren Folgen muß ihr Andenken unvergessen bleiben, unvergessen auch, daß ihr heiliges Opfer vor allem den Boden des Vaterlandes vor der Verwüstung durch die ungeheure Übermacht der Feinde bewahrt hat. Dazu scheint ein alljährlich wiederkehrender, ohne Unterschied der Konfession zu begehender allgemeiner deutscher Totengedenktag besonders geeignet.«

Georg Fehn (1880–1950)[21]

war nach anderen vorausgehenden Stationen seit 1916 Pfarrer in Unterschüpf bei Boxberg, also im Nordosten der Landeskirche, von 1925 an dann in Mannheim und seit 1934 in Karlsruhe. 1919 wurde Fehn im Wahlkreis IV (Mannheim mit Heidelberg und Mosbach) in den Landtag gewählt. Dort wurden bis 1921 von ihm 24 Redenbeiträge protokolliert, die keine allgemeinen oder kirchlichen Themen ansprachen, sondern eher wirtschaftliche, zumal angesichts der zunehmenden Inflation; auch der Ausbau des Eisenbahnnetzes war wiederholt Gegenstand.

Karl, Holdermann und Fehn kandidierten schon 1921 nicht wieder für den Landtag.

Georg Fehn,
Deutsche demokratische Partei,
IV. Wahlkreis,
Pfarrer in Unterschüpf, Baden; geb. 20. 4. 1880 in Kreuzwertheim a. Main, Bayern; ev.; V.: Schuhmacher; 86—90 Volksschule Kreuzwertheim, 90—99 Gymnasium Wertheim; stud. 99—03 Rechts- u. Staatswissenschaft a. d. Universitäten Heidelberg u. München, 03—06 aus Neigung Theologie in Heidelberg; M. d. „Wartburg", akad. theol. Verbindung das.; 06—08 Vikar und Pfarrverwalter in Heddesheim; 08—10 Stadtvikar a. d. Lutherkirche Mannheim, 10—17 Pfarrer in Sindolsheim, s. 17 in Unterschüpf; s. 18 M. d. Bezirksbauernrats in Boxberg.

Abgeordneter Pfarrer Georg Fehn.
Quelle: Gehrig/Rößler 1919, S. 136
(Scan: G. Schwinge)

Gleichzeitigkeit von kirchlichem Amt und politischem Mandat?

Vorläufer im 19. Jahrhundert

Beispiele von kirchlicher Amtstätigkeit und gleichzeitiger politischer Parlamentsarbeit gab es in Baden, seit es eine Ständeversammlung mit der in Karlsruhe tagenden Zweiten Kammer gab, also seit der Badischen Verfassung von 1818[22]. Bereits bei der ersten Wahl 1819 wurde der Pfarrer und Dekan Gottlieb Bernhard Fecht in Kork in die Kammer gewählt und machte sich in der bald folgenden restaurativen Phase sowie im Vormärz einen Namen als liberaler Oppositioneller[23]. In den Jahren der Revolution wirkte Pfarrer Karl Zittel (bis 1848 in Bahlingen am Kaiserstuhl, dann Pfarrer und später Dekan in Heidelberg) als liberaler Politiker und Kritiker der konstitutionellen Monarchie nicht nur in der badischen Ständekammer seit 1842, sondern auch 1848 im Frankfurter Paulskirchen-Parlament als Abgeordneter der Nationalversammlung[24]. Ebenfalls engagierte sich politisch während der Revolution und schon in den Jahren davor der Heddesheimer Pfarrer Georg Friedrich Schlatter[25]: 1844 »wegen Einmischung in weltliche Angelegenheiten« von der Kirchenleitung nach Mühlbach bei Eppingen strafversetzt, 1848 während der »konstitutionellen Revolution« in die II. Kammer gewählt (ungültig), 1849 während der »radikaldemokratischen Revolution« in die verfassunggebende Versammlung gewählt und deren Alterspräsident bei der Eröffnung der ersten Sitzung, bald darauf Verurteilung zu 10 Jahren Zuchthaus wegen Beteiligung an der Mai-Revolution.

Waren die drei Genannten liberale Kritiker des herrschenden Regimes gewesen, wendete sich das politische Engagement von

Pfarrern während der liberalen Neuen Ära seit 1860, um im Kulturkampf den Konservativismus gegen die liberale Übermacht zu stärken. Die bedeutendste Persönlichkeit dieser Bewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Karl August Mühlhäußer[26]: 1864 Pfarrer in Wilferdingen (zwischen Durlach und Pforzheim) als zurückgetretener Oberkirchenrat, 1867 mit 54,4 % der Stimmen für die neue evangelische Konservative Partei in die II. Kammer gewählt, 1871 und 1875 erneute, nun vergebliche Kandidaturen, 1879 aber mit einem Stimmenanteil von erneut 57,8 % wiedergewählter Abgeordneter des Landtags (bis zu seinem Tod 1881).

Sind »politische Pastoren ein Unding«?[27]

Die Frage nach der Vereinbarkeit von kirchlicher Amtsführung und politisch-parlamentarischer Tätigkeit war, weniger oder mehr artikuliert, von Anfang an umstritten. Vielfach war das Pfarrerideal einer politischen Parteilosigkeit vorherrschend (was nicht eine persönliche Neutralität in politischen Fragen heißen musste). Besonders in den 1890er Jahren gab es über diese Frage eine strittige Debatte, welche vor allem in den *Badischen Pfarrvereins-Blättern* ihren Niederschlag fand. Sie lebte wieder auf, nachdem Wilhelm Karl 1908 seinen Aufruf »Unsere zukünftige Politik« veröffentlicht hatte (siehe oben), der mehrere Stellungnahmen hervorrief. Im *Korrespondenzblatt* der Landeskirchlichen Vereinigung, einer Art kirchlicher Mittelpartei zwischen Konservativen und Liberalen, wurde in einem unpolemischen Beitrag »Die badischen Pfarrer und die Politik« dafür plädiert, dass sich Pfarrer um ihrer Gemeinde willen aus der Politik heraushalten[28]: Der Verfasser bedauerte, dass neuerdings eine Anzahl Pfarrer für den Landtag kandidierten und dadurch in den Vordergrund des politischen Kampfes gerückt seien. Die Rücksicht auf ihr Amt und auf ihr Vertrauensverhältnis in der Gemeinde sollten sie von solch einem Schritt abhalten. »Ein Pfarrer, der sich zur politischen Tätigkeit berufen fühlt, soll sein Pfarramt aufgeben[29]; will er aber Pfarrer bleiben, so soll er seinen politischen Betätigungstrieb in denjenigen Schranken halten, die ihm ein ungetrübtes Verhältnis zu seiner Gemeinde sichern.«

Zwischenbemerkung:
Gemeint ist parlamentarische Tätigkeit, nicht die politische Begeisterung.

Im Rahmen dieser Darstellung geht es um parlamentarische Tätigkeit von Pfarrern, nicht um die allgemein verbreitete nationalistische Stimmung. Die Jahre nach 1900, teilweise schon seit der Entstehung des Kaiserreichs als eines deutschen Nationalstaats 1870/71, und bis zum Ende der Monarchie 1918 waren weitgehend bestimmt von einer solchen nationalen Begeisterung vieler Deutscher, auch von Pfarrern[30]. Die letzte Landtagswahl in dieser Zeit fand 1913 statt. 1917 während des Weltkriegs, nach vier Jahren eigentlich vorgesehen, gab es keine Wahl. Vielmehr bedeutete der Erste Weltkrieg von 1914 bis 1918 eine Zäsur, wenn auch zunächst keine Veränderung in der parlamentarischen Situation. Erst mit dem Ende des Kriegs und mit der November-Revolution, im Grunde erst mit Beginn des Jahres 1919 änderte sich das. Als Erstes fand am 5. Januar 1919 die Wahl zu einer badischen Nationalversammlung statt, die durch eine neue Verfassung den neuen badischen Landtag konstituierte. (Vgl. oben)

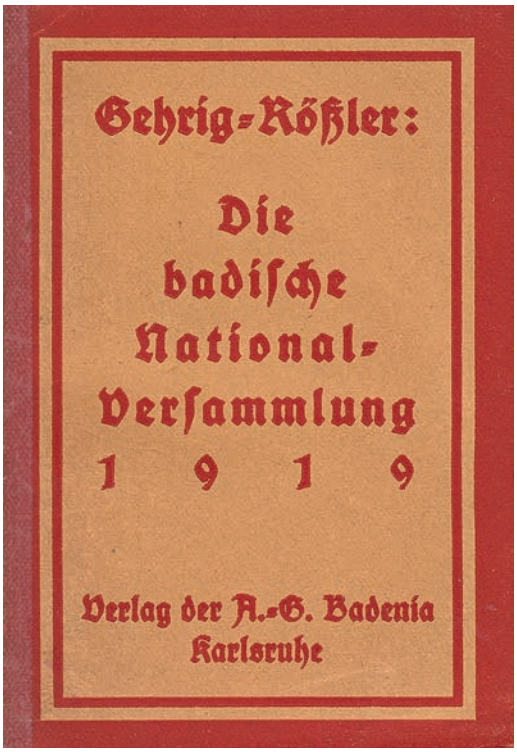
Wie rechtfertigt sich, dass Geistliche 1919 für den Landtag kandierten?[31]

Am eingehendsten äußerte sich zu dieser Frage der Oberkirchenrat und gerade am 5. Januar 1919 für die von ihm mitgegründete Deutsch-nationale Volkspartei (DNVP) gewählte Landtagsabgeordnete Mayer (vgl. oben). Auf einer Wahlversammlung der DNVP eine Woche später, am 12. Januar, in St. Georgen, seiner ehemaligen Pfarrgemeinde bis 1907, sprach Mayer zur Wahl der Deutschen Nationalversammlung am 19. Januar (für die er selbst nicht kandidierte) eineinhalb Stunden lang vor einer großen Zahl von Zuhörern, worüber die örtliche Presse ausführlich berichtete[32]: Angeblich betonte er, dass er nur ungern in die Politik gegangen sei; er habe sich von allem enthalten und nur seinem Berufe und seiner Wissenschaft leben wollen, aber auf Verlangen seiner Freunde habe er sich schließlich doch der Politik zugewendet. Die politische Tätigkeit aber übe er als Privatmann aus. Ziel sei, das Schlimmste von unserem Vaterlande abzuwenden, nämlich eine Sitzmehrheit der Sozialdemokraten. Er betonte, dass die Deutsch-nationale Volkspartei die einzige gewesen sei, die es ausgesprochen habe, dass mit der Monarchie etwas Wertvolles verloren gegangen sei. Ferner sei sie die einzige Partei gewesen, die den Finger legte auf schädliche Auswüchse des Judentums. Um Sozialisierung, Proletarisierung und Internationalisierung zu verhindern, legte Mayer den Wählerinnen und Wählern nahe, unter der Fahne Schwarz-Weiß-Rot ihren Wahlzettel für die Deutsch-nationale Volkspartei abzugeben.

Im Zusammenhang mit der Debatte über »Kirche und Sozialdemokratie« mit Friedrich Bossert (siehe oben) begründete Pfarrer Karl ein Dreivierteljahr später das politische Handeln der Geistlichen angesichts des Chaos der Revolution staatsbürgerlich: »Der Pfarrer ist ein Staatsbürger mit politischer Freiheit so gut wie jeder andere Mann.«[33] Dabei unterscheidet er deutlich zwischen dem Individuum Pfarrer. der Politik als seine Privatsache betreibe, und der Kirche als Institution, die zur Neutralität verpflichtet sei, trotz der – worauf immer wieder hingewiesen wird – angeblichen Kirchenfeindschaft der Sozialdemokratie, der zweitstärksten Fraktion im Landtag, und besonders deren Ableger USDP, der »Unabhängigen, Spartakisten, Kommunisten, Bolschewisten« mit ihrem »antichristlichen, hauptsächlich jüdisch geleiteten fanatischen Atheismus«[34].

Soweit erkennbar, äußerten sich die Pfarrer und Landtagsabgeordneten Holdermann und Fehn nicht zu ihrer Motivation, politisch aktiv zu werden. War es für die Rechten Mayer und Karl in erster Linie die Bekämpfung der Sozialdemokratie und deren politischen Einflusses, und auch die befürchtete Gefahr, die mit dem Judentum gegeben sei, so war es vermutlich bei Holdermann und Fehn vorwiegend die wirtschaftliche Notlage der beginnenden Inflation, auch in ihren Gemeinden, welche sie motivierte.

Dass Mayer 1921 und 1925 erneut, und zwar erfolgreich für die DNVP für den Landtag kandidierte, die anderen drei Genannten aber schon 1921 nicht mehr kandidierten, mag einerseits an den sich ändernden politischen Kräfteverhältnissen gelegen haben, bei Mayer vielleicht aber auch an seiner Geltungssucht, am Sendungsbewusstsein Mayers angesichts neuer Gegenkräfte: von Links in der Person des Pfarrers und religiösen Sozialisten Erwin Eckert, seit 1933 KPD-Mitglied, aber auch von Rechts in



Original: 9 x 12,5 cm (Scan: G. Schwinge)

der Person Hermann Teutschs, Pfarrer und Landtags- und Reichstagsabgeordneter des Evangelischen Volksdienstes, von 1931 an Nationalsozialist.

Schluss: Haben die politischen Pfarrer etwas bewegt?

Diese Frage ist nicht zu beantworten, wenigstens nicht ohne einen unverhältnismäßig großen Rechercheaufwand. Immerhin haben sie sich für einen – nach ihrem Urteil – wichtigen Zeck eingesetzt. Ihr angeblich privates politisches Engagement wird innerhalb und außerhalb der Kirche teils auf Zustimmung, teils aber auch auf Ablehnung gestoßen sein.

Literaturverzeichnis

Oscar Gehrig / Karl Josef Rößler: Die verfassunggebende badische Nationalversammlung 1919, Karlsruhe 1919, 173 S., Abb. 12°.

Frank-Michael Kuhlemann: Bürgerlichkeit und Religion. Zur Sozial- u. Mentalitätsgeschichte der evang. Pfarrer in Baden 1860–1914, Göttingen, 2001 (Bürgertum; 20) (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte … in Baden, 58) (Habil.-Schrift. Bielefeld 2000), S. 370–376: Sind »politische Pastoren ein Unding« (Zitat: Kaiser Wilhelm II. 1896)?

Protestantismus und Politik. Zum polit. Handeln evang. Männer und Frauen für Baden zwischen 1819 und 1933. Eine Ausstellung der Bad. Landesbibliothek in Zus.arb. mit der Evang. Landeskirche in Baden/Landeskirchliche Bibliothek, dem Generallandesarchiv Karlsruhe u. dem Stadtarchiv Karlsruhe, aus Anlaß des Kirchenjubiläums 1996: 175 Jahre Evang. Landeskirche in Baden. Aufsatz- und Katalogband. Karlsruhe 1996, 288 S., zahlr. Abb.

Hermann Rückleben: Evangelische »Judenchristen« in Karlsruhe 1715–1945. Die bad. Landeskirche vor der Judenfrage, Karlsruhe 1988, 127 S. (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte … in Baden, 37).

Gerhard Schwinge: Zusammenbruch und verlorene Ehre. Reaktionen innerhalb der badischen Kirche auf das Ende des Ersten Weltkriegs. In: Mannheimer Geschichtsblätter 36/2018. 2019, 4°, S. 5–25, Abb.

Micha Willunat: Kirchenleitung und Seelsorge. Ludwig Schmitthenners Wirken als Pfarrer, großherzoglicher Seelsorger und Prälat der badischen Landeskirche (1892–1923), Stuttgart 2019, 320 S. (Veröffentlichungen zur bad. Kirchen- u. Religionsgeschichte 10).

Anmerkungen

1 Vgl. Kuhlemann 2001, S. 370–376: Sind »politische Pastoren ein Unding«? (Zitat: Kaiser Wilhelm II. 1896).

2 Protestantismus und Politik, 1996.

3 Zu Mayer: Gerhard Schwinge, in: Protestantismus und Politik, 1996, S. 231–245 (232: Quellen- u. Literaturangaben), auch S. 98 f.; zu 1905: S. 235. – Wahlergebnis 1905 nach Sitzen: Zentrum 28, Nationalliberale 23, Sozialdemokraten 12, Demokraten 6, Konservative 3.

4 Zu Karl: Ludger Syré ebd., S. 200–212 (S. 202 f.: Quellen- u. Literaturangaben), auch S. 96–99. 241. 247; zu 1908–1913: 200.202.207–210. Vgl. Kuhlemann 2001, S. 228 f.

5 Karlsruhe, 16 S.

6 Vgl. Gehrig / Rößler 1919, Karlsruhe 1919.

7 Vgl. Syré (wie Anm. 4), S. 211 f.

8 Badische Pfarrvereinsblätter. 28.1919, Nr. 17/18 vom 15. Sept., S. 81–83; Nr. 19/20 vom 15. Okt., S. 91–94 (Erwiderung Karls); Nr. 24 vom 15. Dez., S. 119–121 (Verteidigung Bosserts, erneute Erwiderung Karls).

9 Zu Mayer siehe Gehrig / Rößler, 1919, S. 110 (Bildnis u. Biogramm = Abb. 5) – Schwinge (wie Anm. 3) – Stefan Ph. Wolf in: Badische Biographien / BB NF, Bd. 4.1996, S. 205 f. – Marc Zirlewagen [Journalist u. Studentenhistoriker], Artikel Fr. Mayer in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon / BBKL XXIV (2005), Sp. 1077–1079; und hier oben zur Vorgeschichte.

10 Schwinge (wie Anm. 3), S. 237.

11 Verhandlungen des Badischen Landtags, Protokolle 1919, S. 9.

12 Ebd., S. 90 f.

13 Vgl. ausführlich zur Eingabe, die sich auch allgemein gegen Rassenhass und Religionshass wandte: Rückleben 1988, S. 58–60 – außerdem Schwinge, Zusammenbruch, 2019, S. 9 f. – Willunat 2019. S. 246.

14 Im vom Brettener Pfarrer Klaus Wurth (1861–1948) herausgegebenen *Korrespondenzblatt* für die kirchlich-positive Vereinigung findet sich, wie nicht anders zu erwarten, eine Gegnerschaft zum Volkskirchenbund und eine Nähe zur DNVP. Im Unterschied zu den anderen kirchenpolitischen Organen ging man dort offen auf die Judenfrage ein. Während im Januar dem nationalistischen Freiheitsdichter Ernst Moritz Arndt, dem antisemitische Tendenzen nachgesagt werden, zitiert wurde, erinnerte das Blatt Anfang November an den 10. Todestag Adolf Stoeckers, des Gründers einer christlich-sozialen, aber antikapitalistischen, antiliberalen, antisozialistischen, antisemitischen Bewegung.

15 Vgl. Schwinge (wie Anm. 3), S. 239.

16 Zu Wilhelm Karl siehe Gehrig / Rößler, 1919, S. 135 (Bildnis u. Biogramm = Abb. 7) – Syré (wie Anm. 4), S. 200–212 (Quellen- u. Literaturangaben); vgl. Protestantismus und Politik, 1996 auch S. 96–99, 241, 247. – ders. in: BB NF, Bd. 5.2005, S. 139–141; vgl. hier oben die Abschnitte zur Vorgeschichte.

17 Da von den folgend genannten Holdermann und Fehn leider keine Porträtfotos zu erhalten waren, wird von allen vier Personen trotz der schlechten Qualität das abgebildet, was in dem zeitnahen Büchlein von Gehrig / Rößler von 1919 zu finden war, zumal den Porträts dort je biographische Angaben beigegeben sind.

18 Fast vollständig digitalisiert über die Badische Landesbibliothek Karlsruhe online zugänglich.

19 Zu Holdermann gibt es keine biographischen Artikel, nur: Gehrig / Rößler, S. 77 (Bildnis u. Biogramm = Abb. 8). Er war Mitglied der General- bzw. Landessynoden 1899–1932 und des Erweiterten Oberkirchenrats bzw. der Kirchenregierung 1920–1932, erhielt 1917 den Ehrendoktor der Universität Heidelberg und wurde 1921 zum Kirchenrat, 1925 zum Geheimen Kirchenrat ernannt. Personalakte: LKA Karlsruhe: PA 2.0. Nr. 2018.

20 Holdermann: Die Trennung von Staat und Kirche vom Standpunkt der der deutsch evangelisch-kirchlichen Interessen. Referat für den bad. Wiss. Predigerverein. In: Protestantische Monatshefte Jg. 11.1907, S. 273–292. – Vgl. Kuhlemann 2001, S. 416 f.

21 Zu Fehn, 16 bzw. 14 Jahre jünger als seine drei Kollegen, gibt es überraschenderweise einen kurzen biographischen Artikel in Wikipedia (20.9.2018), der nichts Neues enthält. Er bekleidete keine landeskirchlichen Ämter. Personalakte: LKA Karlsruhe: PA 2.0. Nr. 2312. – Gehrig / Rößler, S. 136 (Bildnis u. Biogramm = Abb. 9).

22 Die Verfassung sah außerdem die berufene Mitgliedschaft je eines Vertreters der beiden großen Kirchen in der Ersten Kammer vor. Auf evangelischer Seite hat als Erster Prälat Johann Peter Hebel dieses Amt seit 1819 wahrgenommen.

23 Zunächst bis zur Landtagsauflösung 1823, dann 1831 erneut gewählt bis 1836. Vgl. Alexander Mohr in: Protestantismus und Politik, 1996, S. 124–131.

24 Vgl. Alexander Mohr in: Protestantismus und Politik, 1996, S. 132–140.

25 Vgl. Alexander Mohr in: Protestantismus und Politik, 1996, S. 141–150.

26 Zu Mühlhäußer: G. Schwinge: Karl August Mühlhäußer (1825–1881), Pfarrer und Landtagsabgeordneter. Ein Konservativer stemmt sich gegen den kirchl. u. polit. Liberalismus. In: Bad. Heimat 73 (1993), S. 650–668; ders.: Art. K. A. Mühlhäußer, in: Protestantismus und Politik, 1996, S. 183–199; ders. in: Lebensbilder aus

Baden-Württemberg 19, 1998; S. 333–364; ders.: Art. K. A. Mühlhäußer, in: BBKL Bd. 40 (= Erg. Bd. XXVII), 2019, Sp. 881–892.

27 Das Folgende teilweise nach Kuhlemann 2001, S. 370–376. Der Ausspruch »Politische Pastoren sind ein Unding« stammt von Kaiser Wilhelm I. aus dem Jahr 1896.

28 1909, Nr. 4, S. [25]–30, Verfasser: Friedrich von Oertzen (nicht identifiziert). – Vgl. Syré (wie Anm. 16), S. 210.

29 Es ist in Baden kein Fall bekannt, wo das geschah.

30 Dazu G. Schwinge: Badische Pfarrer und der Erste Weltkrieg. In: Jahrbuch für bad. Kirchen- und Religionsgeschichte / JBKRG 7 (2013), 2014, S. 51–82, 11 sw. Abb.; ders.: Kriegsbegeisterung – und was danach? Mannheimer Pfarrer und der Erste Weltkrieg. In: ebd. 8/9 (2014/2015), 2016, S. 259–286, 10 sw. Abb.; ders.: Erlebnisberichte badischer Theologen aus dem Ersten Weltkrieg. Autobiographische Texte (Kurzbericht über einen Workshop auf der Tagung des Vereins für Kirchengeschichte zum Ersten Weltkrieg am 18.10.2014). In: ebd., S. 244–246.

31 Über die Kandidatur und die parteipolitische Tätigkeit der Geistlichen und ihre Motivation geben die Personalakten interessanterweise so gut wie keine Auskunft. Nur wenige andere Quellen helfen hier weiter.

32 Brigach-Bote 1919, Nr. 7 vom 13.1. und Nr. 8 vom 15.1. – Vgl. G. Schwinge in: Protestantismus und Politik, 1996, S. 239.

33 Badische Pfarrvereinsblätter 28.1919, Nr. 19/20 vom 15. Oktober, S. 92.

34 Ebd. – Insgesamt: Nr. 19/20 vom 15. Oktober, S. 91–94 und Nr. 24 vom 15. Dezember, S. 120 f.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Schwinge
Willi-Wörner-Weg 19
76448 Durmersheim
E-Mail:
dr.gerhardschwinge@web.de
www.gerhard-schwinge.de

verlag regionalkultur

versandkostenfrei für Endkunden innerhalb der Bundesrepublik Deutschland
Bahnhofstraße 2 • 76698 Ubstadt-Weiher • Tel. 07251 36703-0 • www.verlag-regionalkultur.de

Gerhard Schwinge (Hrsg.)

Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert

Band IV: Erweckung / Innere Mission / Diakonie / Theologinnen

In den 20 Lebensbildern dieses Bandes berichten vier Autorinnen und elf Autoren von sechs Frauen und 14 Männern, welche in Großherzogtum und Kaiserreich, in Weimarer Republik und „Drittem Reich", im Zweitem Weltkrieg und bis in die Gegenwart die Geschichte der badischen Kirche durch ihr Wirken prägten: für einen bibel- und bekenntnistreuen Glauben, für ein kirchliches Engagement zugunsten von Bedürftigen und Benachteiligten, für eine Gleichberechtigung der Theologin in Landeskirche und Gemeinde.

Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden. Band IV: Erweckung / Innere Mission / Diakonie / Theologinnen. Hrsg. von Gerhard Schwinge. Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Bd. 9.
480 S. mit 53 Abb., fester Einband. ISBN 978-3-89735-516-3. EUR 38,00

Martin Vogt – Ein fast vergessener Kirchenmusiker und seine Vertonungen von Hebel-Gedichten[1]

»Es ist alles componirt – und auch geschrieben«

Elmar Vogt

»Die Schwierigkeiten, die sich bei der Suche nach Hebelvertonungen stellen, beleuchten die Besonderheit der kompositorischen Rezeption. Hebel wurde fast ausschließlich von Musikern aus dem alemannischen und schwäbischen Raum vertont, beziehungsweise von Komponisten, die eine besondere Beziehung zu diesem Landstrich hatten. Es sind nur wenig bekannte Namen darunter.

Für Susanne

Alle Vertonungen, mit Ausnahme von Dieter Schnebels »Jowaegerli«, entstanden 1982/83, sind volkstümlich gehalten. Es sind Melodien und Chorsätze für das gesellige Musizieren und Lieder mit Klavier- oder Gitarrenbegleitung für den Hausgebrauch. Die Chöre findet man auch heute noch im Repertoire der Gesangvereine, vorwiegend natürlich im alemannischen Bereich; sie haben aber nicht den Weg in die große Öffentlichkeit der Medien gefunden […]«, so die Feststellungen von Peter Andraschke[2].

Hebel hat kein großes Interesse an Musik gezeigt. In seiner Korrespondenz und den Schriften gibt es keine Hinweise auf eine intensive Beschäftigung mit Musik. Nur an wenigen Stellen kommt er auf Musik zu sprechen, sie betreffen meist die Vertonungen seiner Texte.

Hebel sagte von sich selbst, »er verstünde von der Musik so viel, als der Caminfeger

Martin Vogt (1781 bis 1854) auf einem farbigen Porträtbild, ca. 1820 entstanden, das Eigentum der Römisch-Katholischen Kirche Arlesheim ist und im Domhof Arlesheim besichtigt werden kann. Das Bild ist eine Schenkung aus dem Nachlass der Nachfahren von Martin Vogt. Angaben über den Maler sind bisher nicht bekannt. (Foto: Gemeinfrei)

Kloster St. Trudpert im Münstertal, hier begegneten sich Martin Vogt und Johann Peter Hebel im Herbst 1806 (Foto: © Thomas Coch/Zweckverband Breisgau Süd Touristik)

vom Weiß bleichen« (Brief vom 25. März 1809 an Haufe).

Der Kirchenmusiker Martin Vogt

Der Name Martin Vogt war lange Zeit in der Musikgeschichte kaum bekannt. Geboren am 3. April 1781 im bayerischen Kulmain in der Oberpfalz, wurde er als Sohn eines Lehrers und Organisten frühzeitig zur Kirchenmusik herangeführt. 1812 heiratete er Anna Maria Adam.

Die wichtigsten und interessantesten Jahre seiner musikalischen Laufbahn verbrachte er in der Schweiz und im Elsass.

Als junger Bursche in bayerischen Klosterschulen und bei Johann Michael Haydn (1737 bis 1806) in Salzburg ausgebildet, sah sich der junge Musiker im Jahr 1806 durch die politischen Umstände seiner Zeit dazu gezwungen, von Salzburg aus Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Einer Einberufung in die napoleonische Armee, die zu jener Zeit allen wehrfähigen bayerischen jungen Männern drohte, konnte er dadurch umgehen. Nach kurzen Stationen in den Benediktiner- bzw. Zisterzienserklöstern von Einsiedeln, Mariastein und St. Urban und nach einem Zwischenspiel im elsässischen Eschenzwiler wirkte Martin Vogt seit 1812 als Lehrer, Schreibsekretär und Organist am Arlesheimer Dom.

Als »wandernder Kirchenmusiker« besuchte er Wien, München, Böhmen und Norditalien. In Salzburg war er Mitglied der unter der Leitung von Michael Haydn stehenden Domkapelle. Es folgten Reisen nach St. Gallen, Einsiedeln und Baden.

Im Herbst 1806 lernte Johann Peter Hebel (1760 bis 1826) in dem vor der Säkularisation stehenden Kloster St. Trudpert den dort weilendenden Organisten Martin Vogt kennen[3].

Vogt selbst berichtet in seinem Tagebuch über die Begegnung: »Ich verlebte da mehrere glückliche Wochen, bis endlich zwei Kommissäre aus Karlsruhe zur Aufhebung des Klosters ankamen, und da beide Kommissäre vorzügliche Musikliebhaber waren, so führten wir fort alle Abende zu musizieren. […].

Während der Anwesenheit der Kommissäre kam Herr Professor Hebel, Verfasser der Allemannischen Gedichte auf Besuch: ich setzte die meisten dieser Gedichte für Gesang mit Clavier oder Guitarren Begleitung, die nachher in Karlsruhe gedruckt wurden […]«.

Als Organist und Cellist zog er in der Folge durch die Schweiz, wobei er vor allem in Klöstern Wohnsitz nahm. 1823 wurde er Organist an der Kathedrale in St. Gallen und 1837 wurde er zum Organisten an der Martinskirche in Colmar gewählt, wo er bis zu seinem Tode arbeitete und wirkte. Er war damals der meistverlegte Komponist von Kirchenmusik im Elsass und der Nordschweiz.

Martin Vogt verfasste kurz vor seinem Lebensende seine Biographie, die den Zeitraum von 1781 bis 1819 umfaßt[4]. Die Biographie widerspiegelt das reichhaltige Bild der Kultur und der Geschichte jener bewegten Jahrzehnte und seines Lebens, das viel vom Wesen eines Reisenden an sich hat.

Das musikalische Werk von Vogt besteht aus mehr als 300 Kompositionen, die in Bibliotheken in Frankreich, Deutschland, Österreich und der Schweiz aufbewahrt werden.

In gedruckter Form sind sämtliche Orgelkompositionen erschienen und von den 36 Messen etwas mehr als die Hälfte. Diese stattliche Anzahl an Kompositionen und deren weite geographische Verbreitung machen die große Popularität von Martin Vogt deutlich.

Das Oeuvre des Komponisten umfasst vor allem geistliche Vokalwerke und Orgelstücke. Ihre Musik atmet den liebenswerten Geist der Biedermeierzeit.

Der Kompositionsstil von Vogt ist, wie damals in der Kirchenmusik allgemein üblich, eher konservativ. Er orientiert sich stark an der klassischen Harmonik und zeigt eine deutliche Beeinflussung durch den aus Italien stammenden »galanten Stil«[5].

Fast alle seiner Kompositionen veröffentlichte Vogt im Eigenverlag. Als junger Student sammelte er in Wien erste Erfahrungen im Verlagswesen. Er berichtet in seinen Aufzeichnungen, in Wien einen Teil seines Lebensunterhaltes mit Kopieren von Noten verdient zu haben.

Während der Zeit seines Arlesheimer Organistenamtes reiste Vogt regelmäßig nach Basel. Er war mit dem damaligen Konzert-Direktor Johannes Tollmann befreundet und wirkte in dessen Orchester als Cellist mit. Daneben gab er Orgelkonzerte und unterrichtete zahlreiche Schüler. Martin Vogt war in Basel äußerst beliebt und als Mensch und Künstler hochangesehen. Seine Musik lässt deshalb etwas vom damaligen Musikleben, nicht nur in Basel, erklingen.

Die Vertonung von Hebel-Gedichten

Martin Vogt war der einzige Berufsmusiker neben Karl Ludwig Müller, Michael Fried-

Umschlag des Heftes mit 24 Vertonungen von Hebel-Gedichten von Martin Vogt. Bildvorlage: Zentralbibliothek Solothurn (Sign. ZB Solothurn: Vogt, Martin – DA II 39 – Hebel –)

rich Wild, Johann Christian Haag und Dieter Schnebel der Hebel-Lieder vertonte.

Im Jahr 1806 gab Martin Vogt 24 Vertonungen von Hebel-Gedichten in Bourglibre, dem heutigen St. Louis im Elsass, und Basel heraus.

Ein Heft mit den 24 Vertonungen von Hebel-Gedichten von Martin Vogt befindet sich in der Zentralbibliothek Solothurn (Sign. Vogt, Martin – DA II 39 – Hebel –)[6].

Das Heft wird derzeit von dem Bibliotheksmitarbeiter Christoph Greuter für eine Edition, die für das erste Halbjahr 2019 geplant ist, bearbeitet.

Das Werk umfasst nachfolgende 24 vertonte Gedichte von Hebel[7]:
FREUDE IN EHREN
DIE IRRLICHTER
DER SCHMELZ-OFEN
DER MORGEN-STERN
DAS HEXLEIN
DER MANN IM MOND
DIE MARKTWEIBER IN DER STADT
DER SOMMERABEND
GESPENST AN DER KANDERER STRASSE
DER KÄFER
DER SCHREINERGESELL
HANS UND VERENE
DER WINTER
WÄCHTERRUF
DER STORCH. Nach dem Frieden
SONTAGSFRÜHE
AUF EINEM GRABE
DER ZUFRIEDENE LANDMANN
DER JENNER
DER KNABE IM ERDBEERSCHLAG
DIE SPINNE
DER WEGWEISER
DIE MUTTER AM CHRIST-ABEND
DER BETTLER

Für die Rezeption äußerst wichtig ist die Ausgabe »Alte Weisen zu den alemannischen Gedichten J. P. Hebels« von Karl Friedrich Rieber geworden, die 1926, zum 100. Todestag des Dichters, im Verlag von Julius Umbach in Kandern herausgegeben wurde, 1974 als Nachdruck wieder aufgelegt und 1988 in einer Neuausgabe vom Hebelbund Lörrach e. V. veröffentlicht wurde. Es sind insgesamt 40 Nummern, sowohl Chorsätze als auch ein- und zweistimmige Lieder mit Klavier oder Gitarrenbegleitung. Die Neuauflage von 1988 hat auch gezeigt, welch aktuelles Interesse diese Vertonungen von Hebel heute noch haben.

Martin Vogt starb am 18. April 1854 in Colmar.

Verwendete Literatur

Andraschke Peter, Zwischen Volks- und Kunstmusik: Hebel-Vertonungen. In: Freiburger Universitätsblätter, Heft 124, 2. Heft, Jahrgang 1994, Juni, Verlag Rombach, Freiburg im Breisgau, S. 109 bis 129.

Hänggi, Christoph, E., Martin Vogt (1781 bis 1854) – ein vergessener Kirchenmusiker und Komponist. In: Musik und Gottesdienst (MuGo), Jahrgang 48 (1994), Friedrich Reinhardt Verlag, Basel, S. 166 bis 176.

Hebel, Johann Peter, Briefe der Jahre 1784–1809, Erster Band, herausgegeben und erläutert von Wilhelm Zentner, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1957.

Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 13 Bände, 2002/2014, Schwabe Verlag, Basel, 2002–2014, Elektronische Ausgabe (e-HLS), zuletzt aufgerufen am 26. Januar 2019.

Rieber, Karl Friedrich, Alte Weisen zu den alemannischen Gedichten J. P. Hebels gesammelt von K. F. Rieber, herausgegeben vom Hebelbund Lörrach e. V., 1988, Druck und Verlag Friedrich Resin Binzen und Weil am Rhein, Neuausgabe, 1988.

Vogt, Martin [Autobiographie], Basler Jahrbuch, 6. Jahrgang (1884), S. 1 bis 99, Christoph Merian Stiftung Basel, Online abrufbar unter: www.baslerstadtbuch.ch, zuletzt aufgerufen am 29. Dezember 2018.

Vogt, Martin, Erinnerungen eines wandernden Musikers, Verlag Gute Schriften, Basel, 1971, 108 Seiten, herausgegeben von Heinrich Reinhardt.

Zentner, Wilhelm, Johann Peter Hebel – Eine Biographie, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1965.

Weiterführende Literatur

Hänggi, Christoph, E., Band 1: Martin Vogt (1781 bis 1854) – ein Organist und Komponist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vergleichende Untersuchungen zur beruflichen Stellung und zum Werk. Band 2: Werk- und Fundortverzeichnis zu den Kompositionen Martin Vogts, Lizentiatsarbeit, Reinach (Kanton Basel-Landschaft), 1988.

Unter »www.mixtur.de Martin Vogt« können Klangbeispiele von Vogts Werken aufgerufen und gehört werden.

Anmerkungen

1 Diesen Beitrag widme ich meiner Partnerin Susanne Krumm, die mich nach unserem Kennenlernen noch mehr für Orgelmusik begeistern konnte.
2 Vgl. Andraschke Peter, Zwischen Volks- und Kunstmusik: Hebel-Vertonungen. In: Freiburger Universitätsblätter, Heft 124, Jahrgang 1994.
3 Siehe Zentner, Biografie 1965, S. 89.
4 Nachweise bei Hänggi: Martin Vogt (1781–1854) ein vergessener Kirchenmusiker und Komponist, Anmerkung Nr. 2.
5 Vgl. Einleitung und Beschreibung zur CD-Einspielung des Domchors Arlesheim mit Werken von Martin Vogt am 29. und 30. August 1998.
6 Kompositionen von Martin Vogt sind aufbewahrt im Kirchenmusikarchiv von Glarus (besonders Messen) und in der Universitätsbibliothek Basel (Orgelstücke und Vertonungen alemannischer Gedichte J. P. Hebels).
7 Es sind die Originaltitel in der Schreibweise aus dem Heft übernommen.

Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

Denkmalschutzpreis 2020

Der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat loben 2020 zum 36. Mal den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg aus. Private Bauherren im gesamten Bundesland sind aufgerufen, sich an diesem Wettbewerb zur Erhaltung von Kulturdenkmalen zu beteiligen. Bis zu fünf Preisträger werden von einer unabhängigen Jury ausgewählt. Das Preisgeld beträgt jeweils 5000 € und wird an bis zu fünf Preisträger vergeben.

Einsendeschluss ist der 31. März 2020. Weitere Informationen im Internet unter www.denkmalschutzpreis.de. Richten Sie Ihre Fragen und Ihre Bewerbung an Herrn Dr. Bernd Langner, Tel. 07 11 / 2 39 42-0, post@denkmalschutzpreis.de.

25 Jahre UNESCO-Weltkulturerbe Kloster Maulbronn KLOSTER DES JAHRES 2019

Seit 2010 zeichnen die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg jährlich eines ihrer Monumente mit dem Titel »Monument des Jahres« aus. In diesem Jahr geht der Titel an das Kloster Maulbronn. Am 12. Mai wurde die Auszeichnung gemeinsam mit dem Titel 25 Jahre Welterbe der UNESCO mit einem Frühlingsfest gefeiert.

Das Kloster Maulbronn war das erste Monument in Baden-Württemberg mit der weltweit sichtbaren Auszeichnung UNESCO-Weltkulturerbe, so Michael Hörrmann, der Geschäftsführer der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg bei einer Präsentation des Jahresprogramms. Der Grund dafür war, dass die Fachleute die einzigartige Stellung erkannten: Maulbronn ist das am besten erhaltene Zisterzienserkloster des Mittelalters nördlich der Alpen – Klausur und Kirche sowie die Wirtschaftsgebäude existieren bis heute. Ausschlaggebend allerdings war, dass sich in der Umgebung die Struktur der klösterlichen Landwirtschaft mitsamt ihrer durchdachten Wasserwirtschaft erhalten hat.

Zur offiziellen Verleihung des Titels »Monument des Jahres« sprachen Ministerpräsident Winfried Kretschmann, Finanzministerin Edith Sitzmann, Staatssekretärin Katrin Schütz vom Wirtschaftsministerium und Andreas Felchle, Bürgermeister der Stadt Maulbronn.

In seiner Ansprache ging Ministerpräsident Winfried Kretschmann auf die Bedeutung der Zisterzienser und deren Klostergründungen für die Erschließung Europas im Hochmittelalter ein, für Bildung und Erziehung, aber auch für deren Verantwortung für die Kreuzzüge. Insgesamt gibt es allein in Baden-Württemberg so viele bedeutende Monumente, davon sind sechs als UNESCO-Weltkulturerbe ausgezeichnet, »da hätten es sich die Verantwortlichen doch einfach machen und gleich ganz Baden-Württemberg zum Weltkulturerbe ernennen können«, so der Ministerpräsident.

Landesfinanzministerin Edith Sitzmann widmete sich danach dem Zahlenwerk: 57 Millionen Euro brachte das Land Baden-Württemberg in den vergangenen 25 Jahren für den Erhalt des Maulbronner Klosters auf. Bei weiterhin fortlaufenden Ausgaben für die Sanierung. Staatssekretärin Katrin Schütz, deren Behörde auch für den Denkmalschutz zuständig ist, ordnete in ihrer anschließenden Ansprache den Wert des Maulbronner Klosters in die Reihe der erhaltenswerten Monumente des Landes ein. Schließlich mahnte Bürgermeister Andreas Felchle in seinem Grußwort, dass ein Titel auch eine Verpflichtung sei, der die Stadt gerecht werden müsse. Für Massentourismus sei die Gemeinde allerdings zu klein.

Dr. Petra Pechaček (Konservatorin, Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg), Barbara Gittinger (Staatliche Schlösser und Gärten) und Edith Sitzmann (Ministerin für Finanzen des Landes Baden-Württemberg) (v.l.n.r.). mit der Auszeichnung »Monument des Jahres«, das in diesem Jahr an Kloster Maulbronn verliehen wurde (Foto: Andreas Weise, Factum)

Am Ende der Ansprachen überreichte Finanzministerin Edith Sitzmann den Pokal mit der Auszeichnung »Kloster des Jahres 2019« an Barbara Gittinger von der Maulbronner Klosterverwaltung und Petra Pechaček, Konservatorin bei Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, die beide zur positiven Entwicklung des Maulbronner Klosters erheblich beigetragen haben.

Für die Bevölkerung fanden, über den ganzen Tag verteilt, kostenlose Führungen statt, die die Geschichte des Klosters lebendig werden ließen oder aktuelle Baumaßnahmen erläuterten. Das sonst für die Öffentlichkeit selten zugängliche Evangelische Seminar öffnete zum Frühlingsfest seine Türen und gewährte einen Einblick in Seminarräume und in den Ephoratsgarten. Auch der legendäre Faustturm war geöffnet. Zwei Führungen in die umgebende Klosterlandschaft stellten das gut erhaltene historische Wassersystem vor. *Volker Kronemayer*

Offener Brief vom 18.10.2019 der Initiative »Unser Karlsruhe – lebenswert – nachhaltig – klimagerecht«

An den Gemeinderat und die Stadtverwaltung Karlsruhe, Rathaus Marktplatz

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Mentrup, sehr geehrte Damen und Herren des Gemeinderates,

so unverzichtbar das »Forum Recht« für die »Residenz des Rechts« Karlsruhe ist, so ungeeignet ist der Standort direkt am Karlstor aus Gründen des Städtebaus, des Denkmalschutzes im Sinn des kulturellen Erbes und der Erhaltung des historischen Parks. Auch für unsere Initiative ist das Projekt des »Forum Recht« von großer Bedeutung. Unverständlich sind jedoch die Argumente, mit denen die Verantwortlichen der Stadtverwaltung mit dem beratenden Architekten, Prof. Grether, einen großvolumigen Neubau, ausgerechnet im Parkgelände zwischen Karlstor und den Hauptgebäude des Bundesgerichtshofes, dem ehemaligen Erbherzoglichen Palais, politisch durchsetzen will. Das »Forum Recht« hat seiner außerordentlichen Bedeutung nach einen sehr viel besseren städtebaulich hervorgehobenen Standort verdient.

Neben funktionalen Gründen werden für die Eignung des vorgesehenen Bauplatzes auch städtebauliche und historische Gründe vorgebracht, die bei wirklicher Kenntnis des Ortes und seiner Geschichte nicht haltbar sind.

So wird Bezug genommen auf das ehemalige Wachgebäude des Erbgroßherzoglichen Palais auf der Ostseite des Karlstors, das im Zuge des autogerechten Ausbaus der Kreuzung von Kriegs- und Karlstraße 1969 abgerissen wurde. Dieser eingeschossige Sandsteinbau mit Säulenportikus im Stil Friedrich Weinbrenners war 1911/12 errichtet worden.

Der Baukörper schirmte den Palaisgarten gegen den Verkehr der Karlstraße ab, ließ aber angesichts seiner bescheidenen Dimensionen das Grün des Parks weiterhin in den Platz hineinwirken und konkurrierte räumlich nicht mit dem erhöht auf seinen Hügel thronenden Palais.

Dies kleine Nebengebäude im Zuge der aktuellen Diskussion als Legitimation für das »Forum Recht« heranzuziehen, zeugt nur von einer unzulässigen Verschleierungstaktik.

Bedeutete die Baugruppe von Erich Schelling zur Erweiterung des Bundesgerichtshofs im Garten entlang der Herrenstraße in den 1950er Jahren bereits eine Schmälerung des Erscheinungsbildes des neobarocken Hauptgebäudes, so wird das »Forum Recht« den hallansichtigen Monumentalbau von Josef Durm aus den 1890er Jahren nun vollends verdrängen.

Auf die exponierte Freistellung dieses letzten Schlossbaus der badischen Monarchie, bei dem Architektur und Garten eine untrennbare Einheit bilden, darf aus architekturhistorischen, garten- und denkmalpflegerischen Gründen nicht verzichtet werden.

Überhaupt ist die Zerstückelung des Gartens, die Negation seiner historischen Bedeutung für Karlsruhe ein Skandal. Es geht hier nicht nur um das Fällen von 10–12 Bäumen, sondern um die Tatsache, das eine Gartenanlage, die bis ins Jahr 1817 zurückreicht und zusammen mit dem östlich angrenzenden Nymphengarten eine städtebauliche und gartenhistorische bedeutsame Grünzone am südlichen Rand der Innenstadt bildet, als schnödes Bauland angesehen wird.

Die Argumentation der vorliegenden Machbarkeitsstudie ist unseres Erachtens nicht schlüssig, wenn von einer notwendigen Abschottung des »Verkehrsplatzes« Karlstor die Rede ist.

Angesichts der Klimaveränderung und der gesellschaftlichen Diskussionen zur Ergreifung vom Maßnahmen gegen die Verschlechterung des Stadtklimas ist ein Eingriff in den Park mit seinem Baumbestand nicht mehr vertretbar. Hier müssen Bund, Länder und Städte als Vorbild fungieren.

Wegen seiner außerordentlichen Bedeutung nicht nur für Karlsruhe, sondern für die gesamte Bundesrepublik muss für das »Forum Recht« ein neuer Standort gefunden werden, der seine städtebauliche Bedeutung auch städtebaulich unterstreicht. Wir sehen deshalb in Symmetrie zur Mittelachse der Stadt, zwischen »Platz der Grundrechte« und Schloss, auf der anderen Seite des Bundesverfassungsgerichtes an der Ostseite des Schlossplatzes einen sehr geeigneten Standort. Dieser ist heute noch von den Pavillons des KIT besetzt, die wegen Schadstoffbelastung seit einigen Jahren leer stehen und saniert oder abgerissen werden müssen.

Aus historischen, städtebaulichen und stadtklimatischen Gründen ist deshalb unseres Erachtens der in der Machbarkeitsstudie vorgestellte Standort für die Stadt Karlsruhe und den Bauherrn Bundesrepublik Deutschland nicht vertretbar.

Deshalb: Wollen auch Sie den besten Standort für das Forum Recht? Dann machen Sie mit bei der open Petition unter https://www.openpetition.de/!fssmt

Unterzeichner
Dr. Helmut Rempp,
Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Bürgervereine e. V.
Reinhard Blaurock,
Geschäftsführender Gesellschafter der Vollack Gruppe GmbH & Co.KG,
Vizepräsident IHK Karlsruhe
Marthamaria Heilgeist,
Vorsitzende der Regionalgruppe Karlsruhe des Landesvereins Badische Heimat e. V.
Prof. Robert Mürb,
Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Oberrheinischen Waldfreunde e. V.

Neuerscheinung

Gerd F. Hepp / Paul-Ludwig Weinacht (Hg.)

HEIMAT IN BEWEGUNG

Heimatbewusstsein in Baden im Zeitalter von Mobilität und Migration

Bei den Heimattagen Baden-Württemberg 2017 in Karlsruhe hat der Landesverein Badische Heimat gemeinsam mit der Landesvereinigung Baden in Europa und dem Kulturamt der Stadt Karlsruhe eine Vortragsreihe veranstaltet, die hier publiziert wird.

Die Beiträge thematisieren in einer historischen und gegenwartsbezogenen Perspektive die Auswirkungen von Mobilität und Migration vornehmlich in Baden. Sie haben in den letzten Jahrzehnten zu folgereichen sozialen und kulturellen Veränderungen geführt. Mobilität zwischen den Bundesländern und innerhalb Europas, Migration in weltweitem Maßstab, verändern unser Alltagsleben und unsere Alltagskultur. Heimat wird darüber hinaus durch Modernisierungsprozesse in Bewegung versetzt.

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 14.
Preis: € 24,00, 200 Seiten, Broschur, zahlreiche Abbildungen.
Das Buch ist zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg, Telefon (07 61) 7 37 24.

Ausstellungen in Baden

Ritter – Landespatron – Jugendidol Markgraf Bernhard II. von Baden

Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe

Heinrich Hauß

I. Schichten der »Inanspruchnahme« des Seligen

Das Landesarchiv für Baden-Württemberg Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe präsentiert zum 250. Jahrestag (1769) der Seligsprechung des Markgrafen Bernhard II. von Baden (1428/29–1458) die historischen Schichten seiner Stilisierung als »politisches Symbol« und der »populären religiösen Verehrung« (Begleitpublikation, S. 113). Bei der geringen Quellenlage erhebt die Ausstellung nicht den Anspruch, »den Menschen Bernhard gefunden zu haben« (S. 9). Gerade weil die zeitgenössischen Quellen spärlich sind, »lassen sie viel Raum für Deutungen und Zuschreibungen«. Ziel der Ausstellung ist deshalb, »die Schichten abzuheben, die über und um den Seligen gelegt wurden« (S. 9).

Die Ausstellung befasst sich mit Aspekten der Geschichte des Hauses Baden, der Diözesan- und Frömmigkeitsgeschichte. Ein Zeitraum über 500 Jahre »Bernhardgedenken« (C. Schmitt), »herrschaftliche und konfessionelle Potentiale« der Bernhard-Verehrung werden in den Blick genommen. Von der nach dem Tode Bernhards einsetzende Verehrung in Moncalieri über Christophs I. (1453–1527) »Übertragung der Bernhard-Verehrung aus der Familie in die Öffentlichkeit« zur Seligsprechung 1769, zur Aktivierung Bernhards im Bernhard-Jubiläum 1858 bis zum Bernhardusfest 1957/58. Von der anfänglichen »fama sanctitatis« bis zur kirchenrechtlichen Begründung der Seligsprechung. Vom adligen Totengedenken bis zum Versuch, Bernhard »auf die große politische Bühne zu hieven« (S. 130).

Bernhards Instrumentalisierung als »politisches Symbol« bei gleichzeitiger als aufrichtig angenommener »populären religiösen Verehrung« (Martin Stingl) müssen in der Ausstellung notwendigerweise unvermittelt nebeneinander stehen bleiben. Nüchterne wissenschaftliche Bearbeitung und fortdauernde Gläubigkeit führen beim politologisch unerfahrenen Betrachter deshalb zu einem gewissen Unbehagen.

II. Die Schautafeln der Ausstellung

Nach den Schautafeln der Ausstellung (rote Überschriften auf gelbem Grund) sind folgende Schichten in der Ausstellung erstmals zusammenhängend und übersichtlich dargestellt:

1. Seliger der Kirche und Schutzpatron des Vaterlandes. Für Markgraf August Georg Simpert von Baden-Baden (1706–1771) soll der Selige »an die Stelle des leiblichen Erbens«, der ihm versagt war, treten. Bernhard als Schutzpatron der katholischen Untertanen zu installieren, hielt er beim Übergang des baden-badischen Landes in die Regierung eines evangelischen Landesherrn (Karl Friedrich) für notwendig. Der Selige Bernhard kehrt damit gewissermaßen nach 300 Jahren in seine Heimat zurück.
2. *Gesandter für einen Kreuzzug gegen die Türken.* Mit der biografischen Schrift Giovanni Battista Blancardis 1628 wird das Bild Bernhards als Gesandter für einen Kreuzzug gegen die Türken, den

Der Flyer zur Ausstellung zeigt Bernhard von Baden, Holzstatue um 1490 eines oberrheinischen Meisters, wohl für die Zisterzienserinnenabtei Lichtenthal, das Hauskloster der Markgrafen von Baden geschaffen. Die regionale Tradition geht davon aus, dass die Figur die tatsächlichen Gesichtszüge des Seligen zeigt. (Begleitpublikation S. 143)

»Erbfeind des christlichen Namens« neugestaltet. Es wird angenommen, dass Bernhard als Gesandter des Kaisers und Papstes für einen Kreuzzug gegen die Türken unterwegs war.

3. *Fürsprecher des Hauses Baden.* Der Selige Bernhard zog 1458 nach Oberitalien. In der Folge formte sich die »familiäre Totenmemoria« zu einer »devotio« (tiefe religiöse Verehrung) um.
4. *Mittler zwischen Kirche und Staat.* Erzbischof Bernhard Boll leitete den Prozess Bernhards als einem Patron des neuen Bistums ein. Bernhard wird zu einer »Leitfigur« einer selbstbewussten katholischen Kirche. Friedrich I. nutzt die Figur zur Heranführung der katholischen Bevölkerung an den Staat (Bernharduskirche).
5. *Idol für die Jugend im Kampf für das christliche Abendland.* Anknüpfung Bernhards an »sein angebliches Werben für einen europäischen Kreuzzug gegen die damalige Gefahr aus dem Osten«. Zum 500. Todestag veranstaltete das Erzbistum 1958 ein »Bernhardusjahr«. »Die kirchlich-institutionellen Initiativen fallen erst in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg«. (S. 119)

III. Meinungsbilder und Grußworte

Unter »Meinungsbilder« fragen die Kuratoren die Besucher der Ausstellung: »Was bedeutet Ihnen Markgraf Bernhard II. von Baden der Selige?« Zur sachgemäßen Beantwortung dieser Frage wäre eine Abklärung von Selig- bzw. Heiligsprechung hilfreich gewesen. Verstorbene Gläubige werden seliggesprochen wegen des besonderen Charakters ihrer Tugenden. Die Verehrung ist örtlich begrenzt, z. B. auf Baden-Baden und Rastatt. Bei der Heiligsprechung wird der Verstorbene in den Kanon der Heiligen der Kirche aufgenommen, sowie öffentlich verehrt und angerufen. Selige oder Heilige sind immer im Zusammenhang mit der Kirche zu sehen und können nicht losgelöst von ihr »beurteilt« werden. »Sie sind Maßstab und Vorbild des christlichen Lebens« (Erwachsenen Katechismus). Auch Ausdruck der »Solidarität, die sich die Mitglieder der Kirche untereinander erweisen« (Vorgrimmler).

Nach einem über zweihundert Jahre laufenden Aufklärungsprozess, ist der säkulare Mensch selbstbewusst, kritisch, trägt die volle Verantwortung für alles, was er tut, von Fall zu Fall engagiert, aber ist sich auch der Begrenztheit seines Meinens und Handelns bewusst.

Die Grußworte versuchen über den nüchternen wissenschaftlichen Anspruch der Ausstellung hinaus, einen gegenwärtigen Bezug zur Person des Seligen Bernhard herzustellen. Nach Erzbischof Burger hat Bernhard »christliches Engagement

Andachtsbild mit Darstellung des Seligen Bernhard von Baden, 1480/84. Der selige Ritter tritt bereist im Jenseits auf. Er wird vom göttlichen Himmelslicht des fein punzierten Goldgrundes umglänzt, zwei Engel in Alben halten hinter ihm ein brokatenes Ehrentuch (Begleitpublikation). Für Bernhard Prinz von Baden ist die »Votivtafel unsere Familienikone«. »Das Tafelbild begleitet uns seit mehr als einem halben Jahrtausend.« »Kein anderes Objekt in unserem Besitz hat die Zeitläufte überdauert, kein Gebrauchsgegenstand, keine Waffe, ja kein Stück Grund und Boden.« (Grußwort) (Bild: Begleitband zur Ausstellung, S. 30)

bewiesen«. Man könne auch heute noch Bernhard zum Vorbild nehmen, »der den Mut hatte, aus christlicher Überzeugung politisch zu sein, aktiv zu werden, Gestaltungswillen zu entwickeln« (S. 5). Prinz Bernhard von Baden schildert den Stellenwert der um 1480 hergestellten Votivtafel als »Familienikone« für sein Haus. »Es ist das älteste und am längsten uns gehörende Besitztum.« Die Votivtafel hat die Familie »durch die historischen Wechselfälle und Untiefen hindurch unbeschadet und treu begleitet«. (S. 8)

IV. Herausforderungen jenseits religiöser Konstellationen

Nach der Schilderung der historischen Schichten, sollte eine Einordnung der Bernhard-Verehrung aus aktueller Perspektive gefunden werden. Dies versucht Ulrich Ruh, indem er die gegenwärtige politische, von der vergangenen religiösen Konstellation ablöst.

Ulrich Ruh hat sich in dem Aufsatz »Christliches Abendland – Vergangenheit und Gegenwart eines Schlagworts« im Begleitband zur Ausstellung über die »Formel christliches Abendland« (S. 11) indirekt mit der Bernhard-Verehrung im Zeitalter »durchgreifender Säkularisierung« (S. 175) auseinandergesetzt. Vom christlichen Abendland kann nicht mehr »unschuldig« geredet werden, weil es den heutigen Herausforderungen nicht gerecht wird. Es handelt sich heute um Herausforderungen, »jenseits früherer ideologischer und religiöser Konstellationen« (S. 173). »Versuche, das Konzept Abendland heute als Kampf- und Abgrenzungsbegriff gegen ›den‹ Islam neu zu beleben«, können nicht standhalten. Die wichtigste Botschaft des Aufsatzes ist: Es geht heute nicht primär um religiöse Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit der Bewohner, als vielmehr um die Zustimmung der Bürgerinnen und Bürger und um die »alltägliche Zustimmung« zur demokratisch-rechtsstaatlichen Ordnung und der Bereitschaft, sie in Krisenzeiten »aktiv zu unterstützen und mitzutragen«. (S. 174)

Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe
Nördliche Hildapromenade 3
Ausstellung vom 21. Mai bis zum 31. Oktober 2019
Juni bis Oktober 2020 im Schloss Salem
Begleitpublikation herausgegeben von M. Stingl und W. Zimmermann
Verlag Kohlhammer. Preis: 20 Euro

Mundartwettbewerb »De Gnitze Griffel«

Die Preisverleihung zum Mundartwettbewerb »DE GNITZE GRIFFEL« fand am 17. Oktober 2019 in der Stadthalle in Ettlingen statt. Die Ausschreibung des Arbeitskreises Heimatpflege (AKH) im Regierungsbezirk Karlsruhe hatte regen Zuspruch gefunden. Mit insgesamt 168 bislang unveröffentlichten Gedichten, Erzählungen und Liedern wurde die Zahl der Einsendungen gegenüber 2017 übertroffen. »Es freut mich, dass Dialekte weiter hoch im Kurs stehen«, betonte Regierungspräsidentin Sylvia M. Felder, Vorsitzende des AKH, und fügte anerkennend hinzu: »Besonders beeindruckend finde ich, wie vielfältig und kreativ die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit diesen umgehen.« Die sechsköpfige Jury stand somit vor einer spannenden Aufgabe und hat nun ihre Entscheidungen getroffen:

Für sein dynamisches Lied »Immer nur schwetzä!«, in dem **Heiko Maier** aus Waghäusel-Wiesental unser aller Verhalten in Sachen Umwelt beleuchtet, erhält er den ersten Preis in der Sparte selbstgetextete und komponierte Lieder. **Marcel Kohn, Günter Auch** und **Christian Heneka** holten mit ihrem Rap »Griffel Nuff« den zweiten Preis. Zwei dritte Preise gehen an **Manfred Kaiser** aus Rastatt mit der »Kuhläd'rjack-Ballade« und **Johann Florian** aus Steinmauern mit »Des Hirn isch in Urlaub und die Gosch macht ä Iwwerstund«.

Bildreich, stilvoll gereimt und kritisch, aber ohne Pathos schrieb **Michael Köhler** sein Gedicht »schdadt Nächd«. Dafür erhält der Ettlinger den Hauptpreis in der Sparte Lyrik. Mit dem zweiten Preis wird **Brigitte Köck** aus Bruchsal für ihr lebenskluges Gedicht »Nemme schee du misse …« ausgezeichnet. Den dritten Preis teilen sich **Wolfgang Müller** aus Pfinztal mit dem Naturgedicht »Gutschrift« und **Thomas Rothfuß** aus Forst mit der satirischen Reiseballade »Mir henn des alles mitbezahlt …«.

In der Sparte Prosa/Szene gab es für die Jury keinen eindeutigen Gewinner. Sie vergab daher einen doppelten zweiten Preis an **Veronika Kerber** aus Karlsruhe für ihr niederalemannisches Märchen »D'Hätschlmarie« und an **Siegfried Trinkle** aus Rheinstetten für die originelle Skizze »Dä Schaddä«. Hinzu kamen zwei dritte Preise: Mit dem ernsten Thema »Organspendeausweis« befasste sich **Gero Goob-Händel** aus Ettlingen, während **Ulrike Vogel** aus Waldbronn ihre Leidenschaft für die Smartphone-App »Quizduell« auf witzige Weise thematisierte.

Der »Rudolf-Stähle-Preis« für Einsendungen junger Leute geht an zwei Mädchen: **Lotta Mutschler** aus Simmersfeld schrieb ebenso anschaulich über den »Samschdich im Schwobeländle« wie **Mia Kern** aus Au am Rhein über die dortige Fasenacht.

Alle Mundartpreise werden mit bis zu 1000 Euro honoriert und aus Mitteln des Landes Baden-Württemberg bereitgestellt. Mitmachen durfte jeder, der im Regierungsbezirk Karlsruhe lebt oder dort geboren wurde und Texte in heimischer Mundart einreichte. Alle Einsendungen wurden anonymisiert von der Jury unter Vorsitz von Thomas Liebscher diskutiert.

Im Rahmen der Preisverleihung prämiert Regierungspräsidentin Sylvia M. Felder auch jene Einsender, die mit einem undotierten Lob bedacht werden. Dies sind bei den Liedern **Hans Möckel** aus Karlsruhe (»Des Riff isch geklaut«) und **Charly Weibel** aus Reilingen (»En eschde Mann«) sowie bei den Gedichten die Karlsruher **Helmut Bohner** (»De Wanderfih-

Gruppenbild der Preisträger 2019 (Foto: Rake Hora)

rer«) und **Karlheinz Grether** (»mit allene Sinne«). In die engere Auswahl der Sparte Prosa/Szenen gelangten **Imtraut Bernert** aus Linkenheim-Hochstetten (»E badisch's Glicksrezept«) und **Andreas Kohm** aus Edenkoben (»Von duße her, drinne«) sowie noch einmal **Helmut Bohner** (»Ebbes iwwer de Mund«).

Volker Kronemayer

Verleihung der Ehrennadel des AK Heimatpflege 2019

Die Ehrung für Verdienste in der Heimatpflege durch Verleihung der Ehrennadel fand am 9. Mai 2019 in Maulbronn statt. Geehrt wurden – in alphabetischer Reihenfolge – Horst Bartholomä aus Weingarten, die Frauengeschichtswerkstatt in Freudenstadt, Rainer Handwerk aus Walldürn, Ewald Link aus Maulbronn-Schmie, Thomas Naumann aus Pfatter und Alfred Rupp aus Hockenheim. In ihren Ansprachen ging Regierungspräsidentin Sylvia M. Felder auf die herausragenden Leistungen der so Geehrten ein.

In der Laudatio zu **Horst Bartholomä** betonte sie das langjährige Engagement im Vorstand des Bürger- und Heimatvereins Weingarten. Dort betreut er seit 1992 das drei Jahre zuvor gegründete Museum im Turm mit jährlich wechselnden Sonderausstellungen. Als Kfz-Meister mit handwerklichem Geschick ausgestattet, unterstützt Horst Bartolomä den Verein maßgeblich bei umfangreichen Renovierungsarbeiten. 2014 wurde er anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Museums im Wartturm vom Bürger- und Heimatverein zum Ehrenmitglied ernannt.

Mit der **Freudenstädter Frauengeschichtswerkstatt** wurde erstmals eine Gruppe mit der Ehrennadel des Arbeitskreises ausgezeichnet. Mitglieder der Geschichtswerkstatt sind Elisabeth Hediger, Frau Rosemarie Oettling, Frau Renate Völter, Frau Margarethe Wolf, Frau Angelika Wenzelburger und Frau Waltraut Dewitz. Elisabeth Heiger nahm als Koordinatorin der Freudenstädter Geschichtswerkstatt stellvertretend für die gesamte Frauengruppe die Ehrennadel des Arbeitskreises für Heimatpflege entgegen.

Die Anfänge dieser Gruppe gehen auf die 90er Jahre zurück, als die Offene Frauengruppe Freudenstadt das Fehlen der Freudenstädter Frauen in der Geschichtsschreibung feststellte. 15 Frauen gründeten 1994 die Freudenstädter Frauengeschichtswerkstatt mit dem Ziel, die unbeachteten Frauen in die Freudenstädter Geschichte einzufügen. Ihr erstes größeres Projekt war die Publikation Freudenstädter Frauengeschichte(n), das 1999 aus Anlass der 400-Jahr-Feier der Stadt der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Seitdem unterstützen die Gruppe unermüdlich und mit großer Begeisterung die vom Kreisarchiv Freudenstadt konzipierten landkreisweiten Ausstellungen zu geschichtlichen Themen, in die sie frauenspezifische Schwerpunkte und Sichtweisen einbringt. Das bislang letzte größere Projekt waren Interviews zur Ausstellung Flucht/Migration/Integration, die 2015/16 mit Ausgesiedelten und Geflüchteten geführt wurden. Die Texte wurden im Jahrbuch des Landkreises Freudenstadt und in den Geschichtsblättern veröffentlicht und stießen auf große Resonanz in der Bevölkerung.

Die Preisträger des Wettbewerbs *Heimatmuseum hat Zukunft* und die Träger der Ehrennadel des Arbeitskreises Heimatpflege beim Regierungspräsidium Karlsruhe (Foto: Regierungspräsidium Karlsruhe)

Rainer Handwerk engagiert sich seit Jahrzehnten für die Heimatgeschichte in seiner Wahlheimat Walldürn. Seinen Anfang nahm dies in den 1990er Jahren, als es ihm gelang, die Bundeswehr davon zu überzeugen, die Lambachpumpe zu restaurieren und wieder in Betrieb zu nehmen. Seitdem dient dieses Industriedenkmal – wohl die einzig funktionierende Pumpe dieser Art in Baden-Württemberg – der Notwasserversorgung der Kaserne in Walldürn. Die Aktivitäten von Rainer Hand-

werk sind allerdings breit gestreut: Für den Verein Biotopschutzbund Walldürn ermöglichte er die Restaurierung der Kalköfen. Er digitalisierte die 10 000 Glasplatten umfassenden fotografischen Sammlung von Karl Weiß aus den Jahren 1894 bis 1938. Für das Bezirksmuseum Buchen erfasste er dessen 4000 Objekte umfassende Inventar im Programm PRIMUS der Landesstelle für Museumsbetreuung, um nur einige weitere erfolgreiche Projekte aufzulisten.

In der Laudatio zu **Ewald Link** betonte sie dessen umfängliches Engagement in zahlreichen Vereinen in Maulbronn. Hier konnte er vor allem seine berufliche Erfahrung als Zimmermann-Meister, Bautechniker und als staatlich geprüfter Bauingenieur einbringen. Aus dem Anfang der 90er Jahre von ihm gegründeten Steinhauer-Arbeitskreis ist schließlich nach langjähriger schweißtreibender Arbeit die Steinhauerstube – das Heimatmuseum in Schmie – hervorgegangen. Dieses Aushängeschild der Stadt lädt mit speziellen Themen und Sonderausstellungen zu Besuchen ein. Sehr viel Zeit wurde auch in die Erfassung und Darstellung der komplizierten Wasserversorgungs-Entwicklung für Schmie investiert. Darüber hinaus engagiert sich Ewald Link in zahlreichen weiteren lokalen Vereinen wie dem 2003 gegründeten Bürgerverein Schmie e. V., dessen Hauptaufgabe die ehrenamtliche Organisation des Museumsbetriebs ist. Oder im Turnverein von Schmie, dessen Vorsitzender er 30 Jahre lang war und dessen Archiv er mustergültig aufgebaut hat. Überdies war er bemerkenswerte 41 Jahre lang engagierter Stadt- und Gemeinderat, hiervon 23 Jahre als Bürgermeister-Stellvertreter.

Thomas Naumann war dem Arbeitskreis Heimatpflege 20 Jahre lang, von 1987 bis 2007, verbunden und hat den Verein als Beirat unterstützt. Nach erfolgreich abgeschlossenem Studium der Volkskunde, Geschichte, Germanistik und Politik führte ihn sein Weg in den Odenwald, wo er als wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Förderverein Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus e. V. sein Berufsleben aufnahm. Das Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf sollte sein Lebenswerk werden. Diese Institution mit 16 Gehöften ist zur kulturhistorischen Attraktion in der Museumslandschaft geworden. Mit dem Taglöhnerhaus, dem Haus Bär oder dem Haus aus Bofsheim verfolgte Thomas Naumann jeweils einen eigenen methodischen Ansatz, auf den der Verband Europäischer Freilichtmuseen aufmerksam wurde. Dieser nahm ihn 1998 als Mitglied auf. Die Verbandsarbeit sollte ein weiterer Pfeiler seines Engagements werden: 2003 bis 2014 als Sprecher der Arbeitsgemeinschaft der 7 regionalen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg; beim Verband der Odenwälder Museen und Sammlungen war er 30 Jahre lang Vorsitzender; von 1988 bis 2003 als Beirat im Museumsverband Baden-Württemberg; seit 1995 als ehrenamtlicher Leiter um das Stadt- und Wallfahrtsmuseum Walldürn.

Alfred Rupp ist in Hockenheim nicht nur als Rektor im Ruhestand bekannt, man schätzt ihn dort auch als Heimatforscher und profunden Kenner der Heimatgeschichte.

Über zwei Jahrzehnte stand Alfred Rupp dem Verein für Heimatgeschichte vor und prägte die dortige Arbeit nachhaltig. Heute ist er dessen Ehrenvorsitzender. Seine zahlreichen Veröffentlichungen und stadtgeschichtlichen Schriften machen einen großen Teil der Vereinszeitschrift »Unterm Wasserturm. Hockenheimer Beiträge zur Ortsgeschichte« aus. Als Mitherausgeber der heimatgeschichtlichen Publikationen »Hockenheim in unvergessenen Bildern« (2009) und »Hockenheim in alten Fotografien: Brauchtum, Feste, Feiern« (2013) hielt er die Stadtgeschichte lebendig. Daneben zeigen Stadtführungen, beispielsweise zum Jugendstil, und ein vorbildlich aufgebautes Tabakmuseum, dass Hockenheim mehr ist als ausschließlich eine Stadt des Rennsports.

Speziell in diesem Jahr, in dem Hockenheim 1250-jähriges Jubiläum feiert, wuchs er zum Gestalter, Motor und Organisator der Feierlichkeiten. Im Oktober 2017 schwor er mit einem Volkshochschulkurs mit dem Thema »1250 Jahre Hockenheim – wie alt ist Hockenheim wirklich?« die Mitbürger auf das Jubiläum ein. Und beim Neujahrsempfang sorgte er mit einem Historienspiel für einen fulminanten Auftakt. Mit speziellen Führungen über Gewanne und Gewannnamen und alte Zigarrenfabriken sowie ausgewählten heimatgeschichtlichen Themen für ein Schwerpunktheft der Badischen Heimat engagierte er sich weiter im Jubiläumsjahr.

Volker Kronemayer

Regionalgruppe Freiburg

Veranstaltungen
1. Halbjahr 2020

Mittwoch, 15.1.20, 17–18.30 Uhr:
Seminar Dr. Ursula Speckamp: Naturdarstellungen in Hermann Eris Busses Werk »Der Erdgeist«.

Montag, 27.1.20, 17.30 Uhr:
Vorstellung des neuen Themenhefts »Frauen. Lebensbilder aus Baden« unserer Jahreszeitschrift »Badische Heimat« im Basler Hof, Konrad Stürtzel-Saal (Regierungspräsidium Freiburg), Kaiser-Joseph-Str.

Mit Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer und dem Landesvorstand mit seinem Vorsitzenden Dr. Sven von Ungern-Sternberg.

Dienstag, 4.2.20, 15.30–17 Uhr Februar BadenCafé:
Vortrag Bernhard Oeschger: Färberpflanzen in der Natur und in der kreativen Praxis (Malerei).

Dienstag, 3.3.20, 15.30–17 Uhr März BadenCafé:
Vortrag Dr. Ursula Speckamp: Pflanzliche Ornamentik am und im Freiburger Münster.

Dienstag, 7.4.20, 15.30–17 Uhr April BadenCafé:
Vortrag Dr. Ursula Speckamp: Der historische Kurpark von Badenweiler.

Samstag, 25.4.20, 15 Uhr Exkursion:
Leitung: Dr. Ursula Speckamp: Literatur und Botanik im Badenweiler Kurgarten. Treffpunkt: Eingang Kurgarten (beim Hotel Eckerlin).

Dienstag, 5.5.20, 15.30–17 Uhr Mai BadenCafé:
Vortrag Dr. Ursula Speckamp: »Hortulus badensis« – aus der Geschichte der Klostergärten.

Samstag, 23.5.20, 15 Uhr Exkursion:
Leitung Dr. Ursula Speckamp: Besuch der landwirtschaftlich-gärtnerischen Einrichtungen des Kloster St. Lioba in Freiburg-Günterstal. Treffpunkt: Klosterladen St. Lioba

Dienstag, 2.6.20. 15.30–17 Uhr Juni BadenCafé:
Vortrag Bernhard Oeschger: Zauberpflanzen.

Alle Veranstaltungen mit Ausnahme der Exkursionen finden im Haus der Badischen Heimat, Hansjakobstr. 12, Erdgeschoss, 79117 Freiburg statt. Ihre Teilnahme geben Sie bitte rechtzeitig der Geschäftsstelle des Landesvereins unter Tel. 0761/73724 oder E-Mail: info@badische-heimat.de bekannt.

Die Teilnahme ist für Mitglieder des Landesvereins kostenfrei.

Zum Gedenken an Dr. Erhard Richter

Ein Leben für die Geschichte

Geschichte war für ihn stets gelebtes Leben – und aus humanistisch geprägter Sicht wollte er stets verstehen, warum Menschen so und nicht anders gelebt haben.

Am 26. Juli 1927 in Grenzach geboren, studierte Erhard Richter nach dem Schulbesuch, der durch den Reichsarbeitsdienst, den Dienst bei der Kriegsmarine und durch die englische Kriegsgefangenschaft unterbrochen war, Germanistik, Romanistik und Sport. 1964 heiratete er seine Frau Erika, geborene Knoche, die ihn stets bei seinen Arbeiten in vielseitiger Weise unterstützte. Drei Jahre später erblickte Tochter Carola Lambelet das Licht der Welt.

Von 1962 bis 1969 unterrichtete Erhard Richter am Scheffel-Gymnasium in Bad Säckingen und wurde 1969 Leiter des neugegründeten Progymnasiums Grenzach.

Es scheint kein Thema gegeben zu haben, das ihn nicht interessiert hat.

Dies beweisen seine umfangreichen Arbeiten und Ehrenämter, sei es als Flurnamenforscher, Ausgrabungsleiter, Verantwortlicher Schriftleiter der Publikation »Das Markgräflerland – Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur« oder als Mitbegründer, langjähriger Regisseur und Vorsitzender der *Burgfestspiele Rötteln*. Als Leiter der Arbeitsgruppe Archäologie im Grenzach-Wyhlener Verein für Heimatgeschichte leitete er an nahezu zwanzig Fundplätzen am Hochrhein und im Wiesental die teilweise oder vollständigen Ausgrabungen von römischen Gebäuden.

Erhard Richter hat die Ergebnisse dieser archäologischen Ausgrabungen in zahlreichen Beiträgen in der Schriftenreihe »Das Markgräflerland« veröffentlicht und somit auch für die Öffentlichkeit dokumentiert.

Triebfeder war für Erhard Richter die von dem spanischen Kulturphilosophen *Ortega y Gasset* geprägte Überzeugung, dass jede Kulturgesinnung einfach notwendigerweise eine Bindung an die Vergangenheit sei, und das Aufgeben dieser historischen Kultur unweigerlich in die Barbarei führe. Wenngleich Erhard Richter auch immer betont hat, »dass neben dieses hohen Gedanken auch ganz einfach das Glück des Findens eine Rolle gespielt hat«. Neben dem Suchen, Forschen, Finden und Dokumentieren, war für Erhard Richter auch immer das Erhalten ein wichtiges Ziel, das Sichtbar- und Erlebbarmachen römischer Spuren in der historischen Kulturlandschaft.

Eines seiner Spezialgebiete waren »Flurnamen«. Neben seiner Dissertation über »Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach in ihrer sprachlichen, siedlungsgeschichtlichen und volkskundlichen Bedeutung« (1962) stammen auch die Flurnamenarbeiten über Herten (1999), Inzlingen (2004), Wintersweiler (2008), Welmlingen (2010) und Schallbach (2013) aus seiner Feder. Nicht vergessen werden darf das zweibändige Werk »Beiträge zur Geschichte von Grenzach-Wyhlen und Umgebung« (1999/2011).

Bei der Verleihung des *Hebeldankes* am 15. Mai 1982 würdigte dessen damaliger Präsident, Dekan i. R. Gerhard Leser, das Werk und Wirken Erhard Richters unter anderem mit den Worten: »Der Pädagoge Erhard Richter unterhält seine Zuschauer, Zuhörer, Leser und Schüler nicht nur; er beabsichtigt zu bilden und das Leben in seiner Schönheit, Verantwortlichkeit und Gefährdung bewusst zu machen.«

Zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen sind dem Verstorbenen zuteil geworden, so unter anderem: Bundesverdienstkreuz (1979), Hebeldank des Hebelbundes Lörrach e. V. (1982), Ehrenplakette des Schwarzwaldvereins (1983), Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental (1992), Ehrenmedaille in Gold des Landkreises Lörrach (1996), Ehrenmitglied des Vereins für Heimatgeschichte Grenzach-Wyhlen e. V. (1997), Ehrenbürger der Gemeinde Grenzach-Wyhlen (1997), Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg (2000), Landespreis für Heimatforschung (2000) und Ehrenvorsitzender des Geschichtsvereins Markgräflerland e. V. (2011).

Für viele Mitmenschen war Erhard Richter nicht nur ein lieber Freund, sondern auch ein Helfer und Ratgeber in vielen Dingen.

Das Markgräflerland und die Region am Oberrhein sind um eine liebenswerte Persönlichkeit ärmer geworden. Doch die in vielen Jahren entstandenen wertvollen historischen Arbeiten werden die Erinnerungen an Erhard Richter wachhalten und die unzähligen Begegnungen mit ihm unvergessen machen. Vermutlich nicht selten wird man sich auch zukünftig beim Versuch ertappen, nachzuschauen, »was Erhard Richter dazu gesagt und geschrieben hat«. Am 16. Juli 2019 ist Erhard Richter nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von 91 Jahren friedlich eingeschlafen.

Die Anteilnahme gilt seiner Frau Erika mit Familie und den Angehörigen. *Elmar Vogt*

Wir trauern um Dr. Hans-Jürgen Vogt

Seit 2011 war er Vorsitzender der Regionalgruppe Karlsruhe, die er in schwieriger Zeit übernommen hatte.

Herr Dr. Vogt war in vielen Bereichen der badischen Geschichte, aber auch der gegenwärtigen Entwicklung Badens, der Region und besonders der Stadt Karlsruhe bewandert. Als Stadtrat verfügte Herr Dr. Vogt über gute Beziehungen und Kontakte zu Amts- und Würdenträger der Stadt Karlsruhe und zu den Leitern verschiedener Karlsruher Institutionen. Zudem besaß er eine außerordentlich umfangreiche Bibliothek nicht nur über sein Hauptsammelgebiet, der Geschichte des Nahen Ostens, sondern auch über Baden und Badische Geschichte, die er bereitwillig als Leihgaben für Ausstellungen zur Verfügung stellte. Nichts freute ihn so sehr, als Menschen, insbesondere Mitglieder der Badischen Heimat, mit seiner Sammelleidenschaft bekannt zu machen und sie durch seine reichhaltige private Bibliothek zu führen.

Seine Kontakte und seine profunden Kenntnisse nutzte er, um ein facettenreiches Veranstaltungsprogramm zu erstellen, das halbjährlich im Vorstand der Regionalgruppe ausgearbeitet wurde.

Exkursionen führten im geschichtlichen Bereich zu Ausstellungen von Museen und Archiven, im ökonomischen Bereich zu Firmen, die in Karlsruhe und Umgebung ihren Sitz haben oder auch zu Institutionen in Karlsruhe wie z. B. der Bundesanstalt für Wasserbau oder dem Naturschutzzentrum Rappenwört.

Unvergessen sind auch die thematischen Tagesausflüge. So wanderte die Badische Heimat etwa »Auf den Spuren von Joos Fritz«, dem aufständischen Bauernführer, ins Kraichgauer Hügelland oder »Auf den Spuren von Grimmelshausen« ins Renchtal, um vor Ort mit dem Leben des Autors und seines »Simplicius Simplicissimus« vertraut zu werden.

Ganz besonders lag Herrn Vogt das Thema Glaube und Religion am Herzen: Unter der Reihe »Stätten des Glaubens« organisierte Herr Vogt dabei Exkursionen zu Kirchen und Gotteshäusern, die schon lange in Karlsruhe und Umgebung ihren Sitz hatten oder auch zu solchen, die neu hinzugekommen sind. Ganz besonders in Erinnerung für die Mitglieder der Badischen Heimat sind einen Besuch in der An-Nur-Moschee und im Christlichen Missionswerk.

Nicht unerwähnt bleiben darf das Engagement bei den Veranstaltungen zu »900 Jahre Baden«, zum Stadtgeburtstag, zu den Badischen Heimattagen und zu den Verfassungsfeiern anlässlich der Badischen Verfassung von 1818.

Herrn Dr. Vogt war aber auch bewusst, dass ein Verein wie die Badische Heimat von gefühlsmäßiger Bindung geprägt wird. Dazu dienten nicht zuletzt Besuche in historischen Gaststätten, deren Geschichte und Ausstattung dazu angetan sind, eine kulinarisch-historische Verbindung einzugehen. Zudem war er im wahrsten Sinn des Wortes ein guter Geschichte- und Geschichtenerzähler und hatte die Gabe, durch seine Witze eine ganze Gesellschaft in Stimmung zu bringen.

Die Badische Heimat verliert mit Dr. Hans-Jürgen Vogt einen profunden Kenner der Badischen Geschichte. Unser Mitgefühl gehört seiner Familie. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Dr. Volker Kronemayer

Buchbesprechungen

Delphine Mann, Allemagne pour Alsaciens et germano-curieux. Voyage au centre de la frontière. Éditions du signe, Strasbourg 2018, 236 Seiten. ISBN-978-2-7468-3624-2.

Zu Beginn dieses Jahres wurde zwischen Frankreich und Deutschland der Aachener Vertrag unterzeichnet, der die Förderung der Zusammenarbeit wie auch der Zweisprachigkeit in den Grenzregionen vertraglich festgeschrieben hat. Ein wichtiger Schritt, zumal, vor allem in den Köpfen, die Grenze beiderseits des Rheins nach wie vor spürbar ist. Umfragen zeigen immer wieder wie gering das Wissen über den unmittelbaren Nachbarn ist, wie zählebig Vorurteile oder verkürzte Wahrnehmungsmuster, gerade auch in der oberrheinischen Grenzregion, fortbestehen.

Das von Delphine Mann vorgelegte Buch ist daher nicht nur ein sehr verdienstvoller, sondern auch ein überaus überzeugender Beitrag, um diesen Defiziten abzuhelfen. Ihr persönlicher Werdegang hat sie dafür geradezu prädestiniert. Die Politikwissenschaftlerin war über 10 Jahre im Europaparlament, anschließend 15 Jahre in elsässischen Gebietskörperschaften tätig, sie war Leiterin des Colmarer Tourismusbüros und arbeitet heute im *Conseil départemental* des Oberelsass in maßgeblicher Funktion an der Gestaltung des Post-Fessenheim-Prozesses mit.

Mit ihrem Buch will sie die Elsässer und all jene, die neugierig auf Deutschland sind, dazu ermutigen, den Rhein zu überschreiten, auf Entdeckungsreise zu gehen und sich auf Begegnungen mit den Nachbarn einzulassen. Die Brezel auf dem Buchumschlag steht für die symbiotische Einheit der oberrheinischen Landschaft, die Farbe Blau für europäische Offenheit und Modernität. Allerdings ist das Buch kein Reiseführer, der wie in routinierten, der Branche sonst üblich, touristische Highlights standortspezifisch abarbeitet. Auch lässt es sich nicht in eine bestimmte Kategorie einordnen, dazu ist es zu originell, zu essayistisch oder feuilletonistisch. Die ausgesprochen germanophile Autorin versteht sich als Brückenbauerin, als aufmerksame interkulturelle Beobachterin, die subtile Besonderheiten und Eigenarten der rechtsrheinischen Nachbarn skizziert, diese aber auch immer wieder ins Elsass zurückspiegelt. In diesem Kontext bescheinigt sie allerdings ihren Landsleuten, dass sie auch sich selbst viel zu wenig kennen. Dies gilt für die Kenntnis der eigenen Kultur und Geschichte wie auch der eigenen Sprache. Somit bleiben ihnen auch die Verwobenheiten der eigenen Regionalkultur, die historisch gewachsenen Verbindungen mit dem germanischen Kulturraum weitgehend verborgen. Sie selbst jedoch empfindet es für sich als einen eminenten Vorteil, als eine einmalige Chance, an der Nahstelle zwischen zwei bedeutenden, sich wechselseitig bereichernden Kulturen leben zu dürfen.

Das Buch gliedert sich in 43 Kurzkapitel, denen zur atmosphärischen Einstimmung jeweils ein symbolträchtiges Foto vorangestellt ist. Der Fokus richtet sich auf Freiburg und den Schwarzwald, die als Schleusen für das zu entdeckende Deutschland ins Spiel kommen. Jenseits kultureller Wertschätzung ist dieses für sie vor allem Ausdruck einer ausgeprägten Modernität, Dynamik und Offenheit. Die Autorin bietet in bunter Mischung Impressionen über Lebensgewohnheiten, Brauchtum, Traditionen, Konsumneigungen oder Lebensstile, hält aber auch feinsinnige Reflexionen über den Heimatbegriff, die Wander- und Reiselust der Deutschen oder deren Vorlieben für Musik oder Philosophie bereit. Vergleichende Seitenblicke auf elsässische Befindlichkeiten oder Lebensstile schärfen den Blick für Gemeinsamkeiten im Großen wie auch für Unterschiede im Kleinen. Im Ergebnis entsteht so ein ebenso spannendes wie anspruchsvolles Psychogramm der badisch-deutschen Nachbarn, das durch literarische Verweise, historische Einblendungen und soziologische Beobachtungen auch größere Zusammenhänge sichtbar zu machen versteht. Für den deutschen Leser ist das Buch nicht zuletzt auch deshalb von großem Interesse, weil es eine Außenperspektive bietet, den Badenern somit vor Augen führt, wie sie von der elsässischen Seite aus wahrgenommen werden. Von daher wäre es höchst wünschenswert, dass das Buch möglichst bald auch für den Leser in einer deutschen Übersetzung vorliegen könnte. *Gerd F. Hepp*

Anette Borchardt-Wenzel, Frauen in Baden. Ein biografischer Streifzug durch die Geschichte, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2018.

Mit ihrem Buch »Frauen in Baden« erzählt die Autorin badische Geschichte einmal anders, indem sie ausschließlich Frauen in den Blick nimmt. So gelingt ihr eine höchst umfangreiche Zusammenstellung all jener Frauen, die entweder in Baden beheimatet waren oder in irgendeiner Form mit dem Landesteil in Verbindung stehen. Die über 80 Einzelpersonen umfassende Auswahl nimmt prominente Beispiele wie Großherzogin Luise, Bertha Benz und Aenne Burda in den Blick. Eher überraschend und durchaus originell ist hingegen die Berücksichtigung von z. B. der Schauspielerin Sonia Ziemann und dem Mannheimer »Fräuleinwunder« Christiane Schmidtmer.

Die Autorin geht chronologisch vom Mittelalter bis in die Gegenwart und stellt den LeserInnen »Pionierinnen in ihrem Feld« vor. Kurze Einführungen in den jeweiligen historischen Zeitabschnitt helfen bei der Orientierung. Durchgängig angesprochene Aspekte sind dabei »politische Partizipation« von Frauen sowie klassisch weibliche Themen wie Gesundheits- und Sozialpolitik.

Auf besonderes Interesse stoßen die Beispiele von einfachen Frauen aus dem Volk, z. B. den Näherinnen aus Stockach, einer Gruppe von Arbeiterinnen der Firma Schiesser, die in der Hochphase der Industrialisierung den Kampf um gerechte Löhne aufnahmen. Ihr Aufbegehren, wie das vieler anderer im Buch verzeichneter Beispiele, wurde jedoch von den herrschenden Männern im Keim erstickt. Für das Zusammenstellen der Biografien all dieser bislang wenig beachteten Frauen ist die Autorin ausdrücklich zu loben.

Zum 100-jährigen Jubiläum des Frauenwahlrechts leistet die Autorin mit dem vorliegenden Werk einen interessanten Beitrag zur badischen Geschichte, indem sie bislang wenig beachtete Frauen aus dem historischen Schatten ins Zentrum rückt. Dem intensiv recherchierten und in unterhaltsamen Ton verfassten Buch ist eine nicht nur weibliche Leserschaft zu wünschen.

Annette Hardock

Jürgen Finger, Eigensinn im Einheitsstaat. NS-Schulpolitik in Württemberg, Baden und im Elsass 1933–1945 (= Historische Grundlagen der Moderne. Moderne Regionalgeschichte, hg. von Eckart Conze u. a.), Nomos Verlag, Baden-Baden 2016.

Die mit 603 Seiten voluminöse Schrift ist die 2010 an der Universität Augsburg entstandene und für die Zwecke der Publikation »gekürzte und überarbeitete Fassung« der Dissertation des Verfassers. Er erhielt für die Promotion einen Preis der Universitätsstiftung Augsburg für Nachwuchswissenschaftler. Inzwischen ist der Autor Abteilungsleiter im Deutschen Historischen Institut in Paris. Seine Dissertation war unter dem Titel »Das ›nationalsozialistische Wollen‹ zur Volksgemeinschaft. Schule, Polykratie und der deutsche Südwesten 1933–1945« eingereicht. Ihm ging es um einen topographisch-demographischen, an Schultypen orientierten Vergleich des Schulwesens in Württemberg und Baden (III. Südwestdeutsche Schulsysteme 1933–1945, S. 129–240). Er bezog aber auch das Elsass in seine Untersuchung ein (IV. An der Schnittstelle: das Elsass im ›Oberrheingau‹, S. 241–367). Und darum war der Titel zumindest aus französischer Perspektive nicht korrekt – wäre doch das Elsass als Teil des »deutschen Südwestens« vorgestellt worden.

Unser Landesverein »Badische Heimat« besaß, mit seinem 1940 auf obrigkeitlichen Druck übernommenen Namen »Oberrheinische Heimat«, besondere Nähe zu dem von Jürgen Finger untersuchten Verwaltungsdistrikt »Oberrheingau«. Leser der Quartalshefte werden daher in seiner Publikation Kapitel entdecken, die sich für die Lektüre zur Vertiefung des eigenen Geschichtswissens besonders eignen.

Berliner Politik und örtlicher »Eigensinn«

Aus Berliner Sicht würde das Untersuchungsthema auch lauten können: In welchem Umfang gelang es dem zuständigen Reichsminister für Erziehung und der Reichs-Parteileitung ihre Ziele in den Schullandschaften Württembergs, Badens und des »Oberrheingaues« (Baden und Elsass) durchzusetzen?

In der Bibliographie des Verfassers finden sich Quellen aus Archiven und behördliche Publikationen, sodann zeitgenössisches Schrifttum (»bis 1945«)

und »Neuausgaben«, d. h. Schrifttum nach 1945, auch aus französischer Feder.

Für die Kultur- und Germanisierungspolitik benennt der Verfasser Arbeiten beobachtender, »oft politisch aktiver« Elsässer, denen daran gelegen war, »das ungewöhnliche und komplexe Schicksal des Elsass und seiner Bewohner« darzustellen, und zu vermeiden, dass Paris dieselben Fehler mache wie nach 1919. Da beim Straßburger Chef der Zivilverwaltung »wenige überlieferte Akten« vorlagen, zog Finger bevorzugt die Akten der mittleren und unteren Schulverwaltungen heran. Ergänzend bietet er Auszüge aus privaten Unterlagen, in denen man ein lebensnahes Bild über die Beziehungen zwischen Elsässern und Reichsdeutschen gewinnt (z. B. S. 301). Nicht selten behaupteten sich kommunale Eliten gegen die Planungen der deutschen Schulverwaltung in Straßburg mit Erfolg. Am Beispiel des Kreises Thann zeigt der Verfasser, mittels vorgefundener Akten, einen Widerstand gegen den Ausbau des höheren und mittleren Schulwesens auf: »Bis 1942 hatte sich das Schulwesen in Thann ganz im Sinne der örtlichen Stellen entwickelt.« (S. 333).

Lehrerversetzungen im Oberrheingau

In einem Überblick über die »südwestdeutschen« Schullandschaften wird festgestellt, dass sich Kontinuitäten der Weimarer Republik gegenüber der NS-Ideologie Schranken setzend behauptet hätten, was den von Heinz-Elmar Tenorth formulierten Forschungsstand bestätigt (vgl. Grenzen der Indoktrination, in: Drewek, Peter u. a. (Hg.), Ambivalenzen der Pädagogik, Weinheim 1995, S. 335 ff.). Die »vereinseitigenden Perspektiven früherer Forschung zur Bildungsgeschichte des NS« wurden revidiert. Anders nämlich als Berlin es wollte, hat Baden die Gymnasien nicht in die preußische, von den Nationalsozialisten bevorzugte »Oberschul«-Form überführt, wie Württemberg sie akzeptierte. In Baden blieb das bestehende weitmaschige Netz gymnasialer Bildungswege weitgehend erhalten (S. 232). Die Privatschulen hingegen mussten der nationalsozialistischen »Heimschul-Politik« weichen.

Die Versetzungen fachlich geeigneter regimenaher badischer Lehrer ins Elsass und elsässischer Lehrer ins Badische galt als Voraussetzung dafür, dass die Ziele der Berliner Schulpolitik erreicht würden. Sie bestanden neben der quantitativen und qualitativen Verbesserung des elsässischen Schulsystems in dessen Eindeutschung (»Germanisierung«) und ideologischer Anpassung. Reichsstatthalter im Gau Baden, Robert Wagner, Chef der Zivilverwaltung im Elsass und als solcher für die Durchsetzung der Berliner Vorgaben im besetzten Nachbarland verantwortlich, sträubte sich »seine« badischen Lehrkräfte zur Verwendung in der Ostmark zur Verfügung zu stellen – er benötigte sie dringend im Elsass. Auch war die Umschulung der französisch ausgebildeten Lehrer zu »deutschen« Lehrern keine einmalige Sache. Sie musste durch »die regelmäßig weltanschauliche und fachliche Schulung in … Organisationen der Partei« fortgesetzt werden. Das bedeutete, dass die elsässischen Lehrer lernen sollten, welches die historische Rolle Frankreichs in Europa und im Elsass war, indem ihnen »die ›richtige‹ Frontstellung präsentiert« wurde (S. 294). Lehrkräfte an Gymnasien genossen übrigens bei Umschulungen in Baden mehr Bewegungsspielraum als Volksschullehrer, die in Lagern untergebracht wurden, wo Wehrsport, Weltanschauung und Propaganda im Mittelpunkt standen.

Die Nichtannexion des Elsass nach dem Sieg über Frankreich hatte bekanntlich die Wirkung, dass das französische Territorium nach dem Völkerrecht nach wie vor zu Frankreich gehörte und die Einberufungen von Elsässern gegen deren Willen (»contre nous«) zum Dienst in der Wehrmacht völkerrechtswidrig war. (Karl Stiefel erwähnt ohne Quellenangabe einen »in seiner Existenz bestrittenen Geheimvertrag« zwischen Hitler und Pétain über die Annexion des Elsass gleichzeitig mit dem Waffenstillstandsvertrag vom 22.6.1940 (Baden Bd. 1, Karlsruhe 1972, S. 376).)

Der deutsche Sicherheitsdienst prognostizierte die Übernahmen in den Schuldienst bei einer Bewerberzahl von 6000 im gesamten Elsass auf 4000, was den späteren Ergebnissen nahe kam (S. 289). Wenn gleichwohl die Schulverhältnisse in den Kommunen unter Stress gerieten, dann wegen der überhasteten Eindeutschung und zwanghafter nationalsozialistischer Anpassung. Ein Besucher aus dem Alt-Reich wird mit dem Spruch zitiert: »Uns hat man den Nationalsozialismus löffelweise beigebracht, Euch aber bringt man ihn mit Schubkarren« (S. 308).

Badisches Schulwesen und elsässische Selbstbehauptung

Mit großem Aufwand und hohen finanziellen Folgelasten betrieben der Chef der Zivilverwaltung im Elsass, Wagner, und der badische Kultusminister Schmitthenner bei der Schulreform eine »badische Lösung«, bei der von Straßburg aus zunächst provisorisch sechs gemeinsame Bezirks- und Stadtschulämter für die Gymnasien errichtet wurden, bevor dann für die Volksschulen in jedem elsässischen Stadt- und Landkreis ein Schulamt entstand.

In Schulleiterstellen wurden bevorzugt heimgekehrte Altelsässer und ins Elsass versetzte badische Lehrkräfte eingewiesen. Das führt den Verfasser zu der Umschulung, Personalpolitik und Germanisierung betreffenden, spitzen Frage: »Ein deutsches oder ein badisches Elsass?« (S. 280). Bei der Beantwortung geht es zunächst um die Voraussetzungen der Germanisierungsaufgabe: Sie fand »primär über Sprachpolitik, die Einführung des deutschen Schulsystems, die Anpassung der Unterrichtsinhalte und die Schulung des Lehrpersonals statt« (S. 305). Davor stand mit Rückblick auf die Zeit vor 1940 die Säuberung des Lehrkörpers: »Wer war wie französisch?« In Fragebogenform sollten – formal ähnlich der Denazifizierung nach dem Mai 1945 in den alliierten Besatzungsgebieten Deutschlands – zur Mitwirkung an der Germanisierungsaufgabe *ungeeignete* frankophile (u. a. Mitgliedschaft in französischen Kulturvereinen) und *geeignete* prodeutsche Profile von Bewerbern (Mitglied in der deutsch-elsässischen Heimatbewegung) sichtbar gemacht werden.

Regionale Verwaltungswissenschaft

Finger untersucht das »nationalsozialistische Wollen[s] zur Volksgemeinschaft«, wie der ursprüngliche Titel der Dissertation lautete, in den Schullandschaften Württembergs, Badens und des Elsass. Letztere im Status des Oberrheingaus, mit Straßburg anstelle von Karlsruhe als gemeinsamer Hauptstadt. Durch die Anwendung historischer und sozialwissenschaftlicher Methoden wirft er nicht nur Licht auf die Geschichte dieser Länder im Dritten Reich, sondern leistet auch einen Beitrag zur regionalen Verwaltungsforschung.

Die nationalsozialistische Ideologie, Zielhorizont damaliger Schulpolitik, wird als Beimischung im Verwaltungsgeschehen behandelt. Die Frage war, wo ideologisch konditionierte Probleme auftraten und bis zu welchem Grad sie – zum Beispiel durch die Reaktion der Schüler – den Schulalltag belasteten. Um Antworten auf der Ebene des Verwaltungshandelns zu finden, hat der Verfasser ideologische Ziele zum Teil in »wertneutrale« Begrifflichkeiten verwandelt. So versteht er die Idee der Volksgemeinschaft »im Rückblick als analytische Kategorie« (S. 20). Auch den wertgeladenen Begriff der Hobbes'schen Staatslehre verwendet er analytisch: »Leviathan« (R. Capitant) wird ihm zu einer »Kernvorstellung moderner Staatlichkeit« (ebd.).

Im Ganzen stellt die Dissertation Fingers eine materialreiche, methodologisch ambitionierte Regional-Analyse nationalsozialistischer Bildungspolitik dar, für die Schulverwaltungen und lokale Eliten unterschiedlich empfangsbereit waren. Das Erziehungs- und Bildungswesen am Oberrhein wird nämlich nicht nur auf Basis politischer Propaganda, sondern auch von Amtshandlungen der Schulverwaltungen und Aktivitäten örtlicher Eliten beschrieben. Weil dabei Regionalgeschichte und Verwaltungswissenschaft verbunden eingesetzt werden, bemerkt der aufmerksame Leser, dass *regionale Verwaltungswissenschaft* auch historische Horizonte eröffnet.

Paul-Ludwig Weinacht

Jean Georges Trouillet: Les Chemins de fer Impériaux d'Alsace-Lorraine / Reichs-Eisenbahnen in Elsass-Lothringen, Drei-Exen-Verlag, Husseren-les-Châteaux, 2018, 472 Seiten, ISBN 978-2-9565934-0-9.

Mit seinem voluminösen, sehr reich bebilderten Band über die Reichs-Eisenbahnen in Elsass-Lothringen in der Epoche zwischen dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und dem Vertrag von Versailles nach dem Ende des Ersten Weltkrieges (im Sprachgebrauch der Franzosen »la Grande Guerre«, der große Krieg) legt Jean-Georges TROUILLET ein Werk vor, dem man schon beim ersten Durchblättern seine fünfzehnjährige Genese mit sorgfältigen, äußerst umfangreichen Recherchen anmerkt.

Nach beiden Seiten im historisch komplizierten Verhältnis der deutschen und französischen Nachbarn bricht der selbstbewusste elsässische Autor Tabus, nicht politisierend, aber objektiv überzeugend durch die immense Fülle der Dokumente, Fotos und analysierenden Texte, so dass der Leser Aspekt um Aspekt kritisch und oft genug von den Fakten überrascht nachvollziehen kann, was ihm an fast überquellendem historischem Material angeboten wird und doch mit sicherer, leicht nachvollziehbarer Systematik dargestellt ist. Urteile fällt der Autor sehr behutsam, sie sind aufgrund der Faktenlage vom Leser leicht nachzuvollziehen. Und der tut gut daran, das gewichtige Werk am Tisch zu betrachten und zu lesen, vor- und zurückzublättern beim Studium der fein ineinander verzahnten Kapitel.

Überrascht ist der Leser über die Erkenntnisse aus den graphisch hervorragenden Statistiken, hilf-

reichen geographischen Skizzen, die den Aufbau eines Eisenbahnnetzes in Elsass-Lothringen mit Anbindung an Belgien, Luxemburg und sämtlichen europäischen Ländern dokumentieren. Der Unterhalt dieses Netzes und die für die damalige Zeit hervorragenden Pionierleistungen auf dem Gebiet der Logistik, der ökonomischen und sozialen Zielsetzungen zeigen, dass es nicht nur um Eisenbahnen, sondern um eine ganz neue Zivilisation ging. Und hier zeigt sich die besondere Note des enzyklopädischen Buches. Ob es um Technik und ausgeklügelte Fahrpläne geht oder um sich eröffnende neue Wirtschaftsräume und das Zusammenrücken europäischer Regionen, auch nicht bei den Kriegsvorbereitungen, in jedem Kapitel sind die Menschen in Nah- oder Gruppenaufnahmen dominant. Das in wenigen Jahrzehnten bis auf 1800 km anschwellende Schienennetz der internationalen Verkehrsdrehscheibe Elsass-Lothringen muss noch von einem großen Aufgebot von ca. 12 000, später von 23 000 Fachkräften betrieben werden. Hinter diesen stehen die Familien mit einem Vielfachen an Personenzahl und ihren Bedürfnissen.

Die Besonderheit des Buches besteht in der plausiblen Darstellung durch Text und Bild bei der notwendigen Abstimmung von Bauwesen, Jurisdiktion, Technik, Information, Ökonomie, Politik und Staatsauffassung mit dem Faktor Mensch. Aus heutiger Sicht Kurioses, z. B. gesteuerter landsmannschaftlicher Proporz des Dienstpersonals, mischt sich mit sozial-revolutionären Errungenschaften wie erste Krankenkassen, Bau von bezahlbaren Dienstwohnungen, effektives Schulwesen und Weiterbildungen, Erholungsheimen, Gesundheitsfürsorge durch bahneigenes medizinisches Personal bis hin zu Interessenvertretungen in neu geschaffenen Körperschaften und kulturell attraktiven Gemeinschaftsveranstaltungen.

Immer wieder wechselt der Zoom des Autors von europäischen Aspekten zur Nahauflösung vor Ort. Wie hängt im Nord-Süd-Verkehr das Nadelöhr des Gotthardtunnels mit dem Nahverkehrssystem für Arbeiter und Beamte der Reichsbahn, aber auch des Schülerverkehrs zwischen Dörfern und Kleinstädten zusammen? Welche enormen informationstechnischen Anstrengungen wurden unternommen, um via Telegraphen und erste Telefonnetze die tägliche Herausforderung der Pünktlichkeit und des exakten Ablaufes auf den Schienennetzen zu erreichen? Ohne Pflege des Gemeinsinnes und bei aller Taktierung des Alltags durch den Fahrplan war die Tugend der Verlässlichkeit selbstverständlicher Wert in den Wohnkolonien der Bahnbediensteten. Man wusste um seinen Eigenwert im Dienst beim Güteraustausch des erz- und kalireichen Elsass mit dem Kohlebergbau des Saarlandes und der Verhüttung und Stahlgewinnung des Ruhrgebietes. Uniformen und deutliche Dienstabzeichen am Kragen sorgten für Erkennung, Anerkennung und Respekt. Zudem galt der Schienenverkehr mit seinen sehr seltenen Unfällen als sicherster Personentransport.

Die soziologischen Untersuchungen zum sog. »goldenen Zeitalter der Reichsbahnen« zwischen 1890 und 1914 geben interessante Aspekte zur landsmannschaftlichen Zusammensetzung des Dienstpersonals. Die Hälfte bestand aus Elsässern, die andere Hälfte aus Badenern, Hessen, Pfälzern und Württembergern, die mit den Elsässern gut auskamen, doch nicht so sehr mit den Preußen. Die Klassen der Arbeiter, der unter Eid auf Kaiser und Vaterland stehenden Beamten und den fast durchweg aus Preußen bestehenden hohen Dienstgraden bildeten ein interessantes Gemisch. Aber die großen Pioniere, Planer und Strategen wie der Preuße Mebes und der in Baden und im Oberelsass agierende Textilfabrikant Köchlin sahen das Funktionieren eines Eisenbahnnetzes im Zusammenhang mit den jeweils regionalen und lokalen wirtschaftlichen Möglichkeiten. Diesen ordneten sie nationale und staatspolitische Ambitionen ihrer Zeit unter. Sogar Bismarcks Bestrebungen, die Eisenbahnen unter unmittelbaren zentralpolitischen Zugriff zu bekommen, scheiterten am Stolz, der Macht dieser neuen Infrastruktur und vor allem am europäischen Denken dieser nicht ersetzbaren Eisenbahnstrategen. Solche hohen Beamten sorgten auch dafür, dass das Eisenbahnpersonal mit seinen Familien Zentraleuropa kennen lernte durch besondere Vergünstigungen auf den Fernzügen. Mitglied in irgendeiner Form bei der Reichsbahn bedeutete: privilegierter Status.

Dass ein komplexes Verkehrssystem, das Wirtschaftsräume verbindet und neue schafft (Straßburg, Metz, Luxemburg, Mülhausen/Colmar), mit der Wirtschaftsmacht der Zulieferer aus allen Gewerken und Berufen und der galoppierenden Öffnung in alle europäischen Räume auch eine relative Autonomie gegenüber dem Staatsapparat verlangt, sahen Planer wie Mebes, Köchlin u. a. voraus. Sie förderten dies auch. Nicht wegzudenken ist die Kopplung von Schienenverkehr, Brief- und Paketpost und die damit verbundene weitere Selbständigkeit der Region Elsass-Lothringen. Diese ging nach 1918 unter dem französischen Zentralismus weitgehend verloren.

Leider war die politische Entwicklung zwischen den Nationen so verlaufen, dass am Vorabend des Ersten Weltkrieges auf allen Seiten die Ideologie des »Unvermeidlichen Krieges« (s. Kapitel L'inéluctable)

stand. Trouillet gebührt das Verdienst, der Eisenbahngeschichte von Elsass-Lothringen, die einseitig auf die militärische Vormachtstellung Preußens abzielte, eine wesentlich differenziertere Sichtweise nachgewiesen zu haben. Die Möglichkeit der neuen Technik der Eisenbahnen zu einem europäischen wirtschaftlichen und kulturellen Miteinander wurde aber durch die Politik jäh gestoppt. Sie wurde in ihr Gegenteil verkehrt. Der erste gigantische Stellungskrieg der Menschheitsgeschichte pervertierte die verheißungsvolle Technik in ihr Gegenteil. Hunderttausende von Menschen wurden so schneller mit den neuen Waffen in den sicheren Tod geführt. Auch in diesem Kapitel stellt Trouillet die menschlichen Schicksale eindrücklich in den Vordergrund.

Was das Buch auch besonders auszeichnet, sind die Details, die einen bezeichnenden Charakterzug des Autors unterstreichen, nämlich die Gründlichkeit und Genauigkeit beim Zusammenstellen aussagekräftiger einzelner Indizien: Menschenschicksale auf Postkarten, die Systematik der Fahrkarten, die Büroorganisation der Stationsvorsteher, die Ausflüge der Eisenbahnerfamilien, Reportagen über aufgeflogene Spionageringe, Zeremonielle kaiserlicher Visiten, aufschlussreiche Frachtbriefe, die neue Architektur der Bahnhöfe und Eisenbahnerblocks, die Salon-, Schlaf- und Speisewagen des Fernverkehrs, Menükarten der Bahnhofrestaurationen, die Selbstversorgung aus den Schrebergärten des Streckenpersonals, nicht zu vergessen die romantisch-idyllischen Landschaften, die für jedermann zugänglich wurden.

Geschrieben in französischer Sprache, doch mit zusätzlichen Kurzkommentaren in deutscher Sprache bei den Fotos, ermöglicht das Buch allein durch die intensive Bebilderung auch dem nicht frankophonen Betrachter ein fast komplettes Verstehen der Zusammenhänge. Die Hoffnung des Autors, die er im französischen Vorwort ausdrückt – das deutsche enthält lediglich eine Einführung in die Faktenlage –, bezieht sich auf eine neue, von Vorurteilen freie französische Geschichtsschreibung über die Jahre von 1871 bis 1918. Das Schicksal des Elsässers kann dabei wie ein Katalysator wirken. Und das nicht nur wegen seiner grundsätzlichen Zweisprachigkeit.

Die Widmung des Buches für seine Frau, seine Kinder und seine Eltern als Dank für die Zeit seiner langjährigen Recherchen spricht für seinen Familiensinn und das Aufdecken einer »linea perennis«, der notwendigen Seilsicherung auf dem schmalen Grat objektiver Geschichtsforschung. *Hans Zier*

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. Mobil 01 72 / 5 99 03 79 Tel. dienstl.: 0 76 24 / 90 89 20 m.roder-oeschger@jost-steuerberater.de
Schriftführerin	Dr. Ursula Speckamp Schubertstr. 4 79104 Freiburg	info@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 joachim.mueller-bremberger@gmx.de
Beisitzerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Beisitzer	Prof. Dr. Gerd F. Hepp Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 07 61 / 4 33 18 gfhepp@arcor.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT		
AK Badische Industriekultur Ulrich Boeyng	Südring 19 76773 Kuhardt	Tel. 0 72 72 / 7 33 39 Boeyng@t-online.de
Denkmalschutz Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 07 21 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
SK Natur u. Umweltschutz Uwe Heidenreich	Tiefer Weg 2 68766 Hockenheim	bfuhr@t-online.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 07 61 / 3 80 60 11 Fax 07 61 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Heinz Ohnmacht Vorstand BGV	Nussbaumstr. 69 75228 Ispringen	
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm.-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

BEAUFTRAGTE DES LANDESVEREINS		
Redaktionskonferenz **Vorsitz**	Dr. Ursula Speckamp Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Chefredakteur	Michael Kohler Eisenbahnstraße 43 76344 Eggenstein	heftredaktion@badische-heimat.de
Webmasterin	Kathleen Mönicke Im Schotten 1 79822 Titisee-Neustadt	Tel. 01 76 / 23 76 92 00 kathleen.moenicke@yahoo.de
Denkmalschutz und Architektur	Stephanie Zumbrink Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

REGIONALGRUPPEN MIT EIGENEM PROGRAMMANGEBOT		
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
Hochschwarzwald	Kathleen Mönicke Im Schotten 1 79822 Titisee-Neustadt	Tel. 01 76 / 23 76 92 00 kathleen.moenicke@yahoo.de
Karlsruhe	Marthamaria Drützler-Heilgeist Rhode-Island-Allee 4 a 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 602 85 314
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. priv. 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Jeff Klotz Am Anger 70 75245 Neulingen	
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de